

Trilogie:

**„Die Schöpfung“
„Die Gabe“
„Das Bekenntnis“**

Alexander Swidsinski
Stand 11.03.23
Charité-Berlin-Gahro

UNIVERSUM
und
WIR

-

Eine
nicht allzu kritische
Lebensphilosophie

„Die Schöpfung“
„Die Gabe“
„Das Bekenntnis“

Vor dem Einschlafen erzählt man dem Kind eine möglichst unge-
trübte Geschichte. Möge der Schatz unbeschwert ruhen und etwas
Schönes träumen. Die Erzählung muss nicht simpel sein, darf
ruhig nachdenklich stimmen, aber ihre Wendungen sollten stets
gut enden.

Meine Abhandlung bezweckt das Gleiche für alle Menschenkin-
der und in jedem Alter. Es ist „eine Gute-Nacht-Geschichte“ für
diejenigen, die nicht wissen, was der morgige Tag bringen wird.
Sie ist festgehalten in kurzen Fragen und Antworten zu Themen,
die wir gewöhnlich für selbstverständlich halten, ohne dass sie es
im Geringsten sind. Das sprunghafte Wechselspiel der Darstellung
proviziert zuweilen, aber nur, um auf die bestehenden Widersprü-
che unserer Auffassungen hinzuweisen. Jede Frage bietet Anlass,
sich aus dem Alltäglichen auszuklinken und das Gewohnte aus ei-
nem anderen Blickwinkel zu betrachten. Jede Antwort bringt
Hoffnung und Neugierde auf weitere Fortsetzungen. Der Inhalt ist
systematisch in drei Abschnitte eingeteilt.

„Die Schöpfung“

„Die Gabe“ und

„Das Bekenntnis“

Das letzte Buch fasst das Wesentliche der ersten beiden Bücher
zusammen, ohne auf die Einzelheiten von Physik, Biologie und
Kultur einzugehen. „Das Bekenntnis“ geht schnurgerade zum
wichtigsten Thema der Trilogie – dem menschlichen Geist über,
betrachtet seine Entstehung, Gegenwart und ferne Zukunft.

Die allzu Ungeduldigen können gleich damit beginnen, werden
dort aber keine ausführlichen Erklärungen finden.

Inhalt:

erstes buch

DIE SCHÖPFUNG	1
DAS LEBEN	3
EVOLUTION	7
Erklärungen der Evolution	
Zweckmäßigkeit	8
Zufall und Überlebenskampf	9
Widersprüche	12
Verbrechen.....	22
Werkzeuge der Evolution	24
Sexualität	25
Lebensräume	30
Geburt	33
Entwicklung.....	34
Hingabe.....	40
Jugend, Reife, Alterung	42
Lebensdauer	43
Tod	45
Territorien	47
Aggression	48
Grenzen	49
Glanz	50
DAS SOZIALE	
Schwarm, Schar, Rudel, Herde.....	52
Hierarchie	54
Parasitismus	55
Kooperation	57

Ehe	58
-----------	----

GESCHICHTE DES LEBENS

Ozean

Bakterien.....	59
Polymikrobielle Gemeinschaften	61
Eukaryot.....	62
Vielzeller.....	63
Trilobiten	63
Wirbeltiere	64

Landleben

Pflanzen	66
Insekten.....	66
Amphibien	67
Reptilien.....	68
Evolutionsschleife.....	71
Einstieg und Aufbruch.....	73
Übermacht und Gigantomanie.....	74
Untergang	75
Miniaturisierung	76
Auf und Ab	78

TEIL II

GENESIS	81
Autokatalyse	82
Entscheidung(s)Findung	84
ERFAHRUNG	85
Das Genetische	86
Ausbau des Eigenen.....	87

Vernetzung des Eigenen	89
Vernetzung des Gemeinsamen	91
Außergenetische Erfahrung	100

TEIL III

VERNUNFT	103
Freier Wille	104
Sinn, Reiz und Reaktion	105
Bedingte/unbedingte Reflexe	106
Triebe und Organe	107
Instinkt	107

TEIL IV

LEBENSPHILOSOPHIE

Wahrnehmung.....	113
Vorstellung und Phantasie	115
Erkennen	117
Abbilder	119
SYMBOLS, INHALTE, SPRACHEN	120
Inhalte und Namen.....	124
Alle Wege führen zusammen	126
Doch nicht so!.....	128
Nebel der (Un)Logik	129
(nicht) Gegebene.....	131
Gewissheit.....	133
Erklärung	134
Verstehen	135
Einfalt des Faches	136

TEIL V

DIE WELT	138
PHYSIS	
Raum und Materie	139
Dualer Charakter des Lichtes	144
Abstoßung der Schwerkraft	145
Antigravitation der Entropie	148
ZEIT	149
Zeiten	149
Ursache	150
ZIVILISATION	153
KULTUR	154
Zwang, Tausch oder Ansporn.....	155
Kontrolle	156
Würden sie es wagen?	158
Führer	162
Macht	164
GESTRIGE(N)	168
Götzendämmerung	171
Mahner	173
NATUR.....	175
Kunst (-liche?)	183
WIRTSCHAFT	185
DEFINITIONEN	185
Werte.....	187
Vermögen	188
Kosten	189
Ware.....	190
Wertschöpfer.....	191
Preis	192

Preisbildung	193
Verfügbarkeit	194
Nachfrage.....	196
(Des)Interessen	197
Markt.....	199
EIGENTUM	200
Ent-und Eignung	205
FINANZEN	
Geld.....	209
Gold	212
Kreditwesen	213
Banken	214
Nationale Währungen	215
KONJUNKTUR	
Rezession	219
Beschäftigung	220
Grenzen des Wachstums.....	222
Mathematik des Wachstums	225
..ISMEN der Dämmerung	229
Kampf der Lüge	232
Verdinglichung	237
Scheiterhaufen	238
Was Sie nicht sagen!.....	240
Moral..(an)..Sprüche	241
Das Gutgemeinte	242
Wie ich dir...	242
Rücksicht und Toleranz	243
Viel Feind', viel Ehr'!	244
ALLES WIRD GUT	245

zweites buch

DIE GABE 247
Die Kunde der Krankheit..... 248
Sackgasse der Bedürfnisse..... 256
Bedarf 260
Triebe 264
Auf und davon 267

TEIL II

QUELLEN des ICHs..... 274
"Tamensi movetur!" 275
Lebensfunke..... 275
Genesis..... 276
Gelegenheit 278
DENKEN..... 280
Rezeptor-Reiz-Wahrnehmung 281
GENE..... 283
Blamagen-Kreise 289
Wer im Körper das Sagen hat..... 291
Gene und Bücher 299
Neologismen 306
Sic transit gloria mundi..... 309
EGO und EROS 314
Divergenz..... 315
Verflechtung 315
Gemeinschaft und Eigensinn 316
SEXUELLE REVOLUTION 321
Blick hinter dem Horizont 322
Bestand statt Wankelmut 322

Spiele statt Mühsal.....	324
Träume statt Arglist	326
Yin und Yang.....	327
Bis der Tod scheidet	331
Hingebung statt Ruchlosigkeit.....	332
Sehnsucht nach Ewigem	334
Sexempfindlichkeiten	335
Wozu Geschlechter?	337
Homo/trans und andere.....	338
„Me too“	339
Promiskuität.....	339
Sicherung der Brut.....	340

TEIL III

LEIB und SINN(E)	341
GEFÜHLSKULTUR	342
Anatomie der Gefühle	344
Vorschuss.....	345
Raffgier	349
Versuchungen	351
Aufputschen.....	352
Rausch.....	353
Ungeduld.....	354
Verzückung.....	355
Gefühlslenkung	
Zeichensetzen	355
Pause	356
Abstand	357
(Ein)Stimmung	359

SCHLAF	360
UNSERE TÄGLICH ANGST	363
Angstbegleiter	365
Angsttrotzendes	367
SEELEN(un)RUHE	370
Das Verzichtbare	372
Das Bessere und Bequeme.....	375
Zurechtbiegungen	376
Sich-Leisten-Können	376
Gemeinheit.....	377
DAS ICH	378
Alleinsein	379
Die Unseren	381
Sein-Scheinen	382
Ruhm.....	383

TEIL IV

WEISUNG UND WEISHEIT	384
Das Schöne und der Rest	384
Dieses süße Wort Freiheit.....	385
Das Gute und die Güte.....	386
BESTIMMUNG	
Leiden kommt vom Wollen	387
Zuversicht	388
Unerwartetes	389
Tod im Leben.....	390
Umgang mit dem Altern	392
MENSCHEN(un)WÜRDIGES	393
Sinn des Lebens	395

Verblendung	396
Wahrheit?.....	397
Bosheit	398
Sünde	399
BEINAH RELIGIÖSES	400
Unsterblichkeit.....	402
Körperlichkeit.....	403
Innerlichkeit.....	404
Erfüllung	406
Jedem das Seine.....	411
BEWUSSTSEIN.....	408
GEIST	409
Reiner Verstand	410
Nachwort.....	411

drittes buch

DAS BEKENNTNIS. 415

URSPRUNG

WEGWEISER	417
Das Genom	418
Kultur	420
Bewusstsein	421
DAS INDIVIDUELLE	424
DAS GEMEINSAME.....	429
VEREINE	432
Führung	433
Werkzeuge der Macht	
Recht und Faust	437
Kompetenz	439
Verantwortung	440
Legitimation.....	442
SCHÖPFUNG.....	445
GEIST UND SEELE	446
Ego	446
Zuneigung	449
Zeugung	451
Aufstieg der Vernunft	451
SCHEINALTERNATIVEN	460
Moralisierungen	462
DEMOKRATIE	464
Struktur	465
Dedemokratisierung.....	467
„Triumph des Willens“	474
Mandate	482

Verantwortung	485
Meinungs(un)freiheit	489
Mogelzahlen	491
Triumph des Geistes	492
Vorwärts	496

DAS GRUNDGESETZ 501

ZIELE	505
Verbreitung	505
Bejahung des Seins	505
Vervollkommnung	506
Bewusstseinspflege	506
Schöpfungsförderung	508
Mündigkeit	509

MENSCHEN VON MORGEN	510
Haus der Menschheit	511
Insignien	513

Zur Darstellung:

Alles Zitierte ohne Angabe eines Autors ist *kursiv* hervorgehoben. Autoren sind nicht erwähnt, wenn sie in Internetsuchmaschinen leicht zu ermitteln sind.

Was man sonst in Fußnoten unterbringt, wurde im Text belassen und in (Klammern gesetzt) oder grau markiert.

erstes buch

DIE SCHÖPFUNG

Es gab eine Zeit, da richteten sich die Menschen nach den Sternen. Dem klaren Nachthimmel zugewandt, träumten Bauern von üppigen Ernten. Jäger und Wanderer entwarfen verwegene Routen, Abenteurer und Gelehrte ersehnten ferne Welten. Diese Sinneshaltung ist abhanden gekommen. Die Erde ist längst vermessen und aufgeteilt. Grelle Lichterwerbung verdrängte die Sterne aus unserer Wahrnehmung. Die einst stille Besinnlichkeit der Nacht ist heute mit aufdringlichen Reizen gefüllt. Schade. Denn die eigentliche Entdeckungsreise steht noch bevor!

Galaxien eines Superhaufens dehnen sich über unvorstellbare 300 bis 400 Millionen Lichtjahre aus. Der Durchmesser unserer heimatlichen Spiralgalaxie beträgt 100 000 Lichtjahre. Die Wissenschaft weitet die Grenzen des Universums Jahr für Jahr immer weiter aus. Faszinierend finde ich allerdings nicht die Dimensionen, sondern den kommenden Menschen, der sich diesen Weiten gewachsen zeigt und sie bezwingen wird.

Der nächstliegende Stern, Proxima Centauri, ist 4,3 Lichtjahre von uns entfernt. Der Abstand zu lokalen Gruppen von Galaxien, wie dem Andromedanebel, beträgt etwa zwei Millionen Lichtjahre. Selbst diese nächsten Entfernungen sind für den heutigen Menschen nicht überwindbar. Alle technischen Raffinessen werden daran nichts ändern. Dennoch muss der Mensch das Sonnensystem verlassen. Die Geborgenheit des irdischen Daseins täuscht. Unsere Sonne hat den Zenit überschritten. Ihre Zeit läuft unaufhaltsam ab. Der Mensch wird eines Tages andere Welten erschließen müssen. Für diesen Sprung reichen weder Motoren noch Raketen. Eine Lebensdauer von 10 000 Jahren dürfte dagegen ein

guter Anfang sein. Nur woher nehmen?

Die Industrie überschüttete den Menschen mit Gütern, machte ihm jede Lage genehm. Besser wurde er dadurch nicht. Im Gegenteil! Zwischen Arbeits- und Kaufstätte ist der Mensch fett und träge geworden. Von wegen mehr leisten! Er kann gerade noch das Vorhandene verwalten. Verwundert betrachtet er die Werke seiner Vorfahren. Wie haben sie nur das alles zuwege gebracht? Genervt überlässt er seinen Alltag den Maschinen. Er versteht immer weniger von dem, was ihn umgibt und reagiert nur noch. Wohin wird dieser Weg führen?

Es ist an der Zeit, sich zu entscheiden, was der Mensch eigentlich will: lebenslanges Sattsein mit gesichertem Platz im Pflegeheim, kraftlosem Leib im Rollstuhl, mit Latz um den Hals, schiefem Mund und erloschenem Blick, oder einen schlanken Körper mit Verstand und Seele, die Funken sprühend nach den Sternen greifen.

Ein anderer Mensch muss her! Ein Mensch, der die jetzigen Wertvorstellungen – Vorzeigereichtum, Medienanerkennung, Zugehörigkeit zu einer „überlegenen“ Kultur, großen Nation oder gehobenen Stellung – für Almosen hält. Ein Mensch, der sich statt an Hab und Gut an der eroberten Unendlichkeit misst. Dieser Mensch wird enorme Energiemengen und Ressourcen für seine Unternehmungen beanspruchen. Vor allem aber wird die Lebenszeit dieses Menschen statt weniger Jahrzehnte – Jahrtausende betragen müssen. Die Menschheit darf künftig nur so wachsen, dass jedes ihrer Kinder länger lebt, lernt und wirkt!

Phantasien? Hirngespinnste? Ich stelle mir einen Menschen aus dem Jahre 1900 vor. Ich komme aus der Gegenwart, um mit ihm über das Bevorstehende zu sprechen. Würde es mir gelingen, ihn über das Jahr 1914 oder 1939 aufzuklären? Würde er mir glauben, wenn ich ihm von Raketen, Atomkraft, Internet berichte? Wir

stellen uns den morgigen Tag und den Tag des Jahres 2100 ähnlich dem heutigen Tag vor. Wird er so sein? Wie wird die Zukunft aussehen, was wird sie dem Menschen bieten? Was erkennt man in einer Glaskugel? Wachswaben menschlicher Häuser, Wälder und Flure zu Erholungsparks umgewandelt, in Reih und Glied übereinander getürmte Schlafboxen – genormt (fantasielos, aber mit einem Fernsehanschluss), Fastfood-Imbisse an jeder Ecke, endlose Strände als Bräunungsstudios unter einem UV-Schutzdeckel. Wird unser blauer Planet zu einer riesigen Retorte, in der es von „Menschenhefen“ wimmelt und gelb-bräunlich gärt? Ohne mich! Ich habe anderes vor. Viel ist hierzu nicht nötig. Jeder Schritt, der den Menschen klüger, stärker, langlebiger macht, bringt uns den Sternen näher.

–

DAS LEBEN

– Wolf, lass die Geißlein in Frieden, nimm einen Kuchen.
Meine Tochter spielt gern neben dem Schreibtisch, während ich arbeite.
– Wölfe essen keine Süßigkeiten, bemerke ich unbedacht bei diesem naiven Vorschlag.
– Wolf, nimm eine Mohrrübe.
– Wölfe mögen keine Mohrrüben, erwidere ich immer noch arglos.
– Was kann man dem Wolf sonst anbieten? Große Augen schauen mich an.
– Hm? Jetzt bin ich stutzig. – Vielleicht...Bulette.
– Wolf, nimm eine Bulette.
Mein Töchterchen spielt unbekümmert weiter. Mir dagegen

verging jegliche Lust zur Arbeit.

Fragen können erheitern wie ein guter Witz und aufschrecken wie ein Schuss in der Stille. Sie führen ihr eigenes Leben, zeigen Ungehorsam, stören, drängeln, lärmern. Sie flüchten wie scheue Tiere vor einer rüden Annäherung, und folgen auf den Fersen, wenn man ihnen entkommen will. Ihre Körperlosigkeit täuscht. Sie wiegen oft schwer und können hart treffen. Viele Umwälzungen begannen mit arglosen Fragen.

Wenn die Erde flach ist, warum sind die Schatten im Zenit je nach Ortslage vom Süden zum Norden verschieden lang, vom Westen zum Osten aber nicht? Ist die Erde etwa rund und dreht sich kreisend um die Sonne? Lässt sich aus den örtlichen Längenunterschieden des Schattens gar der Erdumfang berechnen?

Wenn das Schwere (eine Kanonenkugel) schneller fällt als das Leichte (eine Feder), warum prallen dann zwei ungleich schwere Kanonenkugeln zeitgleich auf den Boden? Ist die Fallgeschwindigkeit etwa nicht vom Gewicht abhängig?

Wenn man sterben muss, was haben Mühen für einen Sinn? Hat der Mensch womöglich eine Seele und ist ihr Wesen unsterblich? Wenn ja, wo findet man sie, woraus und wie ist diese beschaffen? Die gewöhnlichen Dinge sind voller Rätsel. Die Geheimnisse schlummern unter einer vertrauten Oberfläche bis man auf Widerspruch stößt. Die Dämonen der Zweifel erwachen. Die Gewissheit bröckelt, die eingebildete Sicherheit ist dahin. Die Wirklichkeit selbst scheint sich aufzulösen.

Die Bodenlosigkeit ängstigt. Bestürzt zieht der Mensch Abschottung und Mauern – der Ungewissheit, Ausflüchte und Dogmen – den Zweifeln vor. Schade, denn Widersprüche sind weder Fluch noch Bürde, sondern wertvolle Funde. Zweifel sind Wegweiser zur Wahrheit.

Die Menschheit hat sich seit langem damit abgefunden, dass die

Erde rund und das Universum unendlich ist. Die verwegenen Hypothesen der Physik bringen niemanden mehr ins Schwitzen oder aus dem Gleichgewicht. Anders, wenn es um das Leben geht. Ein Dickicht an Tabus und Selbstzensur umgibt dieses Thema. Wir wandern mit Scheuklappen an Abgründen, leben in und von selbstgefälligen Mythen und missbrauchen die Wissenschaft zur Rechtfertigung banaler Ausreden.

Das Leben zu verstehen und das Verstandene im Leben umzusetzen, vor nichts zurückzuschrecken und keiner unbequemen Frage aus dem Weg zu gehen, ist das Anliegen der folgenden drei Bücher.

Das erste Buch behandelt die Evolution des Lebens und verfolgt den Weg von einfachen chemischen Reaktionen bis zur menschlichen Zivilisation. Es hat folgende Kernaussage: Die so sehr unterschiedlich anmutende Biologie, Physik, Kultur, Gesellschaft, Wirtschaft und Ideologie haben viel mehr Gemeinsames als wir denken. Ihre Elemente erscheinen unvergleichbar und klar voneinander getrennt. Der Eindruck ist falsch. Alle Gegenstände der einzelnen Wissensgebiete ergeben sich aus dem gleichen Streben des Lebens, sich von Zwängen der unbelebten Welt zu emanzipieren. Die einzelnen Eigenschaften von den Objekten dieser Welt (wie auch die „Objekte“ selbst) sind nicht an sich gegeben. Die Unterschiede im Erfassten wurzeln in den Mitteln, welche das Leben gerade entwickelt hat, um in die Wirklichkeit einzudringen. Jedem Instrument sind spezifische Messwerte und Ausdrucksformen eigen. Sie prägen das resultierende Erscheinungsbild.

Wachsen die Möglichkeiten des Lebens, so ändern sich auch die einzelnen Vorstellungen sowie das ganze Weltbild in einer unvergleichbaren zu der alten Weise, ohne das die Wirklichkeit dabei anders wird.

Das zweite Buch ist spezieller und zugleich konkreter.

Es behandelt die individuellen und ichbezogenen Themen. Sie betreffen den menschlichen Körper, Gefühle, Triebe und das Bewusstsein. Ihre Betrachtung soll ein Kompass für Leib und Seele sein und eine praktische Lebenshilfe bieten.

Die Darstellung beider Bücher ist zwar systematisch um das Phänomen Leben geordnet und vom Primitiven zu immer Höherem gerichtet, jedoch nicht gleichmäßig in ihrem Lauf. Vieles von dem Dargestellten widerspricht manchen Vorstellungen, die sowohl im Alltag wie in der Wissenschaft noch stark verbreitet sind und wird daher detailliert und kritisch besprochen. Was dagegen klar ist, wurde nur kurz angeschnitten, in der Zuversicht, dass der Leser, nach Bereinigung von Fehldeutungen, selbst die Lücken der Darstellung schließt und hierfür keine kleinliche Bevormundung braucht.

Ich habe mich bemüht, so anschaulich wie möglich zu sein und dabei nur die Beispiele aufzugreifen, die entweder jedem bekannt oder in Suchmaschinen wie Google leicht nachzuschlagen sind.

Der polemische Charakter der ersten zwei Bücher sowie die Breite und der Umfang der angeschnittenen Themen machen das Lesen und Aufnehmen des Stoffs nicht gerade leicht. Die besprochenen Details sind vielleicht auch nicht für jeden im gleichen Masse wichtig.

Das dritte Buch kompensiert daher die Turbulenzen, scharfen Kurven, die Polemik und Fülle an Beispielen der ersten beiden. Es beschränkt sich nur auf das Positive und verfolgt geradlinig die Entstehungsgeschichte des Lebens von dessen primitiven Anfängen bis zum menschlichen Geist.

Ausführliche Erklärungen und aufreibender Faktencheck werden hier konsequent vermieden. Wer die Schlussfolgerungen darin für zu banal bzw. unzureichend hält und nach Belegen und Erklärungen sucht, wird auf die ersten beiden Bücher verwiesen.

EVOLUTION

Stein oder Computerchip?

Der Querschnitt eines Steins und die Oberfläche eines Mikroprozessors sehen ähnlich kompliziert aus. Hier und da wechseln Einschlüsse und Schichten sich unregelmäßig, jedoch streng geordnet, ab. Gewundene Linien schimmern in seltsamen Farben. Dennoch ist eine Verwechslung ausgeschlossen. Die Struktur des Steins verkörpert chronologisch **die Umstände**. Wer die fossile Sprache versteht, erkennt in den bizarren Ablagerungen der Sedimente die Entstehungsbedingungen, Gezeiten und die wechselhaften Ereignisse der Erdgeschichte. Der Mikroprozessor ist ein Werk des Strebens. Sein Schöpfer ist **der Zweck**. Die Chiparchitektur ergibt sich nicht aus den naturgegebenen Umständen. Wenn man eine Stufenleiter von den Umständen bis zum Zweck bildet, wo liegt dann das Leben auf einer Skala zwischen dem Stein und dem Computerchip?

Die erste Hilfestellung liefert uns der Sprachgebrauch. Der Begriff „organisch“ hebt das Besondere des Lebenden hervor und grenzt es von dem Unbelebten, dem „Anorganischen“ ab. Worin besteht aber der Gegensatz? Was macht das Lebende organisch? Organ ist ein griechisches Wort für Instrument. Die Einbindung des Werkzeugs in die Sinnggebung des Organischen ist maßgeblich. Ohne diese Verknüpfung verliert das Wort seinen anschaulichen Inhalt. Polyethylen, Latex, Nylon und andere Erzeugnisse der „organischen“ Chemie sind unbelebt, organisch sind wiederum, die aus „anorganischem“ Calciumphosphat aufgebauten Schalen der Meerestiere. Der Stoff, aus dem das Leben besteht, ist für die Definition nebensächlich. Entscheidend ist der damit verbundene Zweck. Das Organische muss dem Leben dienen, die Zusammensetzung und Beschaffenheit des Organischen ergeben sich

daraus.

Stehen wir demzufolge einem Computer näher als einem Stein, dem Zweck näher als dem Zufall?

Die Entstehung des Steins ist inzwischen entschlüsselt. Wir können recht genau sagen was, wann, wo geschah und seine einmalige Struktur formte. Wann aber kommt der Zweck in die Natur? Woraus besteht und woraus ergibt sich dieser?

Wie kommt das Leben zu seinen Organen, warum werden diese immer vollkommener? Kurz: Welche Kraft ist der Chipmacher des Organischen?

Erklärungen der Evolution

Die Entdeckungen der Paläontologie, der Wissenschaft über das Erdzeitalter, belegen, dass die Entwicklung des Lebens vom Einfachen zum Komplexen geschah. Wir erfahren, dass aus einem Einzeller ein Vielzeller entstand, dass dieser nach mehreren Entwicklungsschritten zum Menschen wurde. Mit den Deutungen dieser Vorgänge beschäftigen sich die Theorien der Evolution.

Zweckmäßigkeit

Lamarck (1744-1829) leitete die Evolution aus dem Streben zum Besseren ab. Seiner Ansicht nach wuchs der Hals einer Giraffe, weil das Urtier nach immer höheren Zweigen langte. Mit der Vererbung erworbener Eigenschaften nahm die Halslänge zu.

Die Erklärung Lamarcks befriedigte seine Zeitgenossen nicht. Damals stellte man sich Zeugung als eine direkte Vermehrung von elterlichen Eigenschaften vor. Von dieser falschen Annahme ausgehend kam man nicht weiter. Alle Experimente und bekannten Fakten widersprachen ihr.

Der Biologe Weismann amputierte Mäuseschwänze in mehreren Generationen. Die Schwanzlänge neugeborener Mäuse blieb

unverändert. Andere Forscher verwendeten aufwendigere Versuchsanordnungen. Sie erhielten bei vielzelligen Organismen stets das gleiche Ergebnis. Die den Eltern beigebrachten Veränderungen waren bei den Kindern nicht zu entdecken. Das Gegenteil belegende Experimente wurden bis in das 20. Jahrhundert wiederholt. Vergeblich. Selbst bei „positivem Ausgang“ erwiesen sie sich später als Selbsttäuschung oder Falsifikationen. Mehr noch, zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden Gene als informative Bausteine des Lebens dem Zellkern zugeordnet. Die Mikroskopie zeigte, dass ein vielzelliger Organismus aus Tausenden von Zellen besteht. Die Kerne aller dieser Zellen enthalten eigene Gene. Die Körperzellen entstehen nicht neu, sondern stammen von Vorgängerzellen ab. Dabei werden Gene kopiert und von der Mutterzelle auf die Tochterzellen verteilt. Einige der Zellen werden nach fortgesetzten Teilungen zu spezialisierten körperlichen, die anderen zu Keimzellen. Diesen Vorgang nennt man Differenzierung. Ein Austausch der genetischen Substanz zwischen einzelnen spezialisierten Körperzellen und Keimzellen ließ sich experimentell nicht belegen. Da die Körperzellen weder ihre eigenen Gene noch die Gene der Tochterzellen oder Keimzellen ändern können, wie sollen sie erworbene Eigenschaften vererben?
Gar nicht – schlussfolgerte Darwin (1809-1882) und lehnte Streben als Instrument der Artenbildung ab.

Zufall und Überlebenskampf

Wenn erworbenen Veränderungen nicht direkt übertragbar sind, was bewegt dann die Evolution?

Erbgut! Sagte die Selektionshypothese. Das Wort „Gene“ wurde zwar später eingeführt, beschreibt aber am nächsten das Gemeinte. Wir werden in unserer Darstellung durchgehend derzeit geläufige Begriffe wie Gen, Genotyp, Mutation und andere verwenden,

obwohl die Väter der Selektionshypothese andere, rein beschreibende Bezeichnungen für die gleichen Inhalte nutzten. Diese ursprünglichen Namen sind inzwischen vergessen und sagen dem Gegenwartsleser nichts.

Der Darwinismus erhob den Zufall in den Rang des Schöpfers der Evolution. Demnach erfolgt die Evolution unabhängig von Verhalten und Bestrebungen der Lebewesen. Jede Körper- oder Verhaltensänderung bedarf einer Änderung des Erbguts (der Gene). Gene bestimmen, was der Organismus tut und was er wird. Die Veränderungen der Gene sind rein zufällig und vom Organismus nicht beeinflussbar. Diese unvorhergesehenen Abweichungen wurden später Mutationen genannt. Der Zufall ihres Auftretens lenkt die Evolution.

Minuziös beschreibt Darwin Variationen der erblich bedingten Merkmale innerhalb einzelner (damals nur makroskopisch sichtbarer) Arten. Bakterien und Einzeller waren in die Betrachtungen von Darwin noch nicht einbezogen, denn diese ändern ihre Gene selbständig und direkt. Man wusste jedoch damals von diesen winzigen und „ursprünglichen“ Wesen wenig.

Die Gründlichkeit von Darwins Beschreibungen beeindruckt, erklärt aber nicht, wie die vermeintlichen Mutationen der Erbmasse generell zu einem Zweck führen können.

Um Mutationen Gewicht zu verleihen, führt Darwin den Überlebenskampf ein. Jede Art hat demnach eingeschränkte Ressourcen zum Leben. Eine Vermehrung der Population über das erträgliche Maß hinaus mündet im Überlebenskampf. Die Evolution findet statt, weil die „Schwächeren“ aussterben, die Besseren aber (gemeint sind die Übriggebliebenen) weiterleben. Mit anderen Worten – der Hals der Giraffe wurde länger, nicht weil ihre Vorfahren nach den saftigen Blättern langten, sondern weil ihr Hals länger ausfiel (als bei der Konkurrenz), konnte die Giraffe die höheren

Zweige erreichen, überleben und sich vermehren. Die Giraffe hatte schlicht keine andere Wahl.

Die Vorstellungen Darwins wurden von den Vorarbeiten von Malthus gestützt. Malthus leitete soziale Menschennöte aus der „Bevölkerungsfalle“ des vorausgehenden Wachstums ab. Die europäische Kartoffelkrise und die Hungersnot in Irland (1845-1852) kostete Millionen Menschen das Leben und schien die düsteren Visionen einer Überbevölkerung zu bestätigen. Malthus und Darwin machten Kriege und Hungersnöte sowie „die Selektion des Stärkeren“ zum Kerngedanken der sonst so sachlich klingenden „Selektionshypothese“. Ihre wirkliche Inspiration holten sie sich aus der Calvinistische Prädestinationslehre und dem erbarmungslosen Kapitalismus der damaligen Zeit.

Eine gleichsam einprägsame wie einfache Behauptung, die dem Sieger bessere Eigenschaften unterstellt und wiederum jedes Mittel rechtfertigt, sein Erbe zu verbreiten, wurde salonfähig und fand Einzug in Politik, Wissenschaft und Kultur. Der Darwinismus fegte die religiösen Dogmen und Entstehungsmythen fort. Darüber hinaus ist wenig Erfreuliches hinzuzufügen. Geist, Seele und selbst Humanismus wurden verworfen. Unverhohlene Gewalt, Zügellosigkeit, Macht- und Geldgier wurden zu neuen Idolen. Die Götzendämmerung kam über die Menschheit. Das Leben wurde zum Spielball blinder Umstände herabgestuft.

Mit der Zeit wurden die Grundgedanken des Darwinismus durch immer neuere Entdeckungen der Genetik vervollständigt und weiterentwickelt. Die Fortschritte der Biologie waren enorm. Das Vokabular hat sich dementsprechend stark geändert. Die Hauptpostulate **und die Ablehnung des gestalterischen Potenzials vom Streben** blieben gleich.

Widersprüche

Der Darwinismus leitet die Evolution von zufälligen Mutationen ab. Eine Rechenschaft des Machbaren bleibt er schuldig. Schon einfache Schätzungen führen die schöpferischen Möglichkeiten des Zufalls ad absurdum. Zwei, drei Würfe genügen, damit eine Münze auf die gewünschte Seite fällt. Bei einem Spielwürfel sind mehrere Würfe erforderlich. Die Zahl missglückter Versuche explodiert, sollen vier, fünf oder sechs Würfel auf eine bestimmte Seite fallen. Folgt die Evolution des Lebens dem gleichen Prinzip, **so müsste mit der wachsenden Komplexität ihrer Schöpfungen entweder die Zahl der Versuche und Aussonderungen hochschnellen oder die Entwicklung sich verlangsamen, falls die Zahl der Würfe begrenzt ist.**

Beide Voraussagen treffen nicht zu. Die Evolution wird mit der wachsenden Komplexität von Organismen schneller, während die Zahl an Würfeln bzw. Nachkommen abnimmt. Fehlbildungen werden dabei immer seltener.

Etwa vier Milliarden Jahre sind seit der Entstehung des Lebens vergangen. Am längsten verweilte das Leben auf der Stufe der einzelligen Organisation. Dann entsteht der Vielzeller. Sogleich in dem relativ kurzen Zeitraum der letzten 700 Millionen Jahre überschlagen sich die Ereignisse. Dabei beträgt jeder nachfolgende Abschnitt vom Wirbellosen zum Wirbeltier, vom Fisch zum Amphibium und Säugetier, vom Säugetier zum Menschenaffen, vom Menschenaffen zur Zivilisation, vom Vorindustrie- zum Industriezeitalter, von der Industrie- zur Computerzeit nur einen Bruchteil der vorausgegangenen Etappe.

Der Darwinismus sieht Not und Aussonderung als Gestalter der Zweckmäßigkeit. Demnach müssten Organismen mit hohen Geburtenraten und Verlusten die größte Evolutionsgeschwin-

digkeit haben. **In Wirklichkeit ist es umgekehrt.** Es gibt bei weitem mehr Mücken als Menschen. Trotz eines hohen Umsatzes an Einzelleben blieben Insekten, kleine Fische oder Amphibien in den letzten Millionen von Jahren auf den gleichen Stufen der Evolutionsleiter oder rutschten sogar ab. Der Hauptstrom der Evolution ist entgegengerichtet. Die Zahl der Nachkommen geht während der Erfolgsgeschichte zurück, höhere Intelligenz, Körpergröße, Widerstandskraft und Beharrlichkeit werden gefördert. Kleine Fische werfen massenhaft Eier. Der weiße Hai bringt stets einzelne Haie zur Welt. Ein Baby ist bei einer Elefantenkuh die Regel, bei einer Ratte nicht. Die Evolution hätschelt Arten, die behaglich im Überfluss schwelgen und meidet überfüllte Notunterkünfte. Nur Arten, die Gefahren schutzlos gegenüberstehen, haben es mit der Fortpflanzung eilig. Fressen und sich vermehren sind ihre wichtigsten Strategien zur Behauptung. Missgriffe und Missbildungen kommen bei den Voreiligen deutlich häufiger vor, als bei den Behäbigen und Erfolgverwöhnten. Wir kommen darauf noch bei der Eintagsfliege zu sprechen. Dennoch nutzen diese Mutationen ihnen nicht im Geringsten.

Im Gegensatz zu Darwins Behauptungen sind hohe Umsatzzraten kein Schmelztiegel der (besseren) Sieger, sondern der Blutzoll von Verlierern. Die Opfergaben an die Umstände wachsen mit der Ohnmacht gegenüber ihrer Willkür.

Nach Darwin müsste Übervölkerung die Evolution befeuern. Die Zeugnisse der Erdgeschichte sprechen vom Gegenteil. Als Dinosaurier ihre Führungsrolle einbüßten, rückten Säugetiere in die leerstehenden Räume nach. Die Vielfalt der Säugerarten explodierte. Dabei waren nur die ersten zehn Millionen Jahre ihrer Ausbreitung von Bedeutung für das Auseinanderdriften von Arten. Aus Meerschweinchen ähnlichen Vorläufern entstanden während dieser relativ kurzen Zeit solch unterschiedliche Geschöpfe

wie Fledermäuse und Wale. Danach wurde nur noch an den schon bestehenden Modellen gefeilt.

Einige abgeschiedene Meeresinseln sind arm an Arten. Die Uhr der Evolution läuft dort langsam und bleibt oft stehen. Wenn der Zufall einer neuzeitlichen Art Zugang zur Insel gewährt, überstürzen sich die Ereignisse. Die Eindringlinge finden weder Parasiten noch Konkurrenten, dafür aber reichlich Platz. Sie besetzen ohne Widerstand verschiedene Nischen und nehmen Gestalten an, die ihre Verwandten auf dem Kontinent nicht in Ansätzen besitzen. Der Lauf des Fortschritts beginnt zu rasen. Aus einer einzigen Art entstehen in Kürze mannigfaltige Formen bis die letzte Ecke ausgefüllt ist. Nach diesem flüchtigen Aufblühen stockt die Evolution und fällt zurück in den Schlaf.

Im Widerspruch zu den Anmaßungen des Überlebenskampfes saust die Evolution, wenn es darum geht, freie Räume zu besiedeln und schleppt sich, sobald die Aufteilung vollbracht und alles erkämpft werden muss.

Der Darwinismus wird dem Anspruch einer Erklärung nicht gerecht, deutet alles im Nachhinein und nichts im Voraus. Warum begeben sich einige Arten auf den langen Weg der Evolution und entfernen sich von ihren ursprünglichen Lebensbedingungen weit über die Erfordernisse der Anpassung hinaus? Warum verlassen sie ihre alten Lebensnischen, obwohl diese weiterhin bestehen? Warum verharren andere Arten an ihren Entstehungsorten hunderte von Millionen Jahre und schauen teilnahmslos erdgeschichtlichen Umwälzungen zu? Warum nehmen sie schrumpfende Lebensräume in Kauf und zeigen keine Ambitionen diese zu wechseln? Begegneten diese Arten keinen Katastrophen? Standen sie nicht unter Änderungszwang? Waren ihre Baupläne solider? Sind Mutationen bei diesen Arten seltener? Sind die „lebenden Fossilien“ womöglich den Arten, welche die Evolution

vorantreibt, überlegen, eben weil ihre Anlagen gediegener sind? Andererseits, wie lenken die Umstände die Evolution? Welche Mutationen oder Klimaänderungen können ein Huf- oder Raubtier dazu bewegen, seine Landlebensweise zugunsten des Lebens im Wasser aufzugeben? Wann und wie erfolgte dieser Übergang vom Land ins Meer, der zur Entwicklung der Wale führte? Welche Mutation kann eine solche Änderung der Lebensweise bewirken?

Das Austrocknen seichter Gewässer konnte Fische zum Landleben zwingen. Gewiss. Die Anpassung an die Not führt jedoch nicht notwendigerweise zu einem Frosch. Wirbeltiere wählten einen einzigen Umbauplan für den Übergang vom Wasser auf das Land. Warum zogen sie ihn zwischen unzähligen Varianten vor? Insekten erprobten zum Beispiel alle möglichen Modelle bei der Kolonisierung der Erde. Sie krochen wie Würmer und Schnecken, liefen wie Spinnen und Tausendfüßler, flogen wie Fliegen, Käfer, Schmetterlinge und Libellen beim Übergang vom Wasser zur Landfläche. Der Weg von den Wirbeltieren zu den Amphibien und Reptilien war dagegen fantasielos geradlinig.

Lag das an einer unikalenen, hervorragenden, alle anderen weit hinter sich lassenden Mutation, die ausschließlich Amphibien betraf und welche keiner mehr nachmachen konnte? Warum kam sie so spät und erst, nachdem Insekten alles eroberten? Lässt sich diese Mutation identifizieren? – Nein!

Vielleicht lag es an der Einfallslosigkeit der Wirbeltiere, die nichts Vergleichbares zu den Insekten bieten konnten? Waren Fische zu dreisten Innovationen unfähig? Wieso zeigen Wirbeltiere sich dann im weiteren Verlauf allen anderen Tierarten überlegen?

Merkwürdig ist weiterhin der Umstand, dass der Übergang von Pflanzen, Insekten und Fischen vom Wasser zum Land in der gesamten Lebensgeschichte nur jeweils einmal stattfindet, wogegen das Austrocknen seichter Gewässer sich Tag für Tag wiederholt.

Waren es wirklich Dürre und Not, welche die Fische ans Land trieben, oder lockte sie die fette Beute eines von leckeren Insekten wimmelnden Kontinents, Entfaltungsmöglichkeiten, die ihnen das Wasser vorenthielt? Und gäbe es kein Austrocknen, hätten die Insekten und Wirbeltiere dann den Weg ans Land nicht gefunden? Überschwemmungen und Dürrezeiten treten gleich oft auf. Die Bewegungen vom Wasser zum Land und umgekehrt richten sich nicht danach. Viele Landtiere kehren während der Evolution in mehreren Wellen ins Wasser zurück: den Reptilien (Schildkröten, Krokodile) folgen die Dinosaurier (Ichthyosaurier), Vögel (Pinguine) und zuletzt die Säugetiere (Wale, Robben, Biber). Jedoch bestimmen weder Dürre noch Sintflut die Wellen der Rückkehr. Entscheidend waren die Wendungen der Evolutionsspirale, die fortschrittlichere Baupläne hervorbrachten. Die Günstlinge der Stunde eroberten spielend die einst von ihnen verlassenen Lebensräume. Sie taten es frei von Druck, aus Überschuss an Kraft. Es bestand keinerlei Not hierzu. Als die Neuerungen sich vorwiegend im Wasser abspielten, gingen die Kolonisierungswellen vom Wasser auf das Land über. Seitdem der Fortschritt vorwiegend das Landleben betrifft, wird umgekehrt das Wasser vom Festland aus erobert.

Der Darwinismus verneint die gestaltende Rolle des Strebens. Die Evolution ist jedoch unbegreiflich, lässt man die Motive und Entscheidungen ihrer Akteure außer Acht.

Schlangen sind, schon ihrem Namen und der Gestalt nach, ein Ausdruck des Verhaltens, genauer gesagt, einer bestimmten Fortbewegungsweise. Dabei stammen sie von vierbeinigen Reptilien ab. Die einzelnen Etappen der Umwandlung lassen sich an Schleichern verfolgen: von Eidechsen über die Wühlechsen (Scincidae) mit vier winzigen Beinen, die nur beschränkt benutzt werden, weiter über den Scheltopusik (*Ophisarius apodus*), der nur noch die

hinteren, zu Stummeln reduzierten Gliedmaßen hat, bis zu den Blindschleichen.

Die Extremitäten des Walzenskinks im Mittelmeergebiet (Chalci-des) sind kurz und unbeholfen. Beim langsamen Gehen bedienen sich diese Echsen ihrer Beine, bei schneller Bewegung legen sie diese an den Körper an und gehen zu einem schlängelnden Kriechen über. Spricht man dem Verhalten eine organgestaltende Rolle ab, muss man annehmen, dass eine Missbildung der Beine Reptilien in Schlangen verwandelte. Denn die Verlängerung des Körpers, der Nerven und Organe, die Änderung von Haut und Muskeln erleichtern zwar das Kriechen in einer anderen Umwelt, auf dem Erdboden, in Bäumen oder im Wasser, erzwingen jedoch nicht das neue Verhalten und bieten Überlebensvorteile erst, nachdem das Tier schon zum Kriechen übergegangen ist.

Der Darwinismus leitet das Geschehene aus dem Gegebenen ab und erklärt das Bestehende für das Bessere. Was aber, wenn das Geschehene eine Fehlentwicklung war und den Entwicklungszweig in eine Sackgasse führt? Ist so etwas ausgeschlossen oder vielleicht selten? Ganz im Gegenteil. Die Evolution ist voll von solchen Dead-Ends. Im Grunde machen gerade die Versager die überwiegende Masse der Evolutionsentwürfe aus. Nur Wenige (meist auf unscheinbaren Umwegen) kommen durch und entwickeln sich weiter. Die meisten landen in der Patsche und scheiden aus. Wenn aber Missgriffe unvermeidlich sind, **wie lässt sich dabei das Zukunftsträchtige von dem Abschüssigen unterscheiden?**

Das Beispiel der Giraffe illustriert dies eindrucksvoll. Die Halsverlängerung bringt der Giraffe erhebliche Unannehmlichkeiten, wie Disproportionen des Wuchses, enorme Belastungen des Halses bei gleicher Anzahl an Halswirbeln, Überlänge der Speiseröhre, die Unfähigkeit, sich hinzulegen und auszustrecken sowie

andere Nachteile. Giraffenbabys stürzen bei der Geburt auf den Boden. Sie tun es im freien Fall aus bis zu zwei Metern Höhe. Die Mutter-Giraffe kann sich nicht hinsetzen oder -hocken, ihre Anatomie lässt es nicht zu. Warum werden die fraglichen Neuerungen bevorzugt, die gravierende Nachteile aber übersehen? Weil sie (nach Darwin) Überlebensvorteile bieten müssten. Tun sie es? Woher die Sicherheit?

Das Überleben wird durch Körperzunahme oder Abnahme, durch Auf- oder Abrüstung, durch Stärke oder Wendigkeit, durch aufdringliches Werben oder lautloses Herumschleichen, durch starre Panzer oder aalglatte Haut erreicht. Worin besteht nun der Fortschritt?

Das Ausgestorbene muss unvollkommen gewesen sein (wie sonst!). Was aber ist besser, was ist schlechter an den noch Lebenden? Kann man mit Bestimmtheit sagen, was gut oder schlecht ist? Muss man erst den Tod eines Tieres, womöglich das Aussterben eines Zweiges abwarten, um eine Lebensform auf- oder abzuwerten? Ist ein Infektionserreger der Überlegenere, weil er seinen Wirt überall ausrottete und nun andere Arten terrorisiert?

Wir müssen zugeben, dass Überleben kein Gradmesser des Fortschritts ist. Anderenfalls dürfte die Evolution sich zwar zu einer zunehmenden Vielfalt von Lebewesen hinbewegen, doch nicht nach oben, wie die gesamte Evolution es vorweist, und nicht nach unten, wie man an Beispielen von Rückbildungen durchaus funktionsfähiger Organe zu nutzlosen Rudimenten sieht, sondern lediglich auseinander. Im Grunde dürfte es Höheres und Niederes nicht geben. Alle existierenden Organismen sind unter den bestehenden Bedingungen gleich gut angepasst und wären daher gleichwertig.

Nun, die Evolution hat aber eine Richtung und der Mensch ist einem Bakterium überlegen. Zwar ist Anpassung eine

Voraussetzung des Artbestandes, dennoch irrt der Darwinismus, wenn er das Leben auf Anpassungsfähigkeit reduziert. Das Leben ist eine Gewandtheit im Abwenden der Not, ein „Sich-Erheben“ über drückende Umstände, Vorstoß und Sieg. Nicht eine „optimale“ Anpassung, sondern der Vorsprung, die errungene Freiheit und Wirksamkeit ermessen die Fortschritte einer Lebensform.

Der Darwinismus meidet unliebsame Tatsachen, statt dort anzusetzen, wo der Widerspruch offensichtlich ist. Die ersten Spuren lebender Organismen sind mindestens 3,5 Milliarden Jahre alt. Die ersten Lebewesen sind einzellig und vermehren sich durch einfache Teilungen. Die erworbenen Eigenschaften der Mutterzelle gehen auf die Tochterzellen über. Die direkte Vererbung erworbener Eigenschaften wurde erst mit dem Vielzeller vor ca. 700 Millionen Jahren aufgegeben, nachdem 4/5 der Evolutionsdauer abgeschlossen waren. Wieso? Weder das späte Auftreten noch der Sinn der Änderung und die Mechanismen dahinter sind aus Sicht der „Selektionshypothese“ verständlich. Was bewegt eine Ameise dazu, auf ihre Fortpflanzung zu verzichten (der Kampf ums Überleben wohl kaum) und was hat ihr Leben für einen Sinn, wenn sie keine Nachkommen hinterlässt? Welcher Überlebenskampf gebietet Zellen mit gleichen Genen (und somit auch gleichen Voraussetzungen) in einem vielzelligen Zellverband auf die eigene Vermehrung zu verzichten und sich für das Wohlergehen anderer zu opfern? Nach welchen Kriterien wird die Wahl zwischen den zum Sterben verurteilten Körperzellen und den sich der Zukunft zugewandten Keimzellen getroffen? Wie fällt die Entscheidung und warum unterwerfen sich Zellen dieser? Die körperlichen Zellen haben nicht die Spur einer Chance zum Weiterleben. Sie sind alle ohne Ausnahme bloß ein Sprungbrett für die Zeugung. Wieso nehmen sie diese „Ungerechtigkeit“ hin und streben sie sogar mit aller Kraft an? Was bringt sie dazu? Die Aussichtslosigkeit?

Wieso gerade bei ihnen und nicht bei den in Allem identischen Nachbarn? Einige Stammzellen teilen sich doch immer weiter. Ist das der Kampf, der alle anders handelnden Zellen ausmerzt? Wann kommt es zu dieser Ausmerzung?

Innerhalb des Vielzellers erfüllen alle Zellen geordnet ihre Aufgaben. Vom Überlebenskampf fehlt bei der Individualentwicklung jede Spur. Nicht einmal für Verdruss lassen sich Hinweise finden. Vielleicht wurden die Überlebenswettkämpfe zwischen somatischen, Stamm- und Keimzellen früher ausgefochten und die ausgelesenen Gene unabänderlich gemacht? Wo genau und wann hätte solch eine Auslese erfolgen können? Nichts deutet darauf hin!

Wäre die Evolution mit Mutationen wie aus Bausteinchen Ebene für Ebene aufgebaut, so müsste der Beitrag einzelner Mutationen zur Stammesgeschichte stufenweise nachvollziehbar sein. Die Lebewesen gliedern sich tatsächlich in Ordnungen, Klassen und Familien. Der Einteilung liegt jedoch weder eine Mutation noch eine hervorstechende Eigenschaft, sondern ein für das Überleben unter konkreten Umständen neutraler Bauplan zugrunde.

Einst besiedelten Dinosaurier Ozeane, Sümpfe, Wiesen und Wälder. Sie entstanden nicht in diesen Nischen aus Anpassung an die jeweilige Umwelt, sondern rückten aus dem Tiefland in die für sie fremde Gebiete vor. Ein und derselbe Körperbau diente zur Kolonisierung unterschiedlicher Lebensräume. Merkmale, die erforderlich waren, um sich im Wasser, auf dem Baum und in der Luft zu behaupten, kamen erst später hinzu. Die Zukunft zeigte, dass der Bauplan eines Dinosauriers unter keinem dieser Lebensumstände angemessen oder auch nur hinreichend war. Überall versagten die Schreckensechsen. Dabei griffen sie in vielem der Zukunft vor und besaßen Eigenschaften wie: aufrechter Gang,

Haarkleid, Warmblütigkeit, größere Gehirne sowie soziale Organisation. Alles umsonst. Die einzelnen zukunftssträchtigen Ansätze wurden nicht aufgegriffen, gebündelt und ausgebaut. Der Gesamtplan wurde im Ganzen verworfen, ungeachtet einmaliger, wahrscheinlich auch bis heute, unerreichter Vorzüge. Den Dinosauriern folgten Vögel und Säugetiere. Die Ereignisse wiederholten sich. Arten, die seit Millionen von Jahren nur Randnischen besiedelten und durch keine speziellen Anlagen oder vorteilhaften Mutationen auffielen, breiteten sich auf einmal wie eine Plage in unterschiedlichsten Räumen aus und verdrängten die bestangepassten Ureinwohner. Nachträglich eigneten sich die Neuankömmlinge Körperformen und Organe der Arten an, die sie verdrängten, ohne mit diesen verwandt zu sein. Ähnliche Flügel-, Flossen- und Körperformen wurden bei Dinosaurier, Vogel und Säugetier durch völlig andere Gene erreicht. Die Merkmale überschneiden sich vielfältig während der Ausbreitung und des Rückzugs, spezielle Eigenschaften, Organe, Körperformen kommen und gehen. Ordnungen, Klassen, Familien aber entstehen, entfalten sich und vergehen als Ganzes. Der Zufall der Mutation erklärt weder den Aufstieg noch den Untergang einzelner Entwicklungslinien.

Noch **unbeholfener wirken Versuche, die Entstehung komplexer Organe aus Anhäufungen sich ergänzender Mutationen zu erklären.** Eine Durchsichtige Hornhaut, Linse, Glaskörper, lichtempfindliche Netzhaut, Versorgungsnetz an Gefäßen und Nerven – bevor ein funktionsfähiges Auge entsteht und Überlebensvorteile bringt, müssen grundverschiedene Elemente zueinander finden. Wie kommt es zu dieser Vermengung (von den an sich im Einzelnen nutzlosen Eigenschaften) vor dem „Überlebensdruck“? Die Erdgeschichte bietet keine Beispiele für die Entstehung eines Organs aus einer Missbildung, im Gegenteil. Das Alte wird lückenlos zu Neuem (wofür es niemals vorgesehen war)

umgebaut und ausgebaut: Kiemen zu Kiefern, Flossen zu Beinen, Beine zu Flügeln. Organe folgen dabei den Handlungen und nicht die Handlungen den Organen.

Das Fliegen erfordert mehrere sich ergänzende Eigenschaften: lange Schwanz- und Flügelfedern, pneumatisierte Knochen, Luftsäcke, die Anordnung und Form der Rippen, des Halses, der Wirbelsäule und des Beckens. Das Zusammenfinden der Merkmale ist folgerichtig, wenn man annimmt, dass die Vögel, gleich den Menschen, ihre Flugversuche starteten, bevor sie Anlagen (Fluggeräte) hierfür hatten. Absurd dagegen ist die Vorstellung, dass irgendwann ein zufälliges Aufeinandertreffen von Mutationen (wieso? weshalb? wie?) das Fliegen auf einmal ermöglichte. Die Evolution verändert Organe, indem sie ihnen neue Aufgaben anvertraut.

Lamarck hatte Recht! Nicht die Evolution folgt den Veränderungen (einem langen Hals, einem Flügel oder einer Flosse), sondern neue Verhaltensweisen setzen bestehende Organe auf eine ungewöhnliche Weise ein. Die Körperveränderungen untermauern erst nachträglich ein erfolgreiches Verhalten. Der umgekehrte Weg von der Mutation zur Verhaltensänderung und Organgestaltung wird vom Darwinismus behauptet, allerdings in keiner Weise belegt.

Verbrechen

Das zwanzigste Jahrhundert war geprägt vom Darwinismus. Der Rausch dieses *Elixiers des Teufels* erwies sich stärker als der kritische Verstand. Mit Eifer ging man daran, die „bahnbrechenden“ Scheinerklärungen umzusetzen. Euthanasie, Kolonialismus, Vernichtungskriege folgten. Angesichts der nie dagewesenen Grausamkeit rebellierte die Menschlichkeit. Der Kulturmensch hat sich bisher mit etwas anderem, als einer ums Überleben kämpfenden Bestie gleichgesetzt. Er glaubte, Träger des Geistes und nicht eine

seelenlose Tötungs- und Verdrängungsmaschine zu sein. Der Bruch war unerträglich, die Resultate des Rassenwahns gruselig. Die Vorreiter und Führer des Sozialdarwinismus wurden zu Unholden erklärt. Das geistige Werkzeug des Darwinismus überlebte und gehört leider immer noch zum Schulprogramm. Nur langsam wurde es aus den zwischenmenschlichen Beziehungen verdrängt und in das biologische Laboratorium verwiesen. Aber auch dort sind die Ausbeuten abscheulich. Die Mutagenese (mit und ohne Aussonderung) war nutzlos zur Gestaltung des Vielzellers. Trotz beharrlicher Experimente wurden in den letzten 100 Jahren durch Mutationen weder ein Organ noch eine neue Art, wohl aber grässliche Missbildungen à la Frankenstein hervorgebracht.

Im gleichen Zeitraum feiert die Pflanzen- und Tierzucht ohne Mitwirkung von Mutationen einen Erfolg nach dem anderen. Neue Nutztiere und Pflanzen entstehen zu unseren Lebzeiten. Die vielen Hunderassen von tibetischen Löwenhunden bis zu dänischen Doggen, von Chinaschoßhunden bis zu englischen Schäferhunden erscheinen einem Laien unterschiedlicher als einige wildlebende Familien und sind dennoch eine Art und von den Eigenschaften des grauen Wolfes abgeleitet.

Die Möglichkeiten der Tier- und Pflanzenzucht sind beeindruckend. Der Darwinismus knüpft absichtlich daran an – allerdings zu Unrecht. Der Kampf ums Überleben gehört nicht zu den Arbeitsmitteln der Aufzucht. Die Bemühungen der Landwirte sind dem Überlebenskampf entgegengesetzt und auf das Ausschalten der Konkurrenz gerichtet. Der Züchter kreuzt die Organismen, zieht die Brut auf, durchstöbert sie nach bestimmten Merkmalen, entfernt das, was seinen Vorstellungen zuwiderläuft, pflegt und hütet den Rest. Obwohl einiges im Topf oder auf dem Komposthaufen landet, entscheidend an dem Vorgang ist das gezielte Hervorbringen neuer Eigenschaften.

Die Selektion ist eine kombinatorische Genetik, welche die Vorstellungen des Züchters in Merkmale von Lebewesen umsetzt. Würde der Züchter den „darwinistischen“ Empfehlungen folgen und die Lebewesen, statt sie auseinander zu pflanzen, zusammenpferchen, wie der Überlebenskampf es vorsieht, so käme es zu einer allgemeinen Degeneration der Population. Neue Merkmale, bessere Eigenschaften blieben aus.

Die landwirtschaftlichen Zuchtmethoden bilden und fördern nie dagewesene Kombinationen. Der Wille eines schaffenden Menschen wird dabei gezielt in neue Rassen umgesetzt. Wessen Wille lenkt aber die Veränderungen in der freien Wildbahn?

Es gibt nur eine Antwort. **Gestalter der organischen Evolution ist das Streben.**

Werkzeuge der Evolution

Die Einwände des Darwinismus gegen die gestalterische Kraft des Strebens gehen von falschen Annahmen aus. Beweise, die belegen, dass die erworbenen Veränderungen elterlicher Zellen sich nicht auf die Nachkommen übertragen lassen, suggerieren, dass die Fortpflanzung in der Vervielfältigung von Eigenem besteht. Das trifft bei Eukaryoten nicht zu. Die Fortpflanzung eines Vielzellers ist ein Akt der kombinatorischen Schöpfung. Die Eltern suchen sich und ergänzen einander in ihren Kindern. Sie tun es ausgehend von ihren Vorlieben und sind dabei eingebunden in das Wirken von Angehörigen der gesamten Art.

Um die Zusammenhänge zu verstehen, müssen wir uns mit der **Sexualität**, dem **Lebenszyklus** einzelner Organismen (inklusive **Geburt**, **Individualentwicklung** und **Alterung**), sowie mit der **Organisation von Biozöosen** befassen. Darüber hinaus ist es wichtig, sich die Eckdaten der **Lebensgeschichte** in Erinnerung

zu rufen. Die Darwinisten hatten in den letzten einhundert Jahren allein das Wort. Kritische Meinungen wurden als unwissenschaftlich abgetan, Widersprüche vertuscht, Fakten entstellt. Gegenwärtig wird die Lebensgeschichte ausschließlich aus der Sicht der „Selektionshypothese“ behandelt. Es bedarf einer beinahe kriminalistischen Arbeit, um Tatsachen von Verdrehungen zu befreien. Ist diese Aufgabe erst einmal erledigt, so ordnen sich alle Fakten wie von selbst zu einem ganzheitlichen Bild. Die nächsten Abschnitte rekonstruieren die schöpferische Arbeitsweise der Evolution.

Sexualität

Die Sexualität steckt wie ein Knochen im Halse des Darwinismus. Aus der Sicht des Überlebenskampfes dürfte es Sexualität nicht geben.

Die asexuelle Fortpflanzung ist geradlinig, die vorteilhaften Gene der Eltern werden kopiert und gehen unmittelbar auf die Nachkommen über. Bei der sexuellen Zeugung ist die Weitergabe der Gene komplexer.

Alle Vielzeller sind sexuell. Sexuelle Arten haben zwei Sätze an Genen, jeweils einen von der Mutter und einen vom Vater. Beide Gensätze bestehen isoliert voneinander in einzelnen Zellen. Zum Leben wird ein Satz gebraucht, der andere bleibt stumm. Von welchem der Eltern stammt der derzeit aktive Gensatz? Wurde er überhaupt von einem der Eltern benutzt, oder stammt er von unbekanntem Ur-, Ur-Großeltern? Die vererbten Gene müssen nicht die Gene sein, die in den Eltern wirken. Die Wahrscheinlichkeit, dass Kinder die aktiven Gene ihrer Eltern erhalten, liegt rein rechnerisch irgendwo zwischen 0 und unter 50%.

Die lineare Vererbung wird somit unterbrochen. Eine zufällig entstandene Mutation geht bei Fortführung einer sexuellen

Zeugungsreihe mit hoher Wahrscheinlichkeit verloren, auch dann, wenn sie im Leben eines Elternteils von Vorteil war.

Zum Verzicht auf Weitergabe des größten Teils des eigenen Erbguts kommt das umständliche Sexualverhalten hinzu. Die aufwendigen Trachten, Imponiergehabe, Rivalenkämpfe verhindern die Verbreitung einer zufälligen Mutation. Alles was von den Anforderungen des Paarungsrituals abweicht oder die Erwartungen des Partners nicht erfüllt, kann keine Kinder zeugen. Sexpraktiken sind darüber hinaus gefährlich. Einige Tiere sterben während der Paarung, Lachse kurz danach. Viele Arten werden während der Hochzeit zur leichten Beute von Raubtieren – aufgeben will dennoch keiner, und kann es anscheinend auch nicht.

Die asexuellen Arten sind frei von solchen Hürden. Kinder kopieren ihre Eltern. Genmodifikationen, gute oder schlechte, tragen unmittelbar dem Lebenserfolg und der eigenen Durchsetzung bei. Hinzu kommt, dass der asexuelle Organismus mit der Fortpflanzung beginnt, sobald er hierzu körperlich fähig ist.

Er muss weder Partner suchen noch Rivalen fernhalten.

Gemessen an der Sachlichkeit der asexuellen Fortpflanzung erscheinen die Auflagen der Sexualität als reinste Schikanen. Frei von solchen Auflagen, müssten asexuelle Arten im Vorteil sein und zahlenmäßig überwiegen. Dem ist nicht so. Asexuell sind lediglich primitive einzellige Organismen. Vielzellige Arten sind grundsätzlich sexuell. Die seltenen asexuellen Ausnahmen unter den Vielzellern entstanden aus sexuellen Arten durch Verlust der ursprünglichen Sexualität.

Was macht die Sexualität so zwingend?

Liegt der Vorteil sexueller Arten in einer höheren Mutationsrate oder der besseren Verträglichkeit von Mutationen? Im Gegenteil. Die sexuelle Zeugung erfordert Gemeinsamkeiten der sich verschmelzenden elterlichen Anlagen. Der Körperbau, die

Regulation des Stoffwechsels, die Steuerung der Individualentwicklung müssen zusammenpassen. Geringe Diskrepanzen bedeuten selbst dann Unfruchtbarkeit, wenn die Partner sich in allem äußerlich gleichen. Hase und Kaninchen, obwohl zum Verwechseln ähnlich, lassen sich zum Beispiel nicht kreuzen, sie sind zwei verschiedene Arten.

Eine gegenseitige Abstimmung ist überflüssig bei asexuellen Linien. Sie verkraften schwere Mutationen, die bei sexuellen Arten unweigerlich zur Unfruchtbarkeit führen würden. So der Löwenzahn. Von Kindheit an begleitet uns das leuchtende Gelb dieser allgegenwärtigen Blume. Ein Einwohner Sibiriens, am Berliner Flughafen angekommen, ist nicht wenig überrascht, die fröhlichen Kükenfarben auf der Frühlingswiese vorzufinden. Die Blume war vor ihm da. Dabei liegt ihr Ursprungsort im fernen Osten. Allerdings ist der Löwenzahn keine Blume. Einer Kreuzung und gegenseitigen Befruchtung dienen seine Blüten nicht mehr. Die Hybridisierung verunstaltete seinen Chromosomensatz. Mit der Sexualität war es vorbei, das Wachstum seiner Zellen und die vegetative Fortpflanzungsfähigkeit der Pflanze blieben erhalten. Von den Kapiolen der Partnerbewertung befreit, überzog dieser ewige Junggeselle kometenhaft das Festland mit unübersehbaren Zeichen seines Erfolges. Dennoch ist die ungeschlechtliche Pflanze dem Untergang geweiht, da sie keiner gezielten Veränderung fähig ist. Eine Wandlung des geschlechtslosen Löwenzahns ist lediglich durch eine Umsortierung und zufällige Mutation eigener Gene möglich. Einmal umgeschrieben und verändert, ist die Wahrscheinlichkeit einer Rückkehr zu dem Ursprünglichen nichtig. Es sei denn, der Löwenzahl erlangt seine Geschlechtlichkeit zurück.

Der Weg asexueller Arten besteht im Auseinandertreiben und immer schmaler werden ihrer Entfaltungsmöglichkeiten. Die

Unbeschwertheit der asexuellen Fortpflanzung wird mit dem Verlust stammesgeschichtlicher Verknüpfungen bezahlt, wiegt den Verlust jedoch nicht auf (wir gehen darauf später noch ausführlicher ein). Bei sexuellen Arten ist alles anders.

Die eigenen Gene sexueller Organismen sind unantastbar. Sowohl den gezielten als auch zufälligen Veränderungen körperlicher Gene wird aufwendig entgegengewirkt. Obwohl unversöhnlich gegenüber Mutationen, weisen sexuelle Arten in der Generationsfolge eine enorme Veränderlichkeit ihrer Merkmale auf und sind in dieser Hinsicht der asexuellen Vermehrung weit überlegen.

In ihrer natürlichen Umgebung sehen Angehörige einer sexuellen Art ähnlich aus, als bleiben sie überall und immer gleich. Der Eindruck täuscht. Sexuelle Arten sind im stetigen Wandel. Allerdings ist dieser Wandel für die Zeitzeugen nicht wahrnehmbar. Das Kreuzen untereinander verteilt die günstigen Merkmale einer sexuellen Art gleichmäßig zwischen allen Angehörigen. Die Art erscheint dem Betrachter deshalb einheitlich. Die Art verändert sich und mitunter recht schnell, nur erfolgen diese Veränderungen im Gleichschritt und sind innerhalb einer Population nicht erkennbar. Das geschieht, weil nur die Erfolgreichen sich untereinander kreuzen, und die Population in ihrer Masse sich danach richtet, was gerade Erfolge bringt. Eine merkliche Wandlung zeigt sich erst bei der Gegenüberstellung der einstigen mit der aktuellen Erscheinung einer Art. Bei einer geografischen Auftrennung der Art ist die Wandlungsfähigkeit ebenfalls unübersehbar. Noch krasser wird diese bei gezielt herbeigebrachten Trennungen. Nutztier- und Pflanzenzüchtungen demonstrieren dies überdeutlich.

Man suche beim Wolf vergebens nach den vielen auffallenden Zügen heute lebender Hunderassen, sie kommen in seiner Variationsbreite nicht vor. Hinweise für Mutationen, die zur Entwicklung des Reitpferdes in den letzten 2 000 Jahren beitragen konnten,

fehlen. Dennoch machten diese Haus- und Nutztiere eine rasante Entwicklung durch. Der Mensch löste diese Vorgänge durch eine gezielte Zusammenstellung von Merkmalen aus. Diese Merkmale waren keine Folge der Mutation. Sie bestanden schon vorher als Teile von anderen Anlagen. Dennoch brachte ihre Kombination unerwartetes hervor. Wie? – ist nicht schwer nachzuvollziehen.

Gelegentliche Anomalien, die an die vergangenen Etappen der Stammesgeschichte erinnern, werden Atavismen genannt. Beim Menschen sind Halsfisteln, ein starkes Haarkleid, Schwänzchen, sowie überzählige Brustwarzen bekannte Beispiele. Sie führen uns genetische Anlagen vor, von deren Anwesenheit wir nichts ahnen. Sie schlummern dennoch in jedem von uns, sind äußerst komplex, und lassen sich theoretisch zu allem Möglichen umbauen. Wie viele gibt es davon? Sehr viele! Unsere Stammesgeschichte ist eine Schatzkammer von (sichtbaren und verborgenen) Bausteinen für die Gestaltung. Diese sind oft abgelegt, aber nicht verloren. Die einzelnen Gene, selbst wenn unsichtbar, können jederzeit hervorgeholt werden. So wie die verschiedensten Legobauten keine zusätzlichen Elemente außer eines umfangreichen Satzes an Lego-Steinchen erfordern, sind auch bei organischen „Bauten“ keine zusätzlichen Gene zu den vorhandenen notwendig. Es genügt, diese auf eine neue Weise anzuordnen.

Entgegen den Vorstellungen des Darwinismus besteht die sexuelle Fortpflanzung nicht im Nachlaufen und Kopieren von Mutationen, sondern in der Zusammenstellung erstrebenswerter Eigenschaften in den Nachkommen. Die Liebe gilt schließlich den fremden und nicht den eigenen Genen. Eine Trennung in Geschlechter, von denen jedes ein Gegengeschlecht suchen muss, und dabei auf einen Teil des eigenen Erbguts verzichtet, bindet eine Art zu einer Fortpflanzungsgemeinschaft, deren Kinder Knospen eines gemeinsamen Stammes sind. Die Partner wählen einander und gestalten so

die künftigen Generationen. Die Art schlängelt sich durch das Knäuel koexistierender Einzelleben und nimmt dabei ihre jeweilige Form an.

Betrachten wir den Gestaltungsrahmen, in dem die Evolution sexueller Arten stattfindet, etwas genauer. Er erklärt einige, nur scheinbar merkwürdige Details der Evolution. Ist man sich über Mechanismen der Evolution im Klaren so setzt sich das Puzzle der Lebensgeschichte wie von selbst zu einem Bild zusammen. Wir tun diese Synthese am Ende dieses Teils in dem Abschnitt „Evolutionsschleife“.

Lebensräume

Seit Millionen von Jahren ist ein Naturereignis an den Stränden der Südsee zu beobachten. Zu Tausenden schlüpfen niedliche Schildkrötchen und paddeln tollpatschig über den weichen nachgiebigen Sand zum Wasser. Viele von ihnen werden von Vögeln, Krabben und Landtieren aufgefressen, die pünktlich zum Wettrennen erscheinen. Die Vorgänge wiederholen sich Jahr für Jahr. Die Tierarten, die sich am kostenlosen Buffet versammeln, haben inzwischen (getrieben von der Evolution) mehrmals gewechselt. Allein die Schildkröten haben daraus nichts gelernt. Das grausame Abschlachten hat bisher keine bessere Art hervorgebracht.

Die hohen Nachkommenzahlen bei Fröschen, Fischen und Insekten dienen weder der Verschärfung des Überlebenskampfes noch der Beschleunigung der Evolution. Sie überbrücken kritische Umstände, bei denen allein der Zufall entscheidet. Die Evolution bleibt ungerührt von diesen Opfern. Die starke Vermehrung dient nicht der Auslese, sondern der Erhaltung der Population. Die Vorreiter bevorzugen stattdessen hohe Überlebenschancen und geringe Zahlen an Nachkommen. Die Behauptung des Darwinismus, dass hohe Geburtenraten und Überbesiedlung feste (und vor allem

nützliche) Aspekte der Evolution seien, ist falsch. Sowohl die Geburtenraten als auch die Besiedlung werden durch die Konfiguration der Lebensräume bestimmt. Sind diese frei, ist die Vermehrung stark. Ist der Lebensraum ausgefüllt, schrumpfen die Zuwachsraten bis zum Erliegen. Mit der Verknappung von Ressourcen wachsen die Beschaffungsmühen für das Lebensnotwendige. Lebewesen haben dann andere Sorgen als ihre Vermehrung. Die Zu- und Abgänge gleichen sich an. In der Wildbahn bewegt sich die Größe einer Population schwankend an der Obergrenze der Entfaltungsmöglichkeit. Abweichungen sind hin und wieder möglich, aber nicht von Dauer.

Das Tier, das in einem ausgefüllten Lebensraum seinen Hals ausstreckt, Blätter von den herabhängenden Baumzweigen kostet und dabei mehr Futter und Lebensfreude erhält, erschließt sich eine neue Quelle. Sie ist den anderen Artgenossen nicht verfügbar. Die Ur-Giraffe entweicht dem herrschenden Entfaltungswiderstand. Ihr Erfolg stört das Gleichgewicht der übrigen Population. Ihre Nachkommen (und die Chancen für solche stehen gut) mögen kurzhalsig geraten. Die Vermehrung einer Untergruppe von Tieren bei gleichbleibenden Ressourcen benachteiligt herkömmliche Verhaltensweisen. Es kommt zu einem weiteren Rückgang der Geburten in „traditionsbewussten“ Subgruppen. Vorzeitig sterben muss dabei niemand. Die „Loser“ leben weiter und mitunter sehr gut, denn sie müssen die Aufwendungen des Kinderkriegens nicht tragen. Auf die Dauer trennt allerdings nicht das eigene Wohlergehen den Erfolg vom Misserfolg, sondern die Hinterlassenschaft. Diese bleibt aus. Der Geburtenrückgang der „weniger geschickten“ Subpopulation bliebe aus, wären alle Tiere den gleichen Bedingungen ausgesetzt. Die vorrangige Vermehrung von Tieren, die sich zu den immer höheren Zweigen hinausstrecken, führt jedoch ebenfalls zu keiner Überbesiedlung. Der Artbestand im

Ganzen kann sogar schrumpfen, denn die erfolgreichen Tiere belegen dank ihrer Überlegenheit größere Territorien als ihre Vorgänger und nehmen sich mehr Zeit für den Ausbau und die Sicherung ihrer Ansprüche. Genau diesen Rückgang der Zahl an Nachkommen gepaart mit der Zunahme der territorialen Größe und Lebensdauer einzelner Tiere beobachtet man bei allen Arten auf der Höhe ihrer Evolution. Der Bestand an Buckelwalen kann sich nicht mit dem von Heringen oder Plankton messen.

Der Vorgang des „Sich-Ausstreckens und Reifens“ lässt sich bei Menschen zeitnah beobachten. Der Epochenwechsel vollzieht sich vor unseren Augen. Zu den Anfängen der Zivilisation (und derzeit noch vereinzelt in armen Entwicklungsländern) waren eine Schwangerschaft mit 12-16 Jahren und hohe Kinderzahlen typisch. Mein Vater war das elfte Kind seiner Eltern. Meine Mutter wurde geboren als meine Oma 16 war. Mit Entfaltung der Gesellschaft verschob sich die erste Schwangerschaft allmählich in das Alter von 30-35 Jahren (gegenwärtig), wobei die Lebensdauer und Anforderungen an die Einzelnen (Bildung, Beruf, fester Arbeitsplatz, Wohnung) stiegen.

Miniaturisierung, Überzahlen und kurze Lebzeiten sind dagegen typisch für Zurückgedrängte in der Evolution. Wir werden noch genauer darauf eingehen, wenn wir später auf die Insekten (Eintagsfliegen, Libellen) und Lachse zu sprechen kommen.

Das Leben ist die Evolution des Strebens. Die Starken und Erfolgreichen brauchen keine Mutationen, sondern Platz und Ressourcen zur Entfaltung. Die Giraffe ist dabei keine Ausnahme. Der Vorgang ist generell. Ein Einzelner stößt die Tür zu neuen Lebensräumen auf und erschwert zugleich das Aushalten in der alten Umgebung. Es wird eng und ungemütlich in den üblichen Grenzen. Nicht die am besten Angepassten, im Gegenteil, die Abweichenden, Unzufriedenen, zu einer Neuerung Bereiten finden am

ehesten einen Ausweg. Der Erfolg der Ausreißer errichtet ein Gefälle des Entfaltungsaufwandes. Die „hinauf Strebenden“ werden dabei begünstigt und die Evolution wird in eine bestimmte Richtung vorangetrieben. Dabei kommen nicht nur „Langhalse zusammen und bilden Paare, sondern Eltern mit vielfältigen weiteren Eigenschaften, die das neue Verhalten begünstigen, finden zueinander. Der Wandel ist daher immer komplex und alle Merkmale des Körpers betreffend. Mit jedem Individuum im Trend nimmt das Gefälle des Entfaltungsaufwandes zu. Eine Umgestaltungswelle kommt ins Rollen. Sie hält erst an, wenn der neu erschlossene Lebensraum ausgefüllt ist und die weiteren Veränderungen keine Dividenden mehr bringen.

Während der Umgestaltung eines Lebensraumes ändert sich die gesamte Lebensweise einer Art: **Geburten, Reifung, Lebensdauer, vielfältige Ansprüche, äußere Erscheinung und soziale Organisation.**

Geburt

Die kriechende Raupe eines Monarchfalters verwandelt sich innerhalb von zwölf Tagen in einen graziösen Schmetterling. Diese zierliche Fee kann immerhin über 30 Stundenkilometer schnell fliegen. Im Inneren der Puppe, von der Außenwelt abgeschlossen, vollzieht sich ein Wunder. Aus wulstigen Raupenbeinen entstehen schlanke Gliedmaßen, die Mundteile gehen vom kauenden zum saugenden Typ über. Es entwickeln sich vier Flügel.

Einige Organismen wechseln vier bis fünfmal ihre Gestalt und Lebensbedingungen ehe sie mit der Fortpflanzung beginnen. Warum dieses häufige Starten und Stoppen? Warum wachsen die Organismen nicht immerfort? Wozu die immer wiederkehrende Neugeburt? Nun, eine Vielzahl an Sägen und Äxten in den Händen eines Einzelnen macht sie nutzlos. Die hinzukommenden

Werkzeuge stören sich dabei gegenseitig. Die Aufrüstung des Organismus schadet, wenn sie ohne Vergrößerung des Wirkungskreises geschieht. Die Fortpflanzung teilt den Lebensraum auf und erhöht die individuelle Wirksamkeit. Sie ist weder Zweck noch Ziel des Lebens, sondern ein Ausweichmanöver der fortgesetzten Vermehrung. Sie ist dort angesagt, wo das Wachstum zunächst nicht weiter weiß und stockt. Anlass für Neubeginn und Geburt ist die Perspektivlosigkeit der individuellen Fortentwicklung.

Die Aufteilung kann auf zwei oder multiple Organismen erfolgen. Die Zahl der Nachkommen, ihre Größe und Ausstattung wird durch die Beschaffenheit der Lebensräume reguliert. Ist der Lebensraum diskontinuierlich und liegen größere Todes- bzw. Wüstenstreifen dazwischen, so bevorzugen Organismen eine Aufteilung in viele „Sporen“, welche auseinanderfliegen und möglichst klein, anspruchslos und widerstandsfähig sind. Bei Endoparasiten, die zum Leben andere Lebewesen nutzen, wird bei dieser Ausbreitung auf vieles verzichtet, was bei dem Opfer ohnedies zu finden ist. Im Extremfall, kann ein ursprünglich eigenständiger Organismus bis auf ein zeitweise komplett abgeschaltetes „totes“ Viruspartikel schrumpfen.

Ist der Lebensraum kontinuierlich aufgebaut, so wird eine einfache körperliche Teilung bevorzugt und die Lebenstätigkeit sofort aufgenommen. Jedes Neugeborene erhält hierfür einen kompletten Satz an Genen, ein Minimum an Werkzeugen und ein eigenes Betätigungsfeld. Nunmehr kann der Neuling und mit ihm das Leben im Ganzen wieder wachsen.

Entwicklung

Gewöhnlich nimmt man Dinge erst dann ernst, wenn sie zu einem Problem werden. Die Entwicklung ist das Faszinierendste am Leben überhaupt, wird aber im Alltag kaum beachtet. Man setzt

voraus, dass aus Samen Bäume wachsen, Raupen sich in Schmetterlinge verwandeln und aus einem Ei ein Küken schlüpft. Erst aufgeschreckt durch Versagen, angesichts eines zweiköpfigen Schafes oder eines einäugigen Embryos im Raritätenkabinett, überkommen uns Schauer und Ehrfurcht vor diesem scheinbar so alltäglichen Mysterium. Millionen von Zellen lösen einander in streng geordneten Teilungen ab. Strahlung, Mutagene, Viren umgeben Embryonen und mischen sich in Vorgänge der Entwicklung ein. Dennoch werden Tag für Tag gesunde Babys ohne besondere Vorkehrungen geboren. Was ermöglicht diesen Vorgang?

Man gibt sich mit der Antwort zufrieden, dass alles genetisch vorgegeben sei. Man denkt dabei an Augen- und Haarfarbe, Gesichtszüge der Geschwister und hört mit Fragen dort auf, wo höchstes Staunen angebracht wäre. Wie so oft, verwechselt man eine Bezeichnung mit der Erklärung. Der Hinweis auf Gene, was erklärt er schon? Pigmentzellen der Haut und Haare werden in der Neuralleiste am Rücken angelegt. Zielsicher wandern sie durch den ganzen Körper zu ihrem Bestimmungsort. Woran und wie orientieren sie sich? Welche Gene schreiben ihnen die Route vor, welche führen sie? Wo befinden sich Gene, die das Farbmuster des Pfauenschwanzes zusammensetzen und hierfür eigenständige frei wandernde Pigmentzellen benutzen? In jeder Zelle des bunten Fächers, gleich welcher Farbe sie sind, gleich welchen Platz sie innerhalb des Musters einnehmen? Wie erfährt eine Zelle im Pfauenauge, dass sie diese und keine andere Stellung beziehen soll, wie kommt sie dorthin, warum verweilt sie dort? Warum wird sie zur Haut statt zu einer Nerven- oder Blutzelle? Fehlen ihr die nötigen Gene, wird sie von fremden Genen gesteuert, und wenn ja, wie wird das Gen einer Zelle von denen anderer reguliert? Wieso unterwirft es sich dieser Regulierung?

Sind nicht alle Gene gleichrangig? Wo liegen die lenkenden

Gene? (Falls es sie gibt.) Wie kommt es, dass Zellen mit gleichen Genen (und die meisten Zellen unseres Körpers gehören dazu) unterschiedliche Schicksale haben?

Wäre es möglich, dass nur Keimzellen vollwertig sind? Die somatischen Zellen stammen demnach zwar von den Keimzellen ab, verlieren jedoch mit der Differenzierung überflüssige Gene. Mit jeder Zellteilung schrumpfen ihre Entfaltungsmöglichkeiten, bis sie nur noch Haut-, Nerven- oder Blutzellen werden können.

Diese „Keimbahnhypothese“ der biologischen Gründerzeit ist unhaltbar.

Trennt man die Nachkommen einer Eizelle nach der ersten Teilung, so entfaltet sich jede zu einem erwachsenen Tier. Setzt man diese Trennungen fort, so entstehen vier oder sogar acht Tiere. Dadurch erhält man zum Beispiel genetisch identische Schafe. Die Trennungen sind mitunter spontan. Man kennt dieses Phänomen von eineiigen Zwillingen. Von einem Genverlust ist dabei keine Spur. Auch in folgenden Entwicklungsstadien ist der Genverlust nicht zu belegen. Entnimmt man dem wachsenden Embryo etwas Gewebe, so gleicht er die Verluste aus. Verpflanzt man Zellschichten vom Stamm zum Kopf, bilden sich daraus Augenbläschen anstatt Knospen von Armen und Beinen. Was man dem Keimling auch antut, er versucht, seine Strukturen auf bestimmte Weise umzuordnen. Mechanisch ist er dabei nie, akribisch schon. Diese Verformbarkeit ist bei einzelnen Lebewesen je nach Altersstufe unterschiedlich ausgeprägt, jedoch selbst bei Arten mit einer sogenannten mosaikartigen Entwicklung vorhanden. (Mosaikartig sind Organismen mit einer streng reglementierten und unveränderbaren Endzellzahl z.B. 8, 12, 24. Mehr oder weniger Zellen sind unzulässig. Nach ihrer embryonalen Teilung dürften solche Zellen ihre einst eingeschlagene Orientierung nicht mehr ändern, denn ein Ersatz fehlender Differenzierungen durch Neubildung hierzu

erforderlicher Zellen ist nicht vorgesehen. Dennoch, auch diese Organismen bleiben plastisch. Wenn man die Anordnung der Zellen im Organismus ändert, ändern die Zellen ihre Differenzierung und Funktion.)

Pflanzen sind auffallend flexibel. Einige ihrer Zellschichten (Meristem) können sich fortwährend teilen und alle anderen Organe und Gewebe bilden. Ein bekannter Ausdruck dafür ist die vegetative Vermehrung mit Ausbreitung der Ableger und des Wurzelwerks. Jedes pflanzliche Organ besteht gewöhnlich aus meristemalen und enddifferenzierten, nicht mehr teilungsfähigen Zellen. Die Einteilung ist von der Situation abhängig und die enddifferenzierten Zellen sind unter Umständen fähig, sich in die meristemalen Zellen zurück zu verwandeln. Hierfür genügt es, den Zellverband aufzulösen. Die Landwirtschaft macht Gebrauch davon und züchtet ganze Pflanzen direkt aus einzelnen Zellen. Jede Zelle besitzt demzufolge den vollwertigen Gensatz und die Fähigkeit dazu, eine Pflanze zu werden. Im Verband verzichtet sie darauf. Die Aufgabe, der sich die Zelle widmet, bestimmt ihren Weg, ihre Funktion und die Wachstumsraten.

Wie sollen Gene lenken, wenn sie selbst einer Zweckmäßigkeit unterworfen sind? Oder bilden Pflanzen eine Ausnahme?

Tiere in der Wildbahn kennen weder eine vegetative Vermehrung, noch behalten sie im erwachsenen Alter embryonales Gewebe, die neue selbstständige Organismen formen kann.

Die Entwicklungsschritte zu teilungsunfähigen Zellreihen sind normalerweise unumkehrbar. Hautzelle, Darmzelle, ausgereifte Blutzelle können nur noch ihrem Zweck dienen, was sie auch tun, bis sie sich verbrauchen. Dennoch gehen Gene mit der Differenzierung von tierischen Zellen ebenfalls nicht verloren. Die Versuche am Krallenfrosch zeigten dies schon im 19. Jahrhundert.

Verpflanzt man den Kern einer teilungsunfähigen Hautzelle in das

entkernte Froschei zurück, so teilt sich die so konstruierte Eizelle. Das Ei entwickelt sich zum erwachsenen Tier.

Bei allen besprochenen Beispielen sind Gene passiv. Das Genom, statt zu bestimmen, wartet geduldig auf die Erlaubnis zum Auftritt und erweist sich alles andere als diktatorisch. Trotz dieser Polypotenz ist die jeweilige Entwicklung bei Tier und Pflanze eindeutig und unbeirrbar. Keine Änderung der Brut- und Aufzuchtbedingungen kann aus einem Entenei einen Schwan, geschweige denn, eine Schildkröte machen. Auf unterschiedlichen Wegen und Umwegen wird das Vorbestimmte erreicht. Wie kann der Kern einer Keimzelle nach Generationen einander ablösenden Zellteilungen und Zelluntergängen Gesichtszüge eineiiger Zwillinge prägen? Denn er tut es zu einem Zeitpunkt, wo der ursprüngliche Kern selbst längst nicht mehr da ist. Man würde einen Vorgang von dieser Komplexität für unmöglich halten, wäre er nicht alltäglich zugleich. Ein Paradox ohnegleichen.

Die „unlösbaren“ Rätsel sind meist hausgemacht. Vor dreihundert Jahren glaubte man, dass Vakuum ansaugt, so wie die Lippen es beim Trinken aus der Tasse tun. Unverständlich war dabei, warum eine Barometersäule mit steigender Höhe abfällt. Der Sog in der Säule wird nicht geringer, wenn man bergauf wandert. Pascal ersetzte die naive Überzeugung des „Horrors vacui“ durch die gegenteilige Annahme eines atmosphärischen Druckes und löste das Rätsel. Nicht das Vakuum saugt an, das Gewicht der Atmosphäre drängt das Wasser in die leere Säule des Barometers und in unseren Mund beim Saugen hinein. Ist unsere Unfähigkeit, die Entwicklung zu begreifen, etwa gleicher Natur?

Stimmt etwas nicht daran, wie wir Gene betrachten? Tatsächlich verschwinden alle Deutungsprobleme, sobald man die Vorstellung einer vorgefassten Lenkung verwirft.

Gene sind keine Drahtzieher, sondern Informationsbausteine. Sie

sind erprobte Lösungen der Vermehrung und werden je nach Bedarf und Situation benutzt. Weder anmutige Körperumrisse, goldene Haarlocken noch ein Hängebauch, Gichtfüße, ein krummer Rücken, Doppelkinn oder eine faltige, warzige Altershaut sind in der Keimzelle als Vorschrift erhalten. Sie werden weder angestrebt noch verordnet, sondern quittieren einstige Erfolge der Vorfahren. Die Körperzellen richten sich danach. Eine Individualentwicklung ergibt sich aus der Vermehrung verschiedener Zellreihen innerhalb einer begrenzten Zahl bewährter und genetisch festgehaltener Entfaltungsmöglichkeiten. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen.

Der Ausbruch eines Vulkans bedeckte einen Umkreis von mehreren Kilometern mit glühender Asche. Von üppigen Wäldern an den Abhängen blieb eine Steinlandschaft übrig. Schluss und aus? Nein, das ist erst der Anfang. Resistente Organismen werden Pioniere sein, deren Arbeit die leblose Landschaft allmählich verändert. Sie bereiten den Boden vor. Anschließend wird dieser von höheren und anspruchsvolleren Arten besetzt. Vom Zufall der Wind- und Wasserströme in das Gebiet getragen, lassen sich die Ankömmlinge in gesetzmäßigen Folgeschritten nieder, bis der einstige Zustand wieder erreicht ist.

Mit jedem Vulkanausbruch wiederholen sich die Ereignisse mit anderen Teilnehmern auf ähnliche Weise. Die Vorgänge sind plastisch, geringe Wirrnisse können ihren Ablauf modifizieren, jedoch weder Stadien vertauschen (auslassen, ersetzen, überspringen) noch die Richtung umkehren. Die Entwicklung nimmt Gestalt an, während sie den jeweiligen einst erprobten Möglichkeiten folgt. Wir haben ein typisches „Entwicklungsprogramm“ vor uns. Es ist plastisch und anpassungsfähig, dennoch unabänderlich in seinen Etappen. Obwohl geordnet und zielgerichtet, ist es nicht vorge-schrieben oder angeordnet. Ein Gesamtplan oder eine ausführende

Zentrale fehlen. Einzelne Arten breiten sich aus, verändern die Beschaffenheit der Lebensräume und ermöglichen anderen den Zutritt. Sie bilden Zwischenstufen einer fortwährenden Umwandlung. Die Vorgänger stellen Weichen für die Nachfolger. Somit ist die Richtung festgelegt, in der jedes neue Stadium ohne ein vorheriges unmöglich ist. Der Zufall der Erstbesiedlung kann die einzelnen Schritte unterschiedlich färben, die allgemeine Tendenz bleibt davon unbeeinflusst und die Ähnlichkeit mit der Individualentwicklung wird umso größer.

Die Eizelle teilt sich. Die Tochterzellen stellen ihre Arbeit entsprechend den veränderten Bedingungen um. Jeder Umbau lässt nur noch bestimmte sinnvolle Schritte zu. Die neue Lage bringt der Zelle eine neue Rolle. Die Rolle ändert ihre Bestimmung. Es gibt weder einen festgelegten Plan noch ein Endziel, wohl aber mehrere vorgefertigte Lösungen. Die einzelnen Zellen entscheiden sich für einzelne von diesen, ganz nach den Umständen. Aus den jeweiligen Möglichkeiten der Entfaltung ergibt sich ein geordnetes Wachstum, bei dem vorausgegangene Zelldifferenzierungen die Rahmenbedingungen weiterer Entfaltungen sind.

Hingabe

Der Darwinismus verschmäht individuelle Lebenserfahrungen und akzeptiert nur genetisch verankerte Triebe. Der Erhaltungstrieb im Kampf ums Überleben ist danach zentral. Die Wissenschaftlichkeit dieser Haltung ist niedrig, denn sie appelliert an ein Vorurteil. Jeder glaubt zu wissen, was Selbsterhaltung ist. Empfindungen der Gefahr und Angst des Versagens sind allen vertraut. Sie sind alltäglich wie Sonnenaufgänge und gleichermaßen verlogen in ihren Aussagen. Die Klarheit ihrer Eindrücke ist eingebildet. Die Sonne geht auf?

Wir wissen inzwischen, dass es nicht der Fall ist.

Die Selbsterhaltung erhält?

Wie denn? Was denn?

Was verbirgt sich tatsächlich hinter der Selbstverständlichkeit einer Selbsterhaltung? Woran zum Beispiel lässt sich ihre Anspannung messen? Etwa am Umfang des eingetretenen bzw. vorgebeugten Zellsterbens? Nicht die Spur!

Tag für Tag sterben Tausende von Zellen in unserem Körper und werden Tausende von Zellen geboren. Ihr Tod ist ein fester Bestandteil des Lebens. Beim Embryo sind Räumung und Erneuerung besonders markant. Stündlich entstehen neue Organe. Sie werden ihrerseits abgetragen: schmerzlos, ohne Angst oder Widerstand, vielmehr mit der Wonne eines schnell wachsenden Körpers. Das Leben ist ein Fluss von Strukturen und Zuständen. Aufrechterhalten wird allein dieser Vorgang. Vorgang wovon? Etwa von einer regsamen Vitalität?

Auch das trifft nicht zu. Nicht die Lebendigkeit, sondern allein ihre Ausrichtung und die Bedeutung zählen. Ein Splitter in der Haut ruft Vorgänge des Zelluntergangs und der Zellvermehrung hervor. Substanziell ähneln diese der embryonalen Entwicklung. Die rasche Proliferation und der Zellaustausch werden allerdings von pochenden Schmerzen, brennendem Druck und Unwohlsein begleitet. Die Entfaltung wird bei Entzündung fortgesetzt und beschleunigt, jedoch nunmehr erzwungen und nicht selbst angestrebt.

Die Gegenüberstellung von embryonaler Entwicklung und Entzündung zeigt – weder Zelluntergang noch Wachstum, Erneuerung oder Erhaltung, sondern der Wert des Ereignisses für die Entwicklung entscheidet über die Empfindungen der „Selbsterhaltung“ wie Schmerz oder Lust. Eine Epithelzelle des Darms stößt ekstatisch ihren Inhalt für die Verdauung des Organismus aus und stirbt. Entzündungszellen, Soldatenameisen oder Wächterbienen

greifen ungestüm den überlegenen Feind an, ohne an ihre „Selbsterhaltung“ zu denken.

Leben ist in allem keine Erhaltung, sondern Aufbegehren, Sturm und Hingabe. Was man Selbsterhaltung nennt, ist eine ungeschickte Bezeichnung für die Alarmanlage des Wagemuts.

Jugend, Reife, Alterung

Babys wachsen schnell aus ihren Sachen heraus. Kaum getragen, sind Strampler, Hemdchen und Höschen zu klein und werden ausgetauscht. Sie sehen neu aus und sind im Grunde neu.

Bei Kindern ist es ähnlich, nur etwas chaotischer. Unerfahrenheit lernt aus eigenen Fehlritten. Dabei kommen Risse und Schmutzflecken, Brandwunden und Schnitte vor. Die Sachen bleiben neu, jedoch sichtbar gebraucht.

Die Zeit der Jugend, wachsender Kräfte, dreister Wünsche folgt. Man will bedeutend erscheinen. Mode und Nachahmung regieren. Das gestern Getragene ist heute längst überholt. Flott und adrett sieht man aus, obwohl manche Kleidungsstücke inzwischen deutlich länger dienen. Dafür werden sie auch bedeutend besser gepflegt.

Die Reife setzt eigene Akzente. Man schätzt Erfolg und meidet Verschwendung. Die Kleidung wird bis zu den ersten Abnutzungserscheinungen getragen. Die Sorgfalt nimmt zu, der Abwechslungsreichtum ab.

Allmählich schwinden die Kräfte. Die Lebenserfahrung hilft, mit Wenigem mehr zu erreichen. Die positive Bilanz alltäglicher Unternehmungen macht die Einbußen lange Zeit unbemerkbar. Sowohl die äußere Stabilität wie die immer neuen Erfolge des Erwachsenenendaseins täuschen. Das Altern ist längst unterwegs. Langsam, jedoch stetig wächst sein Einfluss. Ist eine unsichtbare Grenze überschritten – beschleunigt sich der Verfall. Der Geist

erschläfft, Trägheit macht sich breit. Kleider, wie die Altershaut, zeigen hier oder dort dunkle Flecken, Falten, durchgeriebene oder durchgesessene Stellen.

Das Geheimnis der Jugend ist einfach. Ob Kleid oder Körperstruktur, Teile, die schneller ersetzt werden, als die Umwelt sie merklich schädigt, zeigen keine sichtbaren Zeichen des Alterns. Auch sie altern, nur ist ihre Nutzungsdauer kurz. Mit den Milchzähnen verschwinden die Karieslöcher. Das Gebiss erstrahlt wieder makellos weiß.

Die Möglichkeiten der Fortentwicklung und somit des Austausches schwinden im Alter. Nicht weil diese unmöglich sind, die Evolution hat einfach noch keine Alternativen entdeckt. Die auftretenden Schäden können nicht beseitigt werden. Die Folgen sind schlecht ausgeglichen. Das Altern hat kein eigenes Gesicht, es besteht aus der Anhäufung von Krankheiten und Störungen ohne Aussicht auf Heilung.

Lebensdauer

Die Lebensdauer einer Art ist eine Gleichung aus Streben und Versagen. Der Erfolg lässt sich an der artspezifischen Größe des Körpers, der Territorien und Ressourcen messen. Diese sind direkt proportional zur Lebensdauer. Einige Überschneidungen sind dabei möglich. So kann eine Spore länger bestehen als ein Kaninchen. Dennoch wird ein Elefant seinen Lebenszyklus nie so schnell abschließen wie eine Mücke, eine Mücke wird nie so schnell wie ein Pantoffeltierchen sein. Ein Pantoffeltierchen ist wiederum langsamer als ein Bakterium.

Die Lebensdauer einer Art nimmt mit wachsender Körpergröße generell zu. Die größten aller bisherigen Organismen, die Bäume, sind zugleich die langlebigen. Mammutbäume werden über dreitausend Jahre alt und erreichen ein Körpervolumen von 1400 m^3

und eine Größe von 150 Metern.

Die artspezifische Lebensdauer ist individuell regelbar. Ein Bakterium teilt sich alle zwanzig Minuten im Zuckersirup. Auf einem kargen Nährboden braucht es hierfür mehrere Tage. Die einzellige Schirmalge *Acetabularia* reift im Mittelmeer drei Jahre lang. Im Labor, wo Winter und Nacht fehlen, schrumpft diese Zeit auf wenige Monate. Der Wurm *C. elegans* ist ein beliebtes Versuchsojekt der Entwicklungsgenetik. Unter natürlichen Lebensbedingungen nimmt seine Lebensdauer mit dem Aufwärmen der Umgebung ab. Eine magere Kost verlangsamt die Entwicklung, verlängert die Lebensdauer und kann das Einschlagen alternativer Wege zu einer Dauerlarve bewirken. Die postembryonale Entwicklung von *C. elegans* beinhaltet Larvenhäutungen und dazwischen liegende L2, L3, L4 Stadien (L=Larve). Die Dauerlarve folgt auf eine Futterknappheit vor dem Ende des Stadiums L2. Äußerlich sind Dauerlarve und L3 gleich. Das Stadium der Dauerlarve beträgt allerdings bei 20°C 45 Tage. Der ad libitum (nach Belieben) gefütterte Wurm lebt dabei insgesamt etwa 14 Tage.

Futterreichtum und Temperatur bestimmen auch die Lebensdauer der Fische. Das Verhältnis zur Temperatur ist umgekehrt, denn mit steigenden Temperaturen sinkt der Sauerstoffgehalt des Wassers. Mangel an Sauerstoff bringt Futterarmut und bremst den Stoffwechsel. Der Gemeine Stichling (*Gasterosteus aculeatus*) lebt in Neufundland etwa 18 Monate, in Südfrankreich benötigt der gleiche Fisch drei Jahre, nur um sexuell zu reifen.

Das Nahrungsangebot ist ebenfalls wichtig für die Lebensdauer der Säugetiere. Vergleicht man die Lebensdauer zweier Rattenkolonien, von denen eine beliebig viel Futter bekommt, die andere aber nur 60% dessen, was die erste verzehrt, so sieht man eine Verkürzung der Lebensdauer der ersten Gruppe um 50%.

Die Beispiele zeigen: Sind die Ressourcen karg, verlangsamt sich

die Reifungs-, Reproduktions- und Lebenszeit. Unter günstigen Umständen beschleunigen sich die Vorgänge. Die Lebensdauer ergibt sich aus den Vorzügen der körperlichen Anlagen und den Überlebenschancen in einer konkreten Umwelt.

Tod

Im achtzehnten Jahrhundert fiel auf, dass einzelne Lebensabschnitte der Säuger sich artenübergreifend ähneln. Eine Maus lebt durchschnittlich ein Jahr, der Hund 15, der Mensch 70 Jahre, doch bezogen auf die Lebenszeit, eilen diese Lebewesen von der Geburt bis zur sexuellen Reife, von der Trächtigkeit bis zur Menopause in vergleichbaren Raten. Warum reifen, leben und altern diese Tiere ähnlich, jedoch tun es unterschiedlich schnell?

Der Unfall ist befangen. Beim Menschen, der ausgewachsenen Schildkröte oder bei einem Baum, sind Unfälle selten. Bei einer Mücke, die Blut saugt, bei einer Ratte in der Speisekammer, sind sie allgegenwärtig. Bleiben wir bei der Ratte. Felduntersuchungen zeigen, dass eine Ratte in Freiheit kaum ein Jahr überlebt. Der Mensch, die Katze, der Falke, der Hund, der kalte Winter machen ihr das Leben schwer. Im Tierlabor wird sie dagegen drei Jahre alt. Grund für den Unterschied sind die aufreibenden Lebensumstände ihrer natürlichen Umgebung. Die Lebensdauer eines Menschen wäre für die Ratte katastrophal. Eine Mindestzeit von zwölf Jahren bis zur Fortpflanzungsreife ist unzumutbar, wenn man ein Rattenleben führt. Die hohe Lebensgeschwindigkeit wiederum kompensiert die harten Lebensbedingungen. Eine rasante Entwicklung erlaubt den vorbeugenden Austausch von körperlichen Strukturen, lange bevor sie spürbar aufgebraucht sind. Schnelles Leben gewährt einer Art Frische und Vitalität inmitten einer feindlichen Umwelt. Man lebt stürmischer und unbeschwerter und erlischt wie eine funkensprühende Wunderkerze.

Die Erfolgsgeschichte der Säugetiere ist kurz. Der Entwicklungsplan ist einheitlich und weicht kaum von dem der Stammesväter ab. Die meisten Unterschiede betreffen ihre Körperproportionen. Klassen und Ordnungen mit einer längeren Evolutionsgeschichte demonstrieren eine höhere Vielfalt.

Die Insekten teilten sich noch vor der Besiedlung der Kontinente in verschiedene eigenständige Zweige. Hier sind die Verhältnisse besonders bizarr. Die Ähnlichkeit zwischen den einzelnen Arten ist schwer auszumachen. Nicht nur die Lebensdauer insgesamt, sondern jeder einzelne Lebensabschnitt wurde stark transformiert, mit neuen Inhalten gefüllt, verlangsamt, beschleunigt oder auch gänzlich gestrichen.

Die Theißblüte (*Palingenia longicauda*), auch Eintagsfliege genannt, lebt als Imago wenige Stunden. Dieser kurzen Lebensetappe ist eine zwei bis drei Jahre lange Entwicklung vorangestellt. Ihre „Jugend“ verbringt die Theißblüte im Schlamm der Flüsse, wechselt mehrmals das Larvenstadium und landet im freien Wasser. Wenn die Theißblüte dann als geschlechtsreife Imago aufwacht, ist ihr Verdauungskanal zwar angelegt, jedoch verkümmert, der Mittel- und Enddarm sind entweder degeneriert oder fehlen. Einige Organismen weisen zur Nahrungsaufnahme ungeeignete Mundorgane auf. Alles, was der Fortpflanzung nicht unmittelbar dient, ist schlampig angelegt. Die Eintagsfliege verbraucht die Fettvorräte des Larvenstadiums, tanzt unbekümmert, paart sich und stirbt an den Folgen ihrer Missbildungen.

Wofür legte sich die Eintagsfliege die Fähigkeit zum Fliegen überhaupt zu? Welche Rolle spielt dieses Fest der Missgeburten, wenn die Larve gleich nach der Paarung erneut ihr Leben im Wasser beginnt? Einer Anpassung oder besseren Überlebenschance dient dieses Verhalten wohl kaum. Wir werden später am Beispiel der Libellen diese Frage beantworten.

Niedere Pflanzen gehen in ihrer Selbstlosigkeit noch viel weiter. Um die Keimung ihrer Samen mit den Jahreszeiten abzustimmen, entdeckten Pflanzen den programmierten Tod. Dieser wird von Seneszenzhormonen (Alterungshormonen) der Frucht ausgelöst. Mit dem Ausreifen der Frucht stirbt die Pflanze, bevor diese im eigentlichen Sinne altert. Die Pflanze wird mehrjährig und zeigt keine Anzeichen der Alterung, wenn die Blütenbildung verhindert wird. Sowohl das Leben als auch der Tod der Pflanze dienen somit nicht ihrer Anpassung, sondern allein der Zeugung.

Der programmierte Tod ist ein Notbehelf. Pflanzen, welche die klimatischen Schranken durchbrechen, legen diesen ab. Der Lebenszyklus eines Baumes: Entwicklung (Zeit bis zur Blüte), Erwachsenenalter (Periode der aktiven Reproduktion) und Seneszenz (allmähliches Versagen vieler Systeme) gleicht demjenigen des Tieres. Wurzelwerk, Baumstamm und Krone gleiten allmählich vom optimalen Verhältnis ab. Das Leitgewebe wird überfordert. Obwohl der Baum theoretisch nicht sterben muss (sein meristimales Gewebe ist immer vorhanden und zur Ausbildung neuer Stämme, Äste und Blätter fähig), machen sich Projektierungsfehler und Ausführungsmängel spätestens nach Jahrtausenden bemerkbar. Äußerlich beginnt das Altern des Baums mit der Verlangsamung des Höhenwachstums. Die apikale (Spitzen) Dominanz lässt nach. Das Breitenwachstum wird ausgeschöpft. Dann geht der „Kopf“ des Baumes ein. Der Baum wird flach, tischartig. Der Tod naht. Unwetter, Ungeziefer oder vorsorgliche Förster besiegeln das Werk.

Territorien

Denker, sagte Nietzsche (sinngemäß), vermehren sich durch ihr Wirken nachhaltiger als durch ihre Geschlechtsorgane.

Die Aussage trifft nicht nur auf Philosophen und ihre Werke zu.

Der gegenseitige Druck, die Hierarchie der Beziehungen, die Geographie der Grenzen, die Verteilung von Gefahren und Gelegenheiten vermitteln die Wirkung Einzelner auf die Gesamtheit. Sie tun es bei Menschen und Tieren. Die eigenen Kinder sind ein Bruchteil des schöpferischen Lebenswerkes, nicht der wichtigste. Denn selbst die kinderlos gebliebenen Angehörigen einer Art tragen maßgeblich zur Gestaltung künftiger Generationen bei.

Aggression, Ausgrenzung, Glanz der Prahlucht sind einige der Mittel, mit denen sich die Gesamtheit durchsetzt.

Aggression

Lärm und Gerangel um eine Beute erwecken den Eindruck, als drehe sich alles auf der Welt um das Erhaschen und Zuvorkommen. Tatsächlich geht es nur bei Aas- und Fäkalienfressern so zu. Aber auch diese haben gemütliche Stunden, wenn ihre bescheidenen Ansprüche gesichert sind.

Viele glauben aus eigener Erfahrung zu wissen, was Aggression ist. Man schreibt die Feindseligkeit dem sozialen Stress zu.

Ja, Spannungen treten im Gemenge auf. Mit Zivilisation haben diese „Übel“ jedoch nichts zu tun. Sie stammen aus anderen Zeiten. Die Aggression erfüllt in der Wildbahn eine wichtige Aufgabe. Sie bewirkt eine bessere Ausnutzung der Ressourcen, treibt Individuen auseinander und führt zu einer gleichmäßigen Besiedlung der Lebensräume.

Die Größe des Lebensraumes, die ein Lebewesen für sich beansprucht, kenntlich markiert und bereit ist, zu verteidigen, wird Territorium genannt. Seine Markierung erfolgt durch Gesang, Duftmarken und andere Zeichen. In der Sage von Wilhelm Tell waren diese der Hut des Kaisers, angebracht auf einer Stange am Marktplatz. Jeder Passant sollte dem Hut Ehre bezeugen. Tell tat es nicht und musste zur Strafe den Apfel vom Kopf seines Sohnes

herunterschießen. Der Apfel auf dem Kopf des Sohns sollte Tell beibringen, welche Bedeutung der Kaiserhut auf der Stange besitzt. Grausamkeit war dabei nebensächlich. Wir empfinden es heute anders und tun Unrecht. Menschen wie Tiere stellen Warnschilder auf. Artgenossen nehmen diese Hinweise wahr und respektieren die Grenzen.

Grenzen

Die Macht territorialer Symbole beeindruckt. Die keineswegs zimperlichen Hyänen brechen ihre Jagd an angrenzenden Territorien ab, selbst wenn ihre Artgenossen nicht in Sicht sind. Warum wird in der wilden Natur der territoriale Besitz respektiert, wo es so viele Interessenten gibt? Weil der Besitz Kräfte verleiht, um mit Besitzlosen fertig zu werden. Das Leben scheut Vergeudung und meidet sinnlosen Streit.

Die Größe des Territoriums, die Weise, wie dieses markiert und geachtet wird, sind Faktoren, die in langen Auseinandersetzungen ihre Gültigkeit bewiesen haben und im Gefühlsleben der Tiere genetisch untermauert wurden. Auch wir richten uns danach.

In einer fremden Umgebung fühlen wir uns unsicher und sind bereit, jedem auszuweichen, der uns bloß anschaut und nach dem Grund unserer Anwesenheit fragt. Die Beklemmung und Bereitschaft zu fliehen, schwinden in vertrauter Umgebung. Wir werden selbstsicher und schicken leichten Herzens jeden Eindringling zum Teufel. Er mag behaupten, der Heimkehrer und rechtmäßige Eigentümer des Waldhauses zu sein. Wir aber (wenn auch uneingeladen) wohnen darin unbehelligt seit Jahren und fühlen uns völlig im Recht. Wir wollen nichts von dem Ankömmling wissen.

Zwei Regungen kanalisieren die Auseinandersetzung: Kampf und Flucht. Je weiter das Individuum vom Kern seines Territoriums entfernt ist, umso eher neigt es zur Flucht und umgekehrt. Im

Zweifelsfall kommt es zum Kräftemessen.

Der Ausgang jedes Kampfes ist ungewiss. Bläst sich der Gegner stärker auf, sind seine Hass- und Wutfarben greller, brüllt er lauter, so ist er vermutlich der Überlegene. Wozu das Risiko des Verlierens, wenn man ohne Prügel das Nötige nebenan bekommt?

Mit zunehmender Besiedlungsdichte versagen die Drohmittel. Die Übertritte häufen sich und müssen geahndet werden. Rivalenkämpfe lösen Gebärden ab und werden umso verbissener geführt, je existentieller sie sind.

Glanz

Die Sorgfalt, mit der das Männchen des Argus Fasans seine Schwungfedern zur Schau stellt, damit die Farben ihre volle Wirkung entfalten oder das Stieglitzmännchen abwechselnd seine goldgeschmückten Flügel präsentiert, sind unmissverständlich. Diese Tiere nehmen ihr Ansehen äußerst ernst. Wozu ist dieser Aufwand des Schmückens gut? Was soll das Aufspielen? Genügt dem Spatzen doch das „Pferdeapfelkostüm“, um sich vielerorts zu verbreiten.

Der Prunk läuft der Vorstellung vom Überlebenskampf zuwider. Der Darwinismus betrachtet den Überschwang als Dekadenz, als eine „Sackgasse der Evolution“.

Ähnliches soll einst dem Riesenhirsch mit seiner Geweihspanne von fast vier Metern, dem Säbelzahniger mit seinen bis zur Beißunfähigkeit vergrößerten Eckzähnen, vielleicht sogar den Dinosauriern mit ihrem Gigantismus widerfahren sein. Bei dem blauen Pfau ist es die „nutzlose“ Schleppe. Bis zu 1,30 Meter lang, dient sie nur dem Pomp und der Eitelkeit. Das leuchtende Farbenspiel ist darüber hinaus verräterisch und bedeutet angesichts eines Feindes Lebensgefahr.

Tarnung? Versteckspielen? Was nützen sie dem Herrscher? Der

Kampf vermag eigene Macht wirkungsvoll vorzuführen, er ist untauglich zum Aufrechterhalten der Macht. Diese schmilzt in unendlichen, wenn auch gewonnenen Kämpfen. Glanz ist angemessener und weniger aufreibend. Man gibt nichts aus und zeigt dennoch hinreichende Wirkung. Nicht die Königskleider beeindrucken Rivalen und hindern sie daran, sich am Besitz zu vergreifen. Schließlich ist gerade dieser Besitz die Quelle des Reichtums. Nicht die Schönheit macht Weibchen gefügig (was finden ein Warzenschwein oder eine Kröte wohl schön?), sondern Macht und Reichtum, die erforderlich sind, um die Pracht zu entfalten.

Ein Pfau springt abends aus dem Stand bis zu anderthalb Meter hoch auf einen Schlafast. Er tut es einfach so, ohne wesentlich die Flügel zu benutzen. In indischen Dörfern wird der wildlebende Pfau verehrt, weil er Schlangen vertilgt. Er greift bis zu zwei Meter lange Königskobras an.

Einheimische Raubtiere, wie Mungos, Streifenhyänen, Rothunde, Rohr- und Bengalkatzen wagen sich nicht an den Pfau heran. Sie würden doch nur Prügel beziehen. Wer prunkvoll ist, muss stark sein, um seine Stellung zu behaupten – eine unmissverständliche Sprache der Könige, aller Könige.

Als Rousseau sich gegen die Künstlichkeit des absolutistischen Frankreichs auflehnte und diesem die „Einfachheit der Natur“ entgegenstellte, war er alles andere als originell. Der Rebell verweigerte einer ausgehöhlten Macht den Gehorsam. In Sachen Natur war Rousseau ignorant. Ausschweifender als in der Natur geht es nirgends zu. Lange vor den Menschen hat die Natur „fürstliche Pracht“ hervorgebracht. Geweihe, Felle und Federn in Trachten und Wappen der Herrscher sind übrigens keine menschlichen Erfindungen, sondern ein unverhohlenes Plagiat und fade Nachahmungen fremden Prunks. Menschenwürdige Symbole wie Pflug, Hammer, Sichel, Zirkel, Kelle, Schreibfeder, Buch haben sich

dagegen noch nicht bleibend in Wappen durchgesetzt und sind nur bei kleinen Berufsgruppen von Dauer. Der Mensch entfernte sich eben noch nicht sehr weit von einem geistlosen Tier.

DAS SOZIALE

Schwarm, Schar, Rudel, Herde

Der Steinbogen über dem antiken Tor hält bis heute ganz ohne Kitt, weil jeder Stein zuerst abstürzen will und alle anderen in ihrem Streben hindert. Konkurrenz ist ein Verhältnis, bei dem die Mühen einzelner das Vorankommen aller durchkreuzen.

Die Aggression treibt Individuen auseinander, bewirkt eine homogene Besiedlung der Lebensräume, senkt den Konkurrenzdruck.

Die Aggression versagt, wenn die Grenzen der Ausbreitung nicht mehr nachgeben. Übersteigt das Gedränge den individuellen Widerstand, so zerbricht die Ordnung territorialer Grenzen. Das Massenhafte und Soziale bestimmt fortan die Populationsarchitektur. Das Schwärmen ist die einfachste Umschichtung dieser Art.

Der Schwarm überlässt dem Individuum ein Minimum an Platz, verschafft der Population jedoch zusätzlichen Raum. Der Schwarm verarmt gleichermaßen alle, garantiert jedoch allen das Überleben und erweist sich nur bei den auf Abgrasen spezialisierten Tieren als dauerhaft. Die Ruhelosigkeit einer ständigen Nahrungssuche ist der Preis des Herdenlebens. Schwarmbildung kommt auch bei Tieren mit komplexen Beziehungen zur Umwelt vor. Die Zusammenballung ist zeitlich begrenzt und erfüllt spezielle Aufgaben – vor allem die Überwindung von Hindernissen, denen ein Einzeltier nicht gewachsen ist: Gemeinsame Brutpflege unter extremen Bedingungen, jahreszeitliche Wanderzüge über fremde Besitzgebiete, Flucht vor Katastrophen, Jagd und Krieg.

Lemminge sind eingefleischte Individualisten. In der Tundra bilden ihre knapp unter der Oberfläche verlaufenden Gänge und die oberflächlichen Rinnen stellenweise dichte Netze. Menschen, die hier hineinstapfen, machen schnell ihre unangenehme Bekanntschaft. Denn, sind diese Wühlmäuse auch nur zwölf bis fünfzehn Zentimeter groß, verteidigen sie doch ihr Territorium vehement gegen jeden Eindringling. Äußerst ungesellig bekämpfen sie sich auch untereinander.

Im flachen Nest inmitten des Gangsystems wirft das Weibchen zwei- bis mehrmals im Jahr Junge, meistens drei oder vier. Nach sieben Wochen ist die neue Generation fortpflanzungsreif. Die starke Vermehrung gleicht gerade die Einbußen durch Krankheiten und Feinde aus. Wolf, Vielfraß, Hermelin, Eule, Adler, Bussard, Raubmöwe sind auf Lemminge angewiesen. Sogar Rentiere verschmähen diese Leckerbissen nicht. Am stärksten aber räumt das Frühjahrschmelzwasser auf. Folgen mehrere fette Jahre aufeinander wird das Land überbevölkert. Die Tiere rotten sich zu riesigen Scharen zusammen, die in „Reih und Glied“ nach Osten, Süden oder Westen über alle territorialen Grenzen hinweg marschieren. Einzeltiere wagen es nicht, sich ihnen in den Weg zu stellen. Obwohl weniger zahlreich, fallen die Wanderungen der Berglemminge stärker auf, weil die felsigen Wege scharf vorgezeichnet sind. Die Lemminge durchwandern Ortschaften, machen bei Tagesanbruch nicht halt, springen Hunde an. Viele werden tot gebissen oder von Anwohnern erschlagen. Nichts bremst die Nager. Die Reizbarkeit und wilde Entschlossenheit der Pilger steigt nur. An den flachen Küstenstreifen Schwedens und Finnlands überqueren die Wanderer Straßen und Bahnkörper (sie brachten hier öfter einen Zug zum Stehen), durchschwimmen Seen, wobei viele ertrinken. Die Überlebenden drängt es unbeirrt weiter. Weil sie nicht finden können, was sie brauchen, nämlich ihren spezifischen

Lebensraum, führt die Reise stets ins Uferlose. In Finnland sind Lemming-Züge bis zu 250 Kilometer weit vorgedrungen.

Am Meer staut sich der Aufmarsch, es kommt zur Ansammlung von Abertausenden. Den Scharen schlägt an den Fjorden und der steilen Nordmeerküste ihre letzte Stunde. Ein Ausweichen gibt es nicht. Die Weite der Fjordwasserflächen, die Schroffheit der jenseitigen Felsgestade schrecken nicht ab. Die Tiere rudern hinüber, klettern drüben über die Felsen und schwimmen weiter ins offene Meer hinaus. Ihre toten Körper übersähen den Ufersaum. Die Kühnheit, mit der sie sich auf der Wanderung verteidigen und die Vorsicht, mit der sie das Wasser betreten, sprechen gegen Wahn und beabsichtigten Selbstmord. Sie wandern, trampeln und schwimmen sich in die Freiheit tot. Die alte Welt ist zu klein geworden und bis Amerika ist es noch weit. Sie ahnen, dass ihr Traumland existiert, sind sich darin ganz sicher, sie wissen nur nicht wo. Immerhin gelang es den Wikingern in der Tat auf dem gleichen Weg Amerika zu erreichen. Die Völkerwanderung eines Schwarms löst Probleme der Überbevölkerung, wenn nicht durch Überwindung von Hindernissen, Sieg und Ausbreitung – dann im selbstlosen Aufopfern und alle befreienden Heldentod.

Hierarchie

Wie oft müsste man staunen angesichts der menschlichen Unvollkommenheit, Beschränktheit einzelner Motive und der Monumentalität des daraus entstehenden Resultats. Die Werke der wilden Natur stehen den menschlichen in keiner Weise nach.

Termitenhügel sind mitunter sieben Meter hohe Steinfestungen. Schlägt man ein Loch hinein, klopfen Wachposten mit ihren Köpfen Alarm. Die Nymphen verbergen sich in tieferen Regionen des dunklen Labyrinths. Schützend wird die Königin in ihrem Saal eingemauert. Soldaten quellen aus der Bresche hervor und stellen

sich im Kreis auf. Hinter dem Schutztrupp beginnen Arbeiter mit der Beseitigung des Schadens. In wenigen Stunden entsteht eine neue Mauer, von Lebewesen mit dem winzigen Gehirn einer Küchenschabe errichtet, deren nächster Verwandter sie auch sind. Das Streben Einzelner trifft aufeinander. Dabei wird die Gemeinschaft in einer Weise geordnet, die weit intelligenter ist, als jedes einzelne sie ausmachende Wesen. Die Formel des Zusammenseins ist überall gleich. **Eine dauerhafte Beziehung ist nur auf der Basis einer gegenseitigen Förderung möglich.**

Der Grundsatz der Gegenseitigkeit mag bei Bienen und Blumen einleuchten. Der Anblick eines vor dem Wolfe flüchtenden Hasen scheint vom Gegenteil zu sprechen.

Der Schein trägt!

Parasitismus

Verfolgen wir das Schicksal einer Pflanzenkolonie, die sich auf einer Insel ausbreitet, dabei von Stürmen und Unwetter verschont, von Sonne und Wasser jedoch verwöhnt wird. Das Erfolgsgeheimnis des Lebens ist eine (der Abnutzung) vorausseilende Vermehrung. Alle Bedingungen sind zunächst auf einer unbewachsenen Insel erfüllt. Das Leben ist jung, frisch, draufgängerisch.

Mit der vollständigen Kolonisierung der Insel (Ausfüllung verfügbarer Räume) findet das Wachstum und mit ihm die Erneuerung erst dann statt, wenn Ableben und Verwesung Platz für das Hinzukommende schaffen. Die Enge macht Neugeburten vom Verfall abhängig. Neues kann nicht eher kommen bevor das Alte verfallen ist. Alterung und Zerfall prägen fortan das Erscheinungsbild einer Kolonie. Dabei sind Sonne, Wasser und Nahrung weiterhin reichlich auf der Insel vorhanden.

Das Blatt wendet sich mit dem Erscheinen eines Parasiten. Das Schaf frisst und reißt hierdurch Löcher ins Dickicht, schafft

Entfaltungsräume für die Überlebenden, behebt die würgende Enge und ermöglicht der Kolonie ein zügiges Wachstum, Gesundheit und Wohlergehen. Die Pflanzen altern nicht mehr; weil sie hierzu nicht kommen. Sie landen vorher im Magen des Schafs. Stattdessen sind sie bemüht, so schnell wie möglich zu wachsen und werden durch nichts in diesem Streben behindert.

Der Anteil, den ein Parasit verzehren kann, ohne die eigene Lebensgrundlage zu schmälern, entspricht den Zuwachsraten, die er durch seine Tätigkeit der Pflanzenkolonie erschließt. **Der Parasit ist somit ein Regulator des Wachstums in geschlossenen Lebensräumen.**

Die Gegenseitigkeit der Beziehungen macht sie nicht reibungslos. Die Vermehrung von Parasiten und das Nachwachsen von Pflanzen schwanken irregulär zum Nachteil beider. Darum wird von allen Seiten ein Gleichgewicht angestrebt. Die 300 Millionen Jahre alte Beziehung von Insekten und Pflanzen hat eine gefräßige Raupe in den von Blume zur Blume flatternden Schmetterling verwandelt. Bei der Bestäubung nehmen die Teilnehmer einander gefällige Organgestalten, Farbe und Aroma an.

Der Parasit hat keine Sonderstellung. An den Grenzen seiner Ausbreitung angelangt, muss er mit dem Parasiten des Parasiten, dem Raubtier rechnen. Das Raubtier wiederum wird von winzigen Lebewesen bedrängt, die seinen Krallen, Angriffs- und Verteidigungswaffen entkommen. Es handelt sich um Endoparasiten und Krankheitserreger. Die steigende Populationsdichte begünstigt ihre epidemische Ausbreitung. Seuchen lichten die Population zur Erleichterung für die Hinterbliebenen. Auf dem Riesenrad der Hierarchie ist alles miteinander verflochten. Das Oben und Unten wechselt mehrmals seine Lage. Keiner ist, was er zu sein vorgibt. Der Parasitismus wird in geschlossenen Lebensräumen gepflegt, dort, wo die Evolution stockt, unfähig etwas Neues, vor allem

Besseres, hervorzubringen und Erstickung droht. Fallen die Mauern, wird ein neuer Kontinent entdeckt, so wird der Parasit abgeworfen. Die immunen Arten sind im Vorteil und breiten sich in den neu entdeckten Räumen aus. Die ärmliche Behausung der Anfänge ist bald vergessen, die Auswanderer werden reich und stark. Könnte es so nur immer weiter gehen. Doch, nichts ist ewig unter der Sonne. Die meisten Vorsprünge sind zeitlich begrenzt. Die Evolution verläuft im Zickzack. Sobald immune Kolonien ihre Wachstumsgrenzen erreichen, holen sie Verknappung, Gebrechen und Apathie ein. Die in der Unterdrückung Zurückgelassenen zeigen sich nunmehr überlegen und überschreiten die Gebietsgrenzen ihrer verwöhnten Nachbarn. In ihrem Lebenshunger unersättlich, in den Ansprüchen bescheiden, finden sie überall dort einen Festschmaus, wo das Futter ihren Vorgängern kaum für eine Mahlzeit reicht. Um diesen Eindringlingen zu widerstehen, müsste man entweder neue Ressourcen finden, oder sich einen eigenen Parasiten zulegen. Die Schleife der Geschichte macht eine Windung auf der Spirale, die man Fortschritt nennt. Der Entdeckung folgen Aufbruch, Befreiung, Vorsprung, Belebung, dann Verlangsamung, Siechtum, Unterwerfung oder Untergang. Der Parasit erfüllt den Traum von der Unbeschwertheit, vom Wachstum und Überfluss inmitten einer unerträglichen Enge. Richtig froh über sein unbeschwertes Wachstum ist das Opfer nicht. Wir sehen es an den alltäglichen Bildern der Jagd, der Flucht, der Agonie im „Kampf ums Überleben“.

Kooperation

Parasitismus ist ein erlittener Ausweg aus der Enge, Kooperation – ein gemeinsamer Aufstieg in die neuen Dimensionen. Der Parasitismus nutzt das Gegebene, die Kooperation erschließt unbekannte Quellen. Der Parasitismus maßregelt, die Kooperation

bringt voran. Partner tun sich zusammen, um ihre Entfaltungsräume zu erweitern. Viele Käfer, die im Holz bohren, leben zusammen mit Pilzen, die ihnen einen Teil der Verdauung abnehmen. Das Käferweibchen beschmiert jedes Ei, das es ablegt, damit die Partnerschaft in der nächsten Generation anhält. Der Anemonenfisch ist gegen die giftigen Stiche von Seeanemonen unempfindlich und lebt zwischen deren Tentakeln. Diese todbringenden Arme lauern auf andere Opfer. Der Anemonenfisch wirkt als Köder und ist vor eigenen Räubern sicher. Viele Vögel bauen ihre Nester in der Nähe von Bienenstöcken. Madenhacker putzen Nashörner, Kuhreiher widmen sich dem Rind. Festsitzende Lebewesen verwenden zu ihrer Ausbreitung andere bewegliche Organismen. Seeanemonen haften an Krabben. Dabei werden sie transportiert und kommen an Nahrung. Die Seeanemonen tarnen die Krabben und machen sie ungenießbar für Kraken. Blütenpflanzen sichern sich mit Hilfe von Insekten und Kolibris ihre Fremdbestäubung und belohnen sie mit nahrhaftem Nektar.

Ehe

Die aufwendigen Verhaltensregeln der Sexualität: Tänze, Trachten, Hörner und Nester ohne die nichts, aber auch gar nichts läuft – sind das alles Schikanen, die von der Fortpflanzung abhalten sollen? Wohl kaum. Es sind Vorbereitungen auf das Fest der Schöpfung und den Ernst des Alltags danach. Der dunkle Anzug des Bräutigams und das makellose Weiß des Brautkleides unterstreichen die Feierlichkeit des Augenblicks.

Bei einer geringen Populationsdichte hängt die Fortpflanzungsgeschwindigkeit von den Lebensbedingungen ab. Ein leichtes Leben bedeutet viele Nachkommen, ein hartes wenige. Die Hochzeitsrituale und Sexpraktiken sind geradlinig und pragmatisch, da nebensächlich. Arten, die von Raubtieren, Parasiten oder durch

Unfälle dezimiert werden, kennen ebenfalls keine Qual der Wahl. Die einzelnen Entfaltungsräume werden vom unverhofften Tod weit auseinandergehalten. Die Welt ist heil, solange das Raubtier nicht in Sicht ist. Das Kräfteressen untereinander ist nebensächlich. Die Herausforderung, andere zu überbieten, fehlt und ist letztendlich nutzlos, da nicht Körpergröße, Kraft oder Vermögen, sondern Wendigkeit und der Zufall über das Fortleben bestimmen. Allein die Leichtfüßigkeit zählt. Anders bei Arten, die ihre Freiheit bewahren. Der Aufwand für die Sicherung eines Territoriums wächst mit wachsender Bevölkerungsdichte. Selbst bei steigendem Wohlstand fehlen die ungebundenen Kräfte, die sich der Fortpflanzung widmen könnten. Sie werden von den wachsenden Anforderungen der Besitzerhaltung aufgezehrt.

—

GESCHICHTE DES LEBENS

Ozean

Das Wasser ist die Wiege des Lebens. Die ersten Ablagerungen, die im strömenden Wasser entstehen, lassen sich auf etwa 4-5 Milliarden Jahre zurückdatieren. Geologisch gesehen erscheint das Leben unmittelbar darauf, denn schon in 3,5 Milliarden Jahre alten Sedimenten wurden Bakterien nachgewiesen.

Bakterien

Bakterien sind zu winzig, um eigenständige Versteinerungen zu hinterlassen. Die meisten der heute lebenden Bakterien sind, einzeln betrachtet, deutlich kleiner als ein Millimeter. Die ersten paläontologischen Zeugnisse vom Leben sind daher Kolonien von kooperierenden Mikroorganismen oder Stromatolithen. Ein

Schnitt durch den Stromatolithen zeigt mehrere baumringähnliche Lagen. Bis vor 1,8 Milliarden Jahren sind die Stromatolithen die einzigen fossilen Vertreter des Lebens. Einige erreichen eine beachtliche Größe von 10 Metern. Bakterien in diesen Konglomeraten sehen ähnlich aus. Auch alle Stromatolithen bleiben in ihrem Aufbau gleich. Diese an Ereignissen und Formen nur äußerlich arme Zeit verbirgt eine Fortentwicklung von Enzymen, Membranen, sowie Veränderungen des genetischen Apparates von Bakterien und begründet die enorme Vielfalt heute lebender Mikroorganismen.

Maßgeblich für die weitere Entwicklung des Lebens ist die Entdeckung der Fotosynthese. Wir wissen nicht genau, welches Lebewesen diesen Schritt zuerst wagte. Das Ereignis lässt sich dagegen gut datieren. Die ersten Bakterien sind anaerob. Sauerstoff fehlt. Eisenhaltige Pyritkörnchen (FeS_2), von denen bekannt ist, dass sie leicht oxydierbar sind, finden sich in den bis zu 2 Mrd. Jahre alten Sedimenten. Rostrotes (oxydiertes) Gestein markiert die ersten sicheren Spuren des atmosphärischen Sauerstoffs und ist etwa 1,5-1,8 Milliarden Jahre alt. Dazwischen erfolgte der Übergang von einer sauerstoffarmen (anaeroben) zu einer sauerstoffreichen (aeroben) Atmosphäre.

Sauerstoff ist giftig für anaerobe Organismen. Seine Anreicherung in der Atmosphäre verdrängt anaerobe Organismen in sauerstofffreie Randnischen, ermöglicht andererseits eine energiereiche Gärung. Es entstehen neue aerobe Lebensformen, die Sauerstoff bei ihrem Stoffwechsel verbrauchen. Hierdurch können Aerobier den Sauerstoffgehalt in ihrer Nähe regulieren. Durch Regulierung von Sauerstoff in ihrer Umgebung schaffen sie Platz für nützliche Anaerobier und binden diese an sich. Manche zuvor lockeren Kooperationen werden hierdurch unzertrennlich. Denn jenseits des Schutzschirms wartet der Tod auf sie.

Polymikrobielle Gemeinschaften (und ihre Verschmelzung)

Mit Ausbreitung des Lebens über die Erdoberfläche werden diesen Gemeinschaften immer häufiger. Stellen wir uns folgende Situation vor. Mehrere unterschiedliche Mikroorganismen kommen zusammen. Die einen verwenden Licht, binden Kohlendioxid zu Kohlenhydraten, setzen Sauerstoff frei und verbrauchen Nitrite. Andere nutzen Sauerstoff, erzeugen Kohlendioxid, noch weitere produzieren Nitrite. Die räumliche Nähe gewährt den Teilnehmern Substrate, von denen sie jeweils abhängig sind und so wachsen sie von nun an zusammen. Eine intensive CO₂-Bindung führt zum Ausfall von kristallinem Kalzium. Die unlöslichen Kalziumsalze sinken zu Boden. Bei größeren Gemeinschaften verbleiben diese im Konglomerat und versteinern die Mitte. Die Kolonie wächst um die Steinmassen herum und bildet Stromatolithenberge, bei denen lediglich die dünne Oberfläche lebt und einen wenige Millimeter dicken Biofilm bildet. Obwohl jedes Gemeinschaftsmitglied für sich strebt, bleibt die Gruppe zusammen. Die übrigen Alternativen sind schlechter, sie fehlen mitunter gänzlich. Eine unabhängige Vermehrung einzelner Kooperationspartner innerhalb einer solchen Gemeinschaft wirkt störend. Anlagen hierzu verkümmern. Die Reglementierung nimmt zu. Die Gemeinschaft verfestigt sich zunehmend zu einem Superorganismus, dem Eukaryoten. Von den einstigen selbstständigen Teilnehmern bleiben nur Einzelteile zurück und dienen dem Superorganismus als Organellen. Der Zellkern, die Chloroplasten, Zentrosomen und Ribosomen des Eukaryoten waren alle einst autarke Organismen. Von nun an gehören sie zum Grundriss der modernen Zelle und können außerhalb dieser nicht existieren. Dabei behielten einige dieser Organellen sogar ihre eigene DNA. Das typische Beispiel

hierfür sind Mitochondrien. Unfähig selbstständig zu leben, vermehren sie sich in der eukaryotischen Zelle quasi partiell-unabhängig vom Kerngenom.

Eukaryot

Der Eukaryot entstand vor 1500 Millionen Jahren. Seine Überlegenheit war enorm. Nach Milliarden Jahren eines stetigen Aufwärtstrends verschwanden die Mega-Stromatolithen. Obwohl auch heute lebende Bakterien noch zur Ausbildung von Stromatolithen fähig sind, kommen sie nicht mehr dazu, da eukaryotische Organismen die fetten bakteriellen Schichten vorher abgrasen. Die letzten lebenden und bis zu 40 cm großen Stromatolithen finden sich in den ätzenden Salzseen Australiens, wo die Lebensbedingungen für Eukaryoten unerträglich sind.

Bakterielle Gemeinschaften überlebten und bestanden weiter. Auch zahlenmäßig wurden diese nicht kleiner. Ihre Gesamtmasse wächst kontinuierlich bis zum heutigen Tag. Nur bildeten sie nach dem Aufstieg von Eukaryoten keine Kolosse mehr, sondern versteckten sich in mikroskopisch kleinen Erdspalten, in die der Eukaryot wegen seiner Größe nicht hineinkam. Im Grunde ist der fruchtbare Boden der Erde eine einzige dicke bakterielle Schicht, vergraben und verborgen zwischen den einzelnen Sandkörnern. Eukaryoten übernahmen die Führung in der Evolution und begründeten die sichtbare Vielfalt aller heute lebenden Organismen. Ihre Vorläufer, Bakterien (Prokaryoten) wurden für das unbewaffnete Auge unsichtbar und erst um 1683 zusammen mit dem Mikroskop wiederentdeckt.

Eine Milliarde Jahre benötigte der Eukaryot, um die Erde neu zu ordnen. Er bleibt während dieser Zeit einzellig. Wie groß er dabei werden kann, zeigen die heute lebende Algen *Acetabularia* (15 Millimeter groß, strukturiert in Stängel und Schirmchen und

dennoch einzellig) sowie einige Vertreter der Schleimpilze, deren Zellgröße mehrere Zentimeter erreicht. Ob es in der Urzeit noch größere Einzeller gab, wissen wir nicht, da ihre amorphen Körper keine Versteinerungen hinterließen. Zugleich entwickeln Eukaryoten die Fähigkeit, ihre Gene durch sexuelle Kreuzungen untereinander auszutauschen und neu zu ordnen. Die Sexualität beschleunigte die Evolution enorm und brachte Vielzeller hervor. Alle Vielzeller sind ohne Ausnahme sexuelle Eukaryoten.

Vielzeller

Die Möglichkeiten von Einzellern bei der Gestaltung komplexer Organe sind spärlich. Was für einen Einzeller einen unüberwindbaren Aufwand darstellt, ist für einen Vielzeller eine bloße Umstrukturierung seiner Zellschichten. Dennoch lässt der Vielzeller lange auf sich warten. Zu Beginn des Kambriums (vor 700 - 600 Millionen Jahren) ist es soweit. Mehrzellige Weichkörpertiere von verschiedensten Formen und Bauplänen erscheinen wie aus einem Hut hervorgezaubert: Würmer, Seefedern, Stacheln, Algen, Röhren, Platten, Kugeln, Klängen, Hauben, Becher, Schwämme, aber auch bizarre Tierchen mit fünf Augen und einem frontalen Rüssel – die größten von ihnen messen wenige Zentimeter. Verglichen mit den Einzellern sind sie jedoch ein enormer Sprung. Alle neuzeitlichen Stämme sind vertreten. Darüber hinaus findet man schrille anatomische Experimente. Die meisten verschwinden bald, von den gepanzerten Eindringlingen förmlich zerquetscht.

Trilobiten

Die Zeit der Panzer bricht vor rund 570 Millionen Jahren an. Die Mode erfasst alle. Stachelhäuter, Armfüßler, Korallen vor allem aber Trilobiten prägen die Landschaft. Die Hartteile schützen und stützen den Weichkörper. Sie bieten Ansatzstellen für die

Muskulatur. Die Funde an Weichtieren schwinden. Die Zeichen der Zeit sind unmissverständlich. Wer bestehen will, muss gepanzert sein. Doch die Zeit steht nicht still. Eine dickere Panzerung macht unschlagbar gegenüber gleichgroßen Gegnern. Unter Gleichgewappneten entscheiden Stärke, Größe und Geschwindigkeit – ein Panzer verhindert aber das Wachstum und macht schwerfällig.

Umgangen wird das Problem entweder durch einen besonderen Körperbau, der trotz einer harten Außenschale ein Wachstum zulässt (typisch für Muscheln, Schnecken oder Kalmare) oder durch aufeinander folgende Häutungen (wie bei den Gliederfüßlern). Bei Häutungen wird das Körperwachstum innerhalb einer überproportioniert angelegten Schale maximal ausgenutzt. Anschließend verlässt das Tier seinen Schutzschild. Eine dünne faltige Haut überzieht es. Das Tier bläst sich auf, die Haut glättet und verfestigt sich zu einem geräumigeren Panzer.

Beide Lösungen sind auf lange Sicht unbefriedigend. Umständlichkeit sowie zeitweilige Schutzlosigkeit von Arthropoden nehmen mit jeder Häutung zu. Die Außenschale von Muscheln, Schnecken und Kalmaren behindert Bewegungen. Die Oktopusse legten endgültig die Panzerung ab, nachdem sie in der Evolution eine bestimmte Körpergröße erreichten. An einen großen weichen Kopf schließen sich acht lange ungeschützte Arme an. Die aufgegebene Panzerung wird durch Intelligenz, Wendigkeit und Kraft ausgeglichen.

Wirbeltiere

Die Stagnation der gepanzerten Modelle erlaubt es, einer davor unscheinbaren Entwicklungslinie von Wirbeltieren den Rückstand aufzuholen. Dank dermalen Außenskelettanteilen, wie Fischschuppen, überstehen sie mehr schlecht als recht das

vorausgegangene Wettrüsten und übernehmen nun die Führung. Das Innenskelett der Wirbeltiere ist vergleichsweise leicht. Seine gelenkig verbundenen Teile behindern weder die Bewegungen noch das Wachstum. Während ihres Schattendaseins wurden die Axialwirbelsäule, der Bewegungs- und Nervenapparat vervollkommen. Beidseitige Symmetrie, Körpersegmentierung, ein zentrales Rückenmark und Gehirnganglion bilden von nun an den Grundriss aller Wirbeltiere.

Vor 400 Millionen Jahren bricht die Fischzeit an. Schon bald beherrschen verschiedene Fischgruppen alle Winkel der Ozeane. Aus ihrer Mitte erheben sich Giganten. Die Panzerfische werden über zehn Meter lang. Wie auch sonst oft, hätschelt die Vorsehung die Falschen.

Ob Kieferlose, Panzerfische, Knorpelfische oder Knochenfische – die Flossen der meisten sind für eine Umwandlung zu Gliedmaßen ungeeignet. Längs der Körperachse zieht sich ein kräftiger basaler Strang und senkrecht zu ihm verlaufen parallele Flossenstrahlen. Diese Flossen können das Gewicht des Körpers an Land nicht tragen. Es gibt allerdings eine kleine Gruppe bodenständiger Fische, die gern im Schlamm wühlt, auf dem Bauch kriecht und eine andere Beschaffenheit von Flossen besitzt. Die zunächst unbedeutende Entwicklungslinie der Quastenflosser bringt Amphibien hervor.

Vorausgegangen ist eine lange Entwicklung des Landlebens.

Landleben

Das Leben betritt endgültig das Festland als es lernt, einen Wasservorrat mitzunehmen. Vielzeller entwickeln hierfür spezialisierte Organe zur Feuchtigkeitsgewinnung und Speicherung. Sie können sich diese Anhängsel leisten und ausbauen.

Pflanzen

Während die Trilobiten um Meeresgründe kämpfen, breiten sich Pflanzen in mehreren Wellen auf dem Festland aus. Vom Licht angezogen, strecken sich ihre grünen Triebe immer weiter aus dem Wasser heraus, bis sie sich gänzlich darüber erheben. Die Verwaltung der Feuchtigkeit wird dabei dem Wurzelwerk und Leitgewebe überlassen.

Zunächst sind Sporenpflanzen im Aufschwung. Den Moosen folgen die Bärlappe, Schachtelhalme und Farne. Schon früh bilden sie die ersten Wälder. Die Fortpflanzung der Sporenbildner ist noch stark an Feuchtigkeit gebunden, womit ihre Nähe zum stehenden Wasser verständlich wird. Gefräßige Parasiten fehlen noch, überalterte Vegetationen werden nicht abgebaut und bleiben am Boden liegen. Die Gegend versumpft allmählich. Ast-, Blatt- und Stammreste bilden in den Sümpfen immer dickere Schichten. Aus diesen entsteht Steinkohle, nach der diese Zeit benannt wird (Karbon = Kohle/beginnt vor 340 Millionen Jahren). Zu den wichtigsten Arten karbonischer Wälder zählen fast 30 Meter hohe Bärlappe und Schachtelhalme. Die Farne sind formenreich und von kleinen Gewächsen bis zu riesigen Bäumen vertreten.

Insekten

In das versumpfte Festland dringen Schnecken und Gliederfüßler vor. Sie erklettern die Pflanzenstämme auf der Suche nach saftigem Grün und ziehen von dort immer weiter. Die Nachteile des ausgereizten Außenskeletts werden bei der Kolonisierung des Landes zum Vorteil. Bei Tieren mit Häutungen, kann die Larve gleich nach der Umwandlung ein Erdenleben führen. Das Außenskelett der aquatischen Vorfahren ist für Bewegungen auf dem Land einsetzbar und verhindert Austrocknung. Bald beherrschen Insekten die Erde. Riesenspinnen und -skorpione jagen

metergroße Tausendfüßler. Die Libelle *Meganeura monyi* hat zu dieser Zeit eine Flügelspannweite von 70 cm. Insekten sind überall, auch am Ufer und in der Luft über der Wasseroberfläche. Um sie zu erreichen, brauchen Fische bloß den Kopf über das Wasser zu heben. Zuweilen genügt es, die Zunge auszustrecken oder hochzuspringen.

Amphibien

Den Insekten folgen die Wirbeltiere auf das Festland. Amphibien wachsen im Wasser auf und leben auf dem Land. Der abrupte Wechsel der Lebensbedingungen erfordert zu Lebzeiten eine grundlegende Umwandlung des Körpers – die Metamorphose.

Anders als bei Insekten, ist die Metamorphose von Amphibien einmalig und tritt weder davor noch danach in der Evolution der Wirbeltiere auf. Die Entwicklungsgeschichte der Wirbeltiere beinhaltet keine Larvenstadien mit Umwandlungen, auf die man zurückgreifen kann. Die Fähigkeit zur Metamorphose muss erst von Grund auf entwickelt werden. Weder körperliche Voraussetzungen noch bisherige Gene der Wirbeltiere sind hierfür dienlich. Die Amphibien schaffen den Übergang dennoch erstaunlich schnell. Die Embryonen entwickeln sich im Wasser und hüpfen erst nach einer Körperumwandlung auf das Festland. Die Lunge entsteht aus einer Ausstülpung der Speiseröhre. Nach dem Verschwinden der nutzlos gewordenen Kiemen verlieren sich Kiemenknochen und Kiemenbögen. Zwischen Schädel und Rumpf bildet sich ein freier Wirbelsäulenanteil – der Hals. Die Flossenbasis gliedert sich in eine Schulter- und Beckenzone. Die Flossenstrahlenzahl sinkt auf fünf. Der Schuppenpanzer bildet sich zurück und bleibt bei den meisten Panzerlurchen nur an Kopf und Bauch erhalten. Ernstzunehmende Feinde fehlen vorerst. Die freiliegende Haut ergänzt die noch schwache Lunge durch Hautatmung.

Die Dachschilder leben in Sümpfen und an den Ufern der Gewässer, an die sie durch ihre embryonale Entwicklung gebunden sind. Sie springen vom Nassen aufs Trockne hin und zurück. In dem Maße, wie die pflanzliche Fortpflanzung sich von den Gewässern löst und die Pflanzen zusammen mit den Insekten in die Tiefe der Kontinente vordringen, löst sich auch die Fortpflanzung der Wirbeltiere von der Nähe zum Wasser. Die Amphibien beginnen ihre Eier an Land abzulegen. Der aquatische Lebensabschnitt fällt weg. Eine Metamorphose wird überflüssig und in die embryonale Entwicklung verlegt. Das Reptil entsteht. Sein Embryo ist durch Amnion (Wasserhülle) und Kalkschale vor dem Austrocknen geschützt. Der Körper erhebt sich über den Boden. Die Haut wird dick, wenn nötig, erneut gepanzert.

Reptilien

Das „Rennen“ auf dem Festland eröffnen säugetierähnliche Reptilien. Das Wort Rennen ist nicht ganz angebracht, denn sie kriechen eher als dass sie laufen. Ihre Extremitäten gehen seitlich ab; was auf dem weichen Uferboden durchaus Vorteile bietet, beim Rennen jedoch eher Probleme bereitet und zum erhöhten Verschleiß führt. Hüftgelenk-Operationen sind weiterhin ein markantes Zeichen des menschlichen Seniorendaseins.

Ein Vertreter der ersten säugetierähnlichen Reptilien, das Dimetrodon, wird 3,5 Meter lang und wiegt etwa 250 kg. Die Thecodontier, die Vorfahren der Dinosaurier, sind dagegen noch kleiner als ein Hund. Allerdings weisen sie eine andere Stellung der Beine auf, was sie auf festem Boden sehr flink macht. Statt seitlich abgespreizt, befinden sich diese unter dem Rumpf und können später am Land die tonnenschweren Körper tragen.

Schon bald besetzen Dinosaurier fast alle Biotope einschließlich des Wassers und der Luft und verdrängen die ersten

säugetierähnlichen Linien. Es entwickeln sich die Ichthyosaurier (Herrscher der Ozeane) und Pterosaurier (Herrscher der Luft). Die Dinosaurier bieten einiges, was ihnen diesen Erfolg sichert: hohe Körpertemperatur, zwei Gehirne (Kopf und Becken), ein aufwendiges Haarkleid (einschließlich Federn). Die Echsen werden größtenwahnsinnig und sind im Gigantismus bisher unübertroffen. Die Mosasaurier, die Verwandten heute lebender Warane, erreichen eine Länge von bis zu 15 Metern. Pterosaurier stützen sich im Flug auf eine Spannweite von elf Metern. (Der Eurofighter Typhoon hat die gleichen Abmessungen.) Der aufrecht laufende Tyrannosaurus Rex schaut aus 6 Metern Höhe auf seine Umgebung. Der Seismosaurus ist 40 Meter lang und 20 Meter hoch. Die Dinosaurier beginnen Familien zu gründen und bauen erste Vorläufer von Wohnungen – Nester. Sie bilden soziale Verbände mit Herden und Rudeln aus.

Der Vorsprung der Insekten ist endgültig dahin. Die Pflanzen bewahren sie jedoch vor dem Untergang. Aus Feind wird Freund, die Pflanze übernimmt die Rolle des Auftraggebers und Gönners. Die Insekten erledigen die Aufgabe der Bestäubung. Die Blüten und Vermehrungsorgane der Bedecktsamer werden auf die Mitarbeit der Insekten abgestimmt, die sie durch viele Gefälligkeiten erkaufen. Die Ausbreitung der Bedecktsamer wird unabhängig von Wasser und Wind. Diese können sich nunmehr in die trockenen Gegenden der Hochebenen und Steppen wagen.

Den Pflanzen folgen kleine erdwühlende Säugetiere. Sie sind durch ihre Höhlen, Gänge, Rinnen und unterirdischen Nestbauten vor Trockenheit und Wetterschwankungen der Steppe gut geschützt. Ihre Beine sind zum Bauen solcher Gänge besser geeignet. Hier finden sie ein Eldorado und bekommen die Möglichkeit, sich ungebremst zu entfalten. Sie bauen Familien und soziale Gruppen auf und werden lebendgebärend. Den landlebenden

Dinosauriern gelingt die Lebendgeburt nicht. Ihre hohe Körpertemperatur führt (ähnlich wie bei Vögeln) zu Missbildungen, wenn die embryonale Entwicklung im Mutterleib stattfindet. Vögel sind direkte Nachkommen der Dinosaurier. Bebrütung von Vogeleiern im Brutkasten muss mindestens 3 Grad unter ihrer normalen Körpertemperatur liegen.

Die Dinosaurier sind gezwungen, weiterhin Eier zu legen – ein gefundenes Fressen für Feinde. Säugetiere werden dagegen, trotz hoher Körpertemperatur, lebendgebärend. Bei Säugetieren werden Hoden zur Kühlung in den Hodensack verlegt und die enormen Mengen an Energie des kindlichen Stoffwechsels über das Fruchtwasser abgeleitet. Säugetiere bauen ebenfalls Nester und bilden Familien. Groß- und Kleinhirn werden zusammengelegt und erreichen eine beachtliche Größe im Verhältnis zum Körper. Die stattgefundenen Veränderungen bringen Säugetiere in die Startlöcher, wo sie nur noch auf ein äußeres Zeichen warten.

Auf der Höhe der Dinosaurierentwicklung kehren Bedecktsamer in die feuchten Lebensräume zurück. Platane, Magnolie und Feigenbaum sind aus dieser Zeit bekannt. Die Umgestaltung der Pflanzenwelt fällt zeitlich mit dem Untergang der Dinosaurier zusammen. Wie weit die Rückkehr der Säugetiere hierzu beitrug, ist schwer zu sagen. Jedenfalls marschierten Bedecktsamer und Säugetiere gemeinsam. Säugetiere lernen trotz ihrer breiten Beinstellung schnell zu laufen und stehen darin den Dinosaurier nicht wesentlich nach. Innerhalb von einigen Millionen Jahren verschwinden fast alle Linien der Schreckensechsen. Die Säugetiere besetzen alle von den Dinosauriern ehemals an Land und im Wasser beanspruchten Lebensräume. Der Rest ist bekannt und ein Teil der Zeitgeschichte.

–

Evolutionsschleife

Die einstige Herrlichkeit der Dinosaurier drängt die Frage auf – warum unterlagen sie? Warum konnten sie nicht ähnliche Entwicklungen wie die der Säugetiere einschlagen? Vieles spricht dafür, dass Säugetiere während der gesamten Zeit der Dinosaurierherrschaft neben diesen als winzige rattenähnliche Wesen vegetierten. Für einen Kampf oder Sieg der Säugetiere finden sich keine erdgeschichtlichen Hinweise. Verdanken wir unseren Aufstieg etwa einer Laune des Zufalls? Wohl kaum. Aufkommen, Ausbreiten, Aufblühen, Gigantismus und schließlich Untergang, Miniaturisierung und Verschwinden von Arten folgen Gesetzmäßigkeiten, deren Verständnis gar nicht so schwierig ist. Bedienen wir uns zur Erläuterung eines Experiments.

Man nehme eine Flasche Zuckerlösung und gebe wenige Bakterien hinein. Stunden vergehen, ohne dass Sichtbares geschieht. Dann aber, innerhalb weniger Minuten, wird die Lösung trüb. Bakterien vermehren sich durch einfache Teilung. Tochterzellen übernehmen nicht nur Gene, sondern die komplette Ausstattung und Einstellungen ihrer Mutterzelle. Diese Mitgift ist auf die bisherigen Lebensbedingungen abgestimmt. In einer neuen Umgebung sind Bakterien trotz eines reichen Nahrungsangebots hilflos, solange die Ausrüstung nicht auf die neuen Bedingungen umgestellt ist. Die Umstellung erfordert Zeit und erklärt das zögerliche Bakterienwachstum nach dem Beimpfen des frischen Nährmediums. Sobald die geeigneten Einstellungen erreicht sind, brauchen die Bakterien nur noch zu ernten, zu wachsen und sich zu teilen. Verglichen mit den Bakterienabmessungen ist das Volumen der Flasche enorm. Die unbesetzte Zuckerlösung ist überall gleich, eine Anpassung ist während einer Ausbreitung in dieser nicht erforderlich. Die Zellzahl explodiert, die Kultur wächst

exponentiell.

Das exponentielle Wachstum ist kurz und endet mit dem Abschluss der Ausbreitungsphase. Die Vermehrung verlangsamt sich, die Bakterienkultur geht in eine stationäre Phase über. Gemessen an der Gesamtdauer der Vorgänge, währt dieses Stadium am längsten. Nahrung ist zwar weiterhin ergiebig vorhanden, doch zugleich reichern sich Abfall- und Stoffwechselprodukte an. Die Auseinandersetzung mit den Nachbarn wird ebenfalls wichtig. Die Zeit des Abschöpfens ist vorüber, eine Umstellung der Enzyme gemäß den sich laufend wechselnden Bedingungen ist angezeigt. Neue Durchbrüche sind nach diesen Umstellungen allerdings nicht mehr zu erwarten. Die Zusammensetzung der Lösung ändert sich nunmehr in allen Abschnitten der Flasche zeitgleich. Die Umstellung eigener Werkzeuge eröffnet somit keine neuen freien Lebensräume mehr. Umgekehrt, trotz einer laufenden Anpassung verschlechtert sich die Lage fortwährend. Früher oder später gehen die Ressourcen schlicht zur Neige. Ist der Zeitpunkt erreicht, an dem die Umstellung keine Erleichterung mehr bietet, beginnt das Aussterben. Erst zögerlich, dann immer schneller, geht die Bakterienkultur ihrem Ende zu, wobei die Schlussphase des Aussterbens – wie einst die der Initiation – stürmisch bzw. exponentiell verläuft.

Die Geschichte des Erdenlebens besteht ebenfalls aus Abschnitten wie dem langsamen Anlaufen, plötzlichen Auftreten, der Festigung und Ausbreitung von Arten, einer langen Zeit gleichbleibender Vermehrung und schließlich dem Absturz. Jede Epoche wird durch eine Entdeckung eingeleitet, die das Leben auf eine neue Grundlage stellt und dem Wachstum zusätzliche Entfaltungsräume eröffnet. Arten, die den Sprung wagen und schaffen, fallen in diese Räume wie Bakterien in eine Zuckerlösung. Die Evolution unterscheidet sich etwas von unserem Versuch. In der freien

Natur, am „Flaschenhals“ unentdeckter Lebensräume, befindet sich nicht eine einzige Art, sondern eine Vielzahl unterschiedlicher Geschöpfe. Auch ist die Zusammensetzung von neuentdeckten Lebensräumen weit weniger homogen als die Zuckerlösung. Dennoch ist die Ereignisfolge sehr ähnlich, da die zuerst eintretenden Arten an den Eingängen einen Pfropfen bilden. Ihre Ausbreitung in den neuen Lebensräumen kann daher vorerst niemand stören. Wer danach kommt, findet einfach keinen freien Platz.

Einstieg und Aufbruch

Ein brachliegendes Betätigungsfeld steht allen offen, solange keiner damit etwas anfangen kann. Wo das Interesse fehlt, fehlen Zäune. Reichlich vorhanden dagegen sind Material und Gelegenheiten für Versuche. Hinter den Nutzungsansätzen stehen weder Druck noch Eile. Die eigentliche Lebensgrundlage der experimentierenden Lebewesen ist eine andere. Man ist am Ausgang der Versuche interessiert, aber nicht angewiesen. Jedem neuen Abschnitt der Lebensgeschichte geht daher eine Zeit behaglicher Forschung voraus. Während der Erkundungsphase werden mehrere abenteuerliche Lösungen ausprobiert. Unterschiedlichste Gattungen sind beteiligt. Gelingt dann einer Art der Vorsprung, so ist es mit dem Herumprobieren vorbei. Die Pioniere breiten sich zunächst an den Übergängen zwischen den alten und neuen Lebensräumen aus. Diese „In-Besitznahme“ schneidet den Unvollendeten, im Prozess des Reifens Befindlichen, die Zugänge zu neuen Lebensräumen ab. Von nun an wird die Zukunft eine Weile einem einzigen Zweig gehören. Die anderen Arten kommen wenn, dann nur noch als Begleiter in die neuen Lebensräume hinein.

Die kompromisslose Umstellung auf die neuen Lebensgrundlagen erlaubt eine exponentielle Vermehrung und Verbreitung im Niemandsland. Bei dieser Expansion wird die

ursprüngliche Art mit einer Vielfalt an abweichenden Gegebenheiten konfrontiert. Dabei zerfällt sie in Entwicklungslinien, die den örtlichen Bedingungen am besten entsprechen. So entstehen im Verlauf der Differenzierung eine Vielzahl an Organismen, die von einem einzigen Bauplan abgeleitet sind und zur gleichen Klasse gehören. Das exponentielle Wachstum und die Divergenz prägen das Bild während dieser Zeit.

Übermacht und Gigantomanie

Der Überschwang des Wachstums führt die Ankömmlinge über die Grenzen neu erschlossener Lebensräume hinaus. Sie dringen nicht nur in die unbesetzten, sondern auch in die seit eh und je bestehenden, dicht besiedelten Gebiete ein. Dort taugen weder ihre alten noch die neuen körperlichen Anlagen.

Die Eindringlinge treffen dabei auf Ureinwohner, die an die lokalen Bedingungen optimal angepasst sind und eine ernsthafte Konkurrenz bilden. Das Kräfteverhältnis zwischen Alt und Neu ist allerdings ungleich. Die ansässigen Arten sind auf ihre Nischen angewiesen und in Zahl und Größe reglementiert. Die Newcomer dagegen sind frei beweglich, von den örtlichen Umständen unabhängig und vermehren sich schnell. Sie betreten fremde Gebiete lediglich zur Erweiterung ihrer Diäten.

Am Anfang sind die Einwanderer den Eingeborenen unterlegen. Die (noch) linkischen Eindringlinge schmälern jedoch die Lebensgrundlage und verdrängen schließlich einheimische Arten ohne ihnen überlegen zu sein. Als Folge wird die gesamte Lebenswelt neugestaltet. Ein einziger Bauplan setzt sich überall durch.

Mit der Aufteilung der neuen und Umbildung der alten Welt kommt die Vermehrung der vorpreschenden Population ins Gleichgewicht mit den Abgängen. Der draufgängerische, emsig erntende Typ der Anfänge wird unzeitgemäß. Ihn löst der starke

Typ ab und behauptet sich gegenüber den anderen. Das Breitenwachstum stagniert. Unfähig weiter in die Breite zu gehen, drängt die Vermehrung nunmehr in die Höhe. Die Sicherung eigener Territorialansprüche gewinnt Vorrang vor dem Fleiß. Es entstehen Giganten. Die Größe der Population und die Nachkommenzahlen gehen zurück. In diesem sich Ausstrecken erlischt der Findervorteil. Das Pendel der Geschichte wird langsamer, wechselt dann die Richtung und schwingt fort in eine rätselhafte Ferne. Die Zeit ist reif für den Schlussakt.

Untergang

Es gibt zwei verschiedene Muster der Untergänge: ein langsames Dahinsiechen und Verschwinden im Hintergrund oder ein dramatischer Zusammenbruch vieler Linien eines Bauplans – sozusagen ein Vordergrundaussterven. Wir sind zu kurzlebig, um Augenzeugen entwicklungsgeschichtlicher Ereignisse zu werden. Die Wirtschaft bietet jedoch Beispiele gleicher Wesensart und illustriert anschaulich die Zusammenhänge.

Die Verbesserung der Schreibmaschine führt zur allmählichen Ablösung überholter Modelle. Die alten Geräte werden jedoch weiterhin genutzt, wenn auch nicht mehr erneuert. Sie sterben im Verborgenen aus. Eine schlechte Wirtschaftslage, Inflation und Kriege halten Ablösungen auf. Die Schreibmaschine als solche ist jedoch weder in der Rezession noch im Wachstumsschub ernsthaft bedroht. Man findet Schreiber, die sich von ihrem alten Gerät nicht trennen wollen, auf dieses schwören und mit Ehrfurcht behandeln.

Die Entwicklung des Computers hat andere Auswirkungen. Von einem gewissen Reifegrad an verliert die Fortentwicklung einer Schreibmaschine jeden Sinn. Weder ein wirtschaftlicher Aufschwung noch ein steigender Bedarf an maschinellen

Schrifterzeugnissen ändern etwas daran. Ein Vordergrundaussterben beginnt. Die alten Geräte werden nicht mehr durch bessere Schreibmaschinen, sondern durch zukunftssträchtige Computer ersetzt. Die Schreibmaschinen sterben auf der Höhe ihres Erfolgs aus. Noch haben Computer sie nicht abgelöst, noch gibt es nicht genug Computer und ihre Möglichkeiten sind sehr begrenzt. Doch die Zukunft hat plötzlich für Schreibmaschinen keinen Platz mehr. Dabei sind sie den Computern immer noch in Einigem weit überlegen. Teure und ausgefeilte Modelle können den Untergang nicht aufhalten oder verzögern. Sie alle landen vorzeitig auf dem Müll ohne Nachfolger zu hinterlassen.

Schallplattenspieler, Fernseher- und Videogeräte ereilt das gleiche Schicksal wie die biologischen Arten. In wenigen Jahrzehnten verschwinden diese Gegenstände. Man wird sich weder an die Umstände ihrer Entstehung und Verbreitung noch des Untergangs erinnern. Die Menschheit wird andere Geräte hervorbringen, deren Aufkommen und Verschwinden ähnlich stellvertretend für die Evolution der Arten ist.

Miniaturisierung

Jede Neuerung muss zum Bisherigen passen. Wenn die Vorteile des Umbaus die Nachteile überwiegen und die Innovationen keine Verbesserung des Gesamtplans bringen, so stagniert die Weiterentwicklung der alten Modelle. Die neuen Ansätze überholen stagnierende. Die gesamten Lebenszweige geraten ins Stocken auf der Höhe ihrer Entwicklung, jedes Individuum ist betroffen.

Nunmehr rücken andere Entwicklungslinien vor und zerschneiden den Besiedlungsraum einstiger Herrscher in getrennte Enklaven. In diesen isolierten Nischen bleiben die Vorgänger eine Weile bestehen (da bestens angepasst). Das Fossilisieren beginnt.

Die eingesessenen Arten nutzen ihre bisherige Stellung in kleinen

Enklaven voll aus und schotten sich von der Außenwelt ab. Die wachsende Spezialisierung hilft ihnen dabei konkurrenzlos zu bleiben.

Einerseits gewährt die Überspezialisierung einen Aufschub – macht es doch Arten in einem konkreten Umfeld unschlagbar – andererseits wirken selbst die geringsten Änderungen der Lebensbedingungen auf die Überspezialisierten desaströs. Dabei müssen die Vorkommnisse weder dramatisch noch global sein. Es genügt, wenn sie ein winziges Detail der ausgereizten Anpassung betreffen. Sind die fatalen Veränderungen unumkehrbar, so verschwindet die Art. Handelt es sich um Fluktuationen, wie bei Jahreszeiten, so hängt der Ausgang davon ab, wie schnell die dezimierte Population sich regeneriert. Die flinkeren Artgenossen mit kürzeren Generationszeiten, geringerer Körpergröße und Reifungszeit gewinnen Vorrang. Das Miniaturisierte und Massenhafte wird zum Trend. Wir können solche Umwandlungen auch heute beobachten.

Nach Jahren im Meer kehren Lachse zu den Mündungen ihrer Heimatflüsse zurück und schwimmen flussaufwärts. In den Gewässern ihrer Geburtsorte legen Weibchen eine Laichgrube an. Die Männchen halten Wache und vertreiben Rivalen. Schließlich schweben Männchen und Weibchen Seite an Seite über die Laichgrube und geben ihre Gameten ab. Die Alttiere sterben kurz darauf vor Erschöpfung. Wenige Monate nach dem Hochzeitstanz schlüpfen die Jungfische. Je nach Art verbringen sie bis zu drei Jahre im Süßwasser, bevor sie flussabwärts ins Meer, die Quelle der körperlichen Kraft und Größe, wandern.

Diese bekannte Schilderung (die in nahezu jedem Lexikon nachzulesen ist) wird durch zwei alternative Strategien der Männchen vervollständigt: Jacks und Parrs.

Jacks kehren bereits nach einem Jahr im Meer zu den Laichplätzen

zurück. Sie sind mittelgroß; ihr Gewicht ist weniger als ein Drittel des Gewichts ausgewachsener Männchen. Frühreife Parrs verlassen nie ihr Fließgewässer. Verglichen mit normalen Männchen sind Parrs winzig. Bei Rivalenkämpfen sind sie chancenlos.

Jacks versuchen auf übliche Weise Weibchen zu verteidigen, wenn kein ausgewachsenes Männchen in der Nähe ist. Andernfalls halten sie sich jenseits des Bereiches auf, in dem ein Männchen angreift. Im entscheidenden Augenblick drängen Jacks sich in das Laichgeschehen ein und setzen ihre eigenen Spermien frei. Sie werden von den großen Männchen angegriffen und haben selten Erfolg.

Frühreife Parrs halten sich verdeckt. Beginnt das Ablachen, schwimmen sie in dem Strom aus Spermien und Eiern und sondern ihre Gameten ab, möglichst unbemerkt von den sich paarenden Fischen. Die Situation erinnert irgendwie an Zeiten von Rittern, Burgen, Burgdamen, ihrem Hof aus Pagen, gastierenden Wanderrittern und Musikanten. Erstaunlich ist allerdings, dass man bis vor kurzem von Jacks und Parrs nichts wusste. Heute besteht die männliche Population europäischer Flüsse zu 100% aus Parrs. In Amerika liegt der Anteil an Jacks unter den Rückkehrern bei über 90%. Die Tendenz ist steigend. Eine Ausnahme wurde bei intensivem Fischen in wenigen Generationen zur Regel. Die Art änderte Verhalten und Gestalt schneller als die Eintragungen in den Enzyklopädiën. Gleiches sehen wir in der Evolution.

Der Aufstieg von Amphibien, Reptilien und Säugetieren überlässt den Vorgängern nur wenige Wahlmöglichkeiten: Massenhaftigkeit mit Verzweigung bei hohen Reproduktionsraten und Verlusten oder Untergang.

Auf und Ab

Jedes Versagen lässt sich detailliert erklären. Woher kommen aber

die Günstlinge der Stunde? Wo steckten sie davor? Richtig neu sind die Emporkömmlinge nicht. Ihre Vorfahren bestanden die ganze Zeit, allerdings in unbedeutenden Nebenrollen. Warum mussten sie so lange Misserfolge hinnehmen, wenn sie zukunftsweisend sind?

Weil die Voraussetzungen für ihre Entfaltung fehlten. Die Anfänge des Computers sind genauso alt wie die der Schreibmaschine. Pascal baute schon im 16. Jahrhundert die ersten mechanischen Rechner. Die Herstellung eines Computers auf mechanischer Basis hätte jedoch die handwerklichen Kapazitäten der Vorindustriezeit überfordert. Die Schreibmaschine war machbar und bot eine Zwischenlösung. Ihre Verbreitung trug wiederum maßgeblich zur Gestaltung einer Welt bei, in der die Wissenschaft Fuß fasste, die Elektronik Einzug hielt, und in der einst Unmögliches alltäglich wurde. Es sieht nur so aus, als ob die Evolution durch Mächtiges und Gigantisches geprägt wird. Das Zukunftsträchtige ist in der Regel unscheinbar. Das Vorrücken einer Gruppe von Organismen ebnet den Weg für Nachzügler. Die Begleiter vegetieren im Schatten fremder Herrlichkeit, werden aber dabei an Umstände herangeführt, wo sie ihre einzigartigen Vorteile offenbaren können. Darauf übernehmen sie souverän die Führung und nutzen die Welt der Vorgänger als ein Sprungbrett. Das Vordergründige ist eine Füllmasse der Zeit. Der Vorhang der Zukunft ist nie aufgezo- gen, und manch spektakulärer Aufschwung sind nur die Stufen aufs Schafott oder zur steilen Rutsche in den Untergang.

Das Schicksal der Dinosaurier wirft die Frage auf: Wer kommt nach uns, da wir die Letzten in der Reihe sind? Schließlich haben Säugetiere ihren Höhepunkt erreicht, bilden seit einigen Millionen Jahren keine neuen Familien und kommen selbst in ihrem Gigantismus nicht weiter. Mammute sind ausgestorben, Wale und Elefanten überspezialisiert und kämpfen ums Überleben.

Sind Säugetiere am Ende ihrer Entwicklung angelangt?

Mag sein. Der Mensch nimmt jedoch eine Sonderstellung ein. Ihm kann derzeit niemand folgen. So unikal ist die Situation nicht. Grundlegende Eigenschaften sind dauerhaft und vergehen nie wieder. Die heute lebenden Organismen haben zum Beispiel eine ähnlich aufgebaute DNA, stammen also von einem einzigen Vorfahren ab. Die Eukaryotenzelle entstand vor 1,8-1,5 Milliarden Jahren und blieb bis heute konkurrenzlos. Alle Vielzeller sind ihre Abkömmlinge. Dabei ist die Eukaryotenzelle, wäre diese auf sich allein gestellt, nicht überlebensfähig. Die enorme Vielfalt der Vielzeller besitzt eine sehr enge biochemische Grundlage. Die Vielzeller sind z. B. unfähig, Stickstoff zu binden. Ohne Stickstoff gibt es keine Eiweiße, ohne Eiweiße kein modernes Leben. Alle Eukaryoten (Pflanzen und Tiere) sind auf Stickstoff bindende Bakterien angewiesen. Trotz dieser Verwundbarkeit bleibt der Vorsprung der Eukaryoten unangefochten.

Weist die Gattung Mensch etwas auf, das ihr eine einmalige Stellung verschafft? Ja.

Von den heute lebenden menschlichen Völkern gibt es keines, das das Geheimnis des Feuers nicht kennt. Weder Sprache noch übermäßige Intelligenz, sondern das Feuer trennt den Menschen vom Tier und gewährt ihm seine Überlegenheit. Die Unterhaltung des Feuers in Gemeinschaft, seine Anwendung zur Errichtung neuer Instrumente und Verhältnisse ist die Lebensgrundlage des Menschen.

Die Zähmung des Feuers dauerte lange. Die Anfänge waren unbeholfen. Zwischen dem Sich-wärmen an den Brandstellen, die ein Blitz oder glühende Lava legten, bis zur dauernden Unterhaltung des Feuers und sogar Erzeugung des Feuers durch Reibung von Holz oder Schläge auf den Feuerstein, vergingen mehrere Jahrtausende. Andere Tiere machten ebenfalls Erfahrungen mit der

Wärme von Feuerstellen. Es war nicht auszumachen, dass der Vorsprung gerade dem Menschen gelingt. Mit der Zähmung des Feuers brach jedoch endgültig die Zeit der Kultur an. Der Schritt ist grundlegend, und (solange der Mensch das Feuer hütet) von anderen Arten nicht nachvollziehbar. Die Zeit der Experimente an wilden Feuerstellen ist unwiderruflich vorbei. Es gibt diese nicht mehr. Das Feuer auf der Erde ist von nun an im exklusiven Besitz der Menschheit.

Die biologische Evolution ist in eine geistige übergegangen. Der Übergang war nicht abrupt. Er lässt sich über die gesamte Erdgeschichte verfolgen und beginnt schon bei der anorganischen Chemie.

—

TEIL II

Die Anfänge

Das Leben ist einmalig und mit nichts im Universum vergleichbar. Wo kommt es überhaupt her? Woher stammt seine Eigenständigkeit gegenüber der Physis?

Wie seltsam es sich auch anhört, aber auch das Leben ist eine Fortentwicklung physikalischer Prozesse. Betrachten wir seine Genesis etwas genauer.

GENESIS

Die Welt ist eine Einheit. Ihre Bestandteile bilden eine Gesamtheit und diese Gesamtheit wirkt auf die Einzelheiten zurück. Ändert sich das Ganze (z.B. ein Kraftfeld), so müssen sich die Einzelheiten der Änderung unterordnen, ändern sich die Einzelheiten, so bewirkt eine Verkettung der Ereignisse eine Änderung des

Ganzen. Den Nachdruck, mit dem sich eine Veränderung durchsetzt, nennt man Energie.

Energie ist zerstörerisch für das Bestehende. Alles Neue ist das vergehende Alte. Berge zerbröckeln, Sterne strahlen aus und kühlen ab, intrastellare Nebel verdichten sich zu Galaxien oder werden verweht. Der Schritt globaler Verhältnisse bestimmt die Richtung. Die Materie vor Ort leistet allen Neuerungen Widerstand, schleift sich dabei ab und zerfällt. Dann erscheint das Leben und reißt die gestalterische Initiative an sich. Eine Zuckerlösung fällt nach langem Stehen höchstens aus. Ein einziges Bakterium verwandelt diese in eine kompliziert zusammengesetzte Brühe. In wenigen Stunden bringt es organische Verbindungen hervor, die von allein nie entstanden wären.

Wie kommt es hierzu?

Autokatalyse

Katalysatoren beschleunigen bestimmte chemische Reaktionen, ohne in diesen aufzugehen. In einem komplexen Umfeld erfolgt die Beschleunigung einer Reaktion auf Kosten anderer. Die Katalysatoren lenken somit Ereignisse vor Ort in eine andere Richtung, als es die globalen Umstände tun.

Der „Eigensinn“ des Katalysators ist geliehen, denn der Katalysator selbst wurde von den Umständen erschaffen. Er ist darüber hinaus zeitlich (wie alles Stoffliche). Strahlen, thermodynamische Bewegungen zerstören allmählich das katalytische Molekül und beenden den Vorgang. Entsteht infolge einer Katalyse der Katalysator selbst, so handelt es sich um eine Autokatalyse. Die Autokatalyse entzieht sich den Umständen und trotz darüber hinaus der Zeit. Die Autokatalyse bleibt unverwundbar, solange sie ihre Vorlagen schneller erneuert, als diese altern und zerfallen.

In seinem Grundprinzip ist das Leben ebenfalls eine der

Zerstörung voraussetzende Autokatalyse. Ausgehend von Kodierungen eines DNA-Strangs errichtet es Eiweiße, Enzyme, Zellen und Organe, um mit ihrer Hilfe einen weiteren DNA-Strang herzustellen und eine neue Kampfrunde zu beginnen.

Jedes heutige Lebewesen ist Resultat und Fortsetzung eines ununterbrochenen, mindestens 4-6 Milliarden Jahre langen Vorgangs. Die Autokatalysen, die wir aus dem Chemieunterricht kennen, dauern je nach Größe des Reagenzglases wenige Stunden bis Tage. Der Mangel an Substraten terminiert die Reaktion. Als das Leben noch keimte, war das anders. Die Erde war eine riesige, unberührte Retorte. Ozeane und zahlreiche Seen boten reichlich Platz für anhaltende autokatalytische Experimente. Aber auch dieser immense Raum würde niemals ausreichen, um eine ununterbrochene Autokatalyse über Milliarden von Jahren zu gewähren, wäre diese gleichgeblieben, hätte diese sich nicht weiterentwickelt. Es musste noch einiges hinzukommen, damit die Autokatalyse zum Lebewesen wird.

Seen entstehen und können austrocknen. Der Zufall zerstreut die dort entstandenen vermehrungsfähigen Moleküle in alle Winde, biegt und beugt sie. Dabei erscheinen neuartige Substanzen, welche zum Beispiel sich ergänzende autokatalytische und katalytische Eigenschaften vereinen. Verändern die katalytischen Reaktionen eines solchen komplexen Moleküls die Umgebung in einer Weise, die eine Autokatalyse dort ermöglicht, wo die Initialbedingungen ungeeignet waren, so wird der Bereich ausgeweitet, in dem eine Autokatalyse ablaufen kann. Damit wird die erste Hürde auf dem Weg zur organischen Genese genommen. Die Autokatalyse, die nicht geradeaus laufen kann, errichtet zunächst Bedingungen, in denen später eine autokatalytische Entfaltung stattfindet.

Je höher man sich auf der Evolutionsleiter begibt, desto größer der

Aufwand für Vorbereitung und Sicherung. Das Leben legt sich eine Hülle und Organe zu, es rennt, erhascht und wehrt sich. Das ursprüngliche und recht primitive autokatalytische Anliegen tritt hinter diese wegbereitenden Maßnahmen zurück. Heute werden wir von der Kraft, Geschmeidigkeit und den Krallen eines Tigers beeindruckt. Die zugrundeliegende DNA bleibt unsichtbar. Dabei ist sie gerade das, was alle diese Attribute der Herrlichkeit hervorbringt und dabei nichts anderes tut, als sich autokatalytisch zu vermehren.

Entscheidung(s)Findung

Belustigt betrachten wir ein tanzendes mechanisches Spielzeug. Es hampelt drollig, rollt mit den Augen, spricht. Dennoch erliegen wir zu keinem Augenblick der Täuschung, es wäre ein Lebewesen. Der Grund hierfür ist nicht die Beschaffenheit der Puppe. Unser Körper, obwohl lebendig, ist komplett aus totem Stoff gebaut. Kollagene, Keratine, Eiweiße, Fette, Hormone, Kohlenhydrate und selbst Nukleinsäuren – alle Bausteine des Lebens sind unbelebt. Bezeichnend für das Leben ist nicht das Stoffliche, sondern die Fähigkeit, sich unter unterschiedlichen Bedingungen zu behaupten und jeweils Vernünftiges zu tun.

Beim Menschen lässt sich die Vernunft nicht leugnen, sie ist unverkennbar. Schwieriger wird es, wenn es um die Beurteilung anderer Lebewesen geht. Die Überheblichkeit weigert sich, dem Hund, geschweige denn einem Bakterium, ähnliche Eigenschaften wie dem „Homo sapiens“ zuzugestehen. Dennoch bilden Virus, Bakterium, Pantoffeltierchen, Tier und Mensch Stufen ein und desselben Vorgangs. Nirgendwo in der Evolution ist ein Umbruch, ein Sprung, eine Initiation zu merken, wohl aber ein allmählicher Übergang vom Niederen zum Höheren, vom „unvernünftigen“ Bakterium zum „vernunftbegabten“ Menschen. Nur wann und wie

kommt Vernunft in diese Reihenfolge? Und was ist Vernunft? Vernunft ist die Tragweite der Entscheidungen. So definiert, fällt es leicht, die Anfänge der Vernunft in den primitivsten Lebewesen zu erkennen und bis zum menschlichen Geist zu verfolgen. Die erste Schaltstelle, die dem autokatalytischen Molekül die Entscheidung überlässt und mit Wachstum belohnt wird, ist der Grundstein der Vernunft und Erfahrungsbildung.

Eine Situation mag anlocken und endet tödlich. Eine andere ähnelt einer freiwilligen Verbannung und wendet Unglück ab. Erfahrung ist die vorausschauende Kraft des Rückblicks. Kennzeichnend für sie ist der Verzicht auf das Augenblickliche zugunsten des Künftigen. Erfahrung ergreift eine schmucklose, jedoch weiterführende Gelegenheit zwischen aufdringlichen Verlockungen und hilft so dem Leben sich zu behaupten.

ERFAHRUNG

Das Leben verdankt vieles dem Zufall und schuldet ihm nichts. Milliarden Zufälle waren erforderlich, bevor aus einem spitzen Stein ein Steinbeil und dann eine Axt wurden. Doch weder Form noch Beschaffenheit der Axt sind zufällig. Keine Kombination von Umständen oder ihrer Abfolge vermag der Axt die Gestalt einer Geige aufzuzwingen. Der Zufall ist nicht zielgerichtet. Nach einigem Hin und Her setzt sich immer der globale Zusammenhang des Naturgesetzes durch. Gestaltend ist dagegen das Streben, das nach einer Gelegenheit ausschaut, diese unter Tausenden von Zufällen auswählt, nutzt und (dank Vermehrung summierend) zu Erfahrungen und Werkzeugen formt. Ob diese Werkzeuge Bestandteile des Körpers sind oder wie ein Stock und Stein in der Hand liegen, ist nebensächlich. Die Entwicklung menschlicher Werkzeuge ist ein Teil der organischen Evolution und folgt gleichen

Gesetzen. Aus einem spitzen Tierknochen oder einem scharfzackigen Stein entstehen Schaber, Messer, Schwert, Nadel, Ahle, Säge (die Ahle ist inzwischen fast ausgestorben, wie viele andere Instrumente, deren Namen wir nicht mehr kennen). Die Säge wiederum differenziert sich weiter zu einer Baumsäge, Bügelsäge, Feinsäge, Furniersäge, Gestellspannsäge, Stichsäge, Nestsäge, Fliesensäge, dem Laubsägebogen und Fuchsschwanz. Die Mechanisierung bringt weitere Abwandlungen wie Kreissäge, Stich- und Pendelsäge, Blattsäge und Kettensäge mit sich. Der Computer ersetzt alle Entwicklungen durch eine universelle Zuschnittanlage. Während die Beschaffenheit des Handgriffs, des Sägeblattes und der Sägezähne – Anleitungshilfen zur Bedienung eines Fuchsschwanzes sind, liegt die Erfahrung einer Schnittanlage in dem Programm eines Mikroprozessors. Dieser stellt aus einfachen Bewegungen komplexe Verfahren zusammen. Auf dem Weg vom spitzen Stein zur computergesteuerten Anlage nimmt die Rolle des Stofflichen ab, die Bedeutung der Programmierung und Steuerung steigt. Die organische Evolution zeigt die gleiche Tendenz mit der Herausbildung des Genetischen..

Das Genetische

Die ersten Erfahrungen der lebendigen Evolution sind untrennbar von den Werkzeugen. Anleitungen zum Umgang sind ein Bestandteil der Form und Struktur von Instrumenten. Dies erweist sich auf Dauer als hinderlich. Die Wirklichkeit ändert sich ununterbrochen. Werkzeuge, gestern lebenswichtig, können im nächsten Augenblick überflüssig und störend sein. Trennt man sich von diesen, ist man zuerst erleichtert, jedoch beim erneuten Auftreten einstiger Umstände im Nachteil. Das Leben findet eine elegante Lösung. Körperlichkeit und Werkzeuge, die selten betätigt werden, dann aber unverzichtbar sind, werden bis zur

Herstellungsanweisung abgespeckt. Der Organismus geht den nächsten Bedürfnissen nach, ohne sein gesamtes Arsenal mitzuschleppen. Er errichtet aber die fehlenden Werkzeuge nach bewährtem Plan, wenn die Situation es erfordert.

Neben einer verfügbaren und jederzeit einsetzbaren tätigen Erfahrung entsteht eine genetische Erfahrung. Sie wird durch das Aufkommen einer besonderen Klasse an autokatalytischen Molekülen – den Nukleinsäuren ermöglicht. Die Nukleinsäuren speichern Informationen (geordnete Anweisungen) in der Abfolge von Nucleotiden. Man nennt diese Anweisungen „Gene“ und ihre Summe „Genom“. Die kodierte Erfahrung schlummert unsichtbar in einer Bibliothek des Genoms. Tritt eine Situation ein, die mit den entfaltetten Mitteln nicht zu bewältigen ist, wird die genetische Erfahrung aktiviert und deren Inhalte (Werkzeuge, Funktionen, Strukturen) realisiert. Dieser Aufbau fehlender Werkzeuge und Prozesse erfolgt auf Kosten anderer lebenswichtiger Vorgänge. Vor ihrer Fertigstellung sind diese Werkzeuge unbrauchbar. Ihre Herstellung ist mit Aufwand verbunden. Damit die Herstellung dennoch reibungslos verläuft, muss sich die verschlüsselte Erfahrung diktatorisch zeigen, bis die Vorteile einer neuen Ausrüstung sichtbar werden und die „Entscheidungsfähigkeit“ wieder einen Sinn erhält. So entsteht der falsche Eindruck: „Gene bestimmen“ alles. Sie halten lediglich das einst Bewährte fest und geben es bei der Notwendigkeit wieder.

Ausbau des Eigenen

Die ersten Lebewesen sind einzellig. Ihre individuellen Erfahrungen ergeben sich aus dem Umgang mit den geerbten Anlagen. Das Lebewesen lebt hier und jetzt, nutzt aber alles Bewährte aus der Vorgeschichte seiner Entstehungsreihe, wächst und gedeiht. Dabei verändert das individuelle Wesen seine Anlagen entsprechend

den jeweiligen Anforderungen. Bei der darauffolgenden Vermehrung gehen die Veränderungen von den Eltern auf die Kinderzellen über. Eine bevorzugte Vermehrung vorteilhafter Entscheidungen und körperlicher Modifikationen sichert, verbreitet und akkumuliert die einstigen Erfolge. Die eigens vorgenommene Umgestaltung (der Strukturen, Prozesse, Gene) wird dabei dem Geerbten hinzugefügt. Solche Geradlinigkeit erlaubt es, Erfahrungen einfach und effektiv in der Abfolge von Generationen linear auszubauen. Erfahrungen jenseits der eigenen Vererbungsreihe weiterzugeben, erlaubt diese Vererbungsweise nicht.

Die Nachteile einer geradlinigen Vererbung werden deutlich erst bei jeder Kooperation. Ein Verein, in dem jedes Mitglied nur auf die eigenen Interessen bedacht ist und bei der ersten Möglichkeit ausschert, kann nicht dauerhaft geordnet funktionieren. Das Wachstum einzelner Mitglieder wird daher den Bedürfnissen des Verbands unterstellt. Alle müssen Schritt halten. Abweichungen einzelner werden von den anderen abgestraft. Wie soll man aber Erfahrungen ausbauen, wenn man die eigenen Glückstreffer nicht vorzugsweise vermehren darf?

Eine merkwürdige Situation bahnt sich an. Das Leben eines Mitgliedes spielt sich im Verein ab. Die individuell erworbenen Erfahrungen von Verbandszellen lassen sich aber bevorzugt weder auf die eigenen Nachkommen, noch auf die anderen Verbandsmitglieder übertragen. Das ist auch der Grund, warum der echte Vielzeller so spät in der Evolution auftritt. Zwar bilden die ersten Bakterien sehr früh Verbände (die Vorteile der Kooperation sind zu offensichtlich). Solche Verbände konnten jedoch ausschließlich per Kontinuum bzw. durch Aufbrechen des Verbandes in größere selbstgenügende Teile wachsen. Eine Entwicklung zum fortpflanzungsfähigen Vielzeller findet in den ersten drei Milliarden Jahren nicht statt. Es wäre auch niemals zum Vielzeller gekommen, hätte

das Leben nicht Wege gefunden, den Lebensinhalt aller an der Gemeinschaft beteiligten Zellen untereinander zu mischen und das Beste daraus fortzupflanzen. Die sexuelle Kreuzung brachte den Durchbruch, später kamen Kultur und Bewusstsein hinzu. Bleiben wir zunächst bei der Sexualität. Ohne diesen ersten entscheidenden Schritt wären alle weiteren unmöglich.

Vernetzung des Eigenen

Sexuelle Kreuzung hat nichts mit Vermehrung zu tun, sie ist etwas prinzipiell anderes.

Statt ihre eigenen Gene zu verdoppeln und sich anschließend zu teilen, wie es bei asexueller Vermehrung geschieht, vereinen sich zwei verwandte, jedoch nicht identische Zellen zu einer einzigen Zelle oder Zygote. Die Gene der beiden sexuellen Partner werden nach der Zusammenlegung in vergleichbaren Abschnitten gemischt, zu neuartigen Gensätzen zusammengesetzt und auf zwei neue Zellen aufgeteilt. Aus zwei Zellen (eigenständigen Organismen) entstehen am Ende dieses Vorgangs wiederum nur zwei. Man sieht, der Geschlechtsverkehr dient nicht der Vervielfältigung. Seine Gleichsetzung mit der Vermehrung, wenn auch tief eingewurzelt im sprachlichen Gebrauch, ist oberflächlich und verhindert das Verständnis des Vorgangs. Bei der sexuellen Vereinigung wird weder die Zahl an eigenständigen Organismen noch die Biomasse vermehrt. Es werden Erfahrungen abweichender Entwicklungslinien vermischt und neuartige Wesen erschaffen. Die sexuelle Vermehrung ist eine schöpferische Zeugung.

Bewährtes neuartig zusammenzustellen und das Entstandene auf Tauglichkeit zu prüfen, ist das Wesen jedes schöpferischen Vorgangs. Nur auf der individuellen Ebene besteht das Schöpferische im Tüfteln an den eigenen Erfahrungen. Bei sexuellen Kreuzungen stehen dem Schöpferischen die Erfahrungen der

gesamten Art zur Verfügung.

Jeder Zögling einer sexuellen Art (oder sollten wir besser vom **Zeugling** sprechen) ist eine Mischung aus den Erfahrungen (Genen) seiner Eltern. Die elterlichen Genome waren ihrerseits aus denen ihrer Großeltern zusammengesetzt. Die Nachkommen sind nicht mehr die Fortsetzung einer linearen Fortpflanzungsreihe, sondern die Frucht eines Geflechts von mannigfaltigen parallelen Vorstößen.

Das Einbeziehen jeweils anderer Teilnehmer führt die Vermehrung aus der Enge des persönlichen Schicksals. Alles, was die einzelnen Angehörigen der sexuellen Art erreichen, alle Eigenschaften, die sie sich aneignen, kommen durch Kreuzungen zueinander. Dies geschieht nicht sofort (einzelne Kreuzungen betreffen nur zwei Partner), ist aber aus historischer Perspektive dennoch unvermeidbar.

Bei primitiven sexuellen Organismen vermehren sich die „gekreuzten“ Zellen im Anschluss an die Kreuzung und Aufteilung wie in der Evolution davor – geradlinig individuell. Die Nachkommen zeigen auf bisher übliche Weise ihre Überlegenheit oder ihre Nachteile und benutzen hierfür eine vorauseilende Vermehrung und Ausgrenzung von Konkurrenten. Der Antagonismus treibt die Individuen auseinander. Ihre Ausbreitung ist auf den Horizont des Könnens vorhandener Anlagen begrenzt. Der Antagonismus beschleunigt die Vermehrung der besonders Begabten. Die Größe der Population explodiert. Als Folge wird der bestehende Lebensraum umso schneller ausgefüllt. Die Vermehrungslawine kommt abrupt zum Stehen und endet im Siechtum aller Beteiligten.

Ein gleichzeitiges Auseinanderdriften einzelner erfolgreicher Vermehrungslinien erlaubt es diesen Ausweichlern, sich zu paaren und Nachkommen mit neuartigem Erfahrungsschatz und neuartigen Wirkungshorizonten zu bilden.

Die Vermehrung schöpft die Bedingungen aus und macht die Kreuzung unvermeidbar. Die Kreuzung ermöglicht der linearen Vermehrung einen Ausweg aus der entstandenen Enge. Zeugung und lineare Vermehrung gehen dabei Hand in Hand. Der Schritt war wegweisend, doch es blieb nicht allein dabei.

Vernetzung des Gemeinsamen

Eine auf einem Ball tanzende Schönheit sagte verträumt einem berühmten aber hässlichen Literaten. „Stellen sie sich uns als Paar vor. Unsere Kinder wären dann so strahlend schön wie ich und so unübertroffen genial wie Sie.“ – „Und was, wenn es umgekehrt käme und eure Intelligenz mit meinem Aussehen zusammentreffen?“ – antwortete der Literat.

Die Vernetzung von Erfahrungen bringt nicht nur Vorteile. Beim linearen Genausbau wird jede Änderung unmittelbar geprüft und ergibt einen Sinn, bevor sie weitervererbt wird. Bei der Vermischung von Genen durch Kreuzung ist eine unmittelbare Prüfung nicht möglich und kann erst nachträglich erfolgen. Die Gene einzelner Entwicklungslinien werden nicht entsprechend dem jeweiligen Nutzen, sondern rein zufällig ausgetauscht. Dabei kann es vorkommen, dass das Ende einer Anweisung vor dem Anfang landet, Inhalte zerrissen werden oder an falschen Stellen auftauchen. Neben Treffern entsteht hierdurch auch Ausschuss. Ob und wann dies geschieht, ist nicht absehbar. Das Ordnen von Genen zu einzelnen thematisch organisierten Paketen (man nennt diese Chromosomen), zwischen denen der Austausch von Informationen paarweise und Aufgaben bezogen erfolgt, minimiert das Risiko einer unsachgemäßen Vermischung, kann aber die Anordnungsfehler nicht vollständig verhindern.

Wenn es jedoch bei den Kreuzungen allein um das Einbeziehen fremder Erfahrungen geht, wozu braucht man dann die

Ungewissheit des zufälligen Mischens und Aufteilens der Gene, warum werden Genome nicht einfach zu einem doppelten (diploiden), dreifachen (triploiden) bzw. mehrfachen (polyploiden) Genom zusammenlegt und von der Zelle im Ganzen benutzt?

Tatsächlich sind alle höheren vielzelligen Organismen ausnahmslos diploid (zweifach), ihre körperlichen Zellen sind paritätisch zusammengesetzt und tragen in sich die Gegensätze von Keimzellen beider Eltern.

Eine Zusammenlegung unterschiedlicher Genome erweitert die Erfahrungsbasis einer diploiden Zelle und ergänzt z.B. Schönheit mit Genialität ohne Gefahr zu laufen, einer der Zeugungen nichts als hässliche Dummheit zu überlassen (eine markante Spätfolge jeder Inzucht). Aber, passen denn diese Tandems überhaupt zueinander?

Probleme der Diploidie beginnen schon mit der Kompatibilität der Ausstattungen. Gene müssen gelesen werden. Die Leseweise ist sehr wichtig für das korrekte Verstehen der Inhalte. Eine etwas andere Entschlüsselung kann die Ergebnisse von Mitteilungen stark beeinflussen. Ein und dasselbe Computerprogramm läuft gänzlich anders auf Chips verschiedener Prozessorarchitekturen. Bei einer gleichberechtigten Zusammenführung von einfachen Zellen zu einer Doppelzelle wären neben den Genen auch unterschiedliche Lesevorrichtungen (Analogen von Prozessoren) der elterlichen Zellen zusammengebracht. Welche soll benutzt werden? Wie?

Um bei einer einzigen Leseweise zu bleiben, bekommt die zusammengesetzte Doppelzelle der Kinder nur die Leseinstrumente eines Elternteils. Die mütterliche Eizelle besitzt dabei alles, was zum Lesen der Gene erforderlich ist, deutet und vermehrt dann das doppelte Genom quasi aus einer Hand. Die väterlichen Spermatozyten erhalten lediglich die Mittel für Erhaltung und Transport der

Gene bis zur weiblichen Eizelle. Was von den väterlichen Genen nicht verstanden wird, kommt zwar in den zusammengesetzten Zellen der Kinder nicht mehr zum Vorschein, mögliche Fehlinterpretationen bleiben jedoch ebenfalls aus. Diese Besonderheit erklärt die höhere Affinität der Kinder zu ihren Müttern, besonders wenn sie noch klein sind. Trennung in Väter und Mütter hat also nicht nur eine symbolische Bedeutung.

Das klare Verstehen ist nicht alles. Die Ansätze müssen inhaltlich passen. Zusammen sein und gemeinsam handeln ist nicht dasselbe. Was nutzen Nähe, Verfügbarkeit und Klarheit von Aussagen, wenn diese nur zu Streitereien führen? Liegen in bestimmten Situationen gegenteilige bzw. unvereinbare Anweisungen vor (z.B. bring dich in Ordnung//schmeiß alles hin und denke nach) so wird es für den Organismus unmöglich, sich für eine von diesen zu entscheiden. Die gewählte Lösung ist radikal. Die Zerstrittenheit zusammengesetzter Genome wird durch ein wahlweises Abschalten von Gegenstimmen umgangen. Unabhängig davon wie viele Chromosomensätze in der Zelle vorliegen, zum Leben werden nur die Chromosomen eines Elternteils aktiv benutzt. Kommt die Zelle damit nicht weiter, kann die Führung an ein Chromosom des anderen Elternteils übergeben werden. Der davor aktive Chromosomensatz wird im Ganzen abgeschaltet. Somit wird jeder Streit vermieden, ohne dass man auf einen Teil des Erbes verzichten muss. Man schaltet das Denken nach dem Aufräumen ein, oder umgekehrt, räumt nach tiefem Nachdenken auf. Die hohe Effektivität der einzelnen Vorgänge wird dabei nicht durch Unschlüssigkeit und andauernde Streitigkeiten verwässert.

Bei doppelten Gensätzen ist die Entscheidung für eine Führungsübergabe leicht, bei dreifachen bzw. höheren Zahlen an Gensätzen wird diese schwerer.

Neben Mehrdeutigkeit und Zerstrittenheit haben

zusammengesetzte Genome das Problem der Erfahrungserweiterung und -weitergabe. Die Gründe hierfür liegen auf der Hand. Eine direkte Erfahrungsakkumulation gekoppelter Gensätze ist ausgeschlossen. Eine bevorzugte Vermehrung von Genen mit besseren Eigenschaften ist unmöglich, da ihre einseitige Vermehrung die Polyploidie beenden würde. Zusammengesetzte Zellen können lediglich ihre breiteren Erfahrungen nutzen und sich auf ein gemeinsames Vorankommen abstimmen. Diploide Genome vermehren sich im Gleichschritt und ausschließlich klonal. Neue Gene kann eine zusammengesetzte Zelle nur durch Einschluss weiterer Genome erhalten. Dieser Einschluss wird aber zunehmend schwerer. Jede neue Befruchtung zusammengesetzter Genome vermehrt die Ploidie mit 2,4,8,16,32 64,128 Sätzen bis ins Unendliche. Selbst wenn es dabei theoretisch zu einer Erfahrungserweiterung kommen könnte; wie soll die Zelle all diese unterschiedlichen Genome nutzen, wenn sie schon mit einem doppeltem Gensatz Probleme der Vieldeutigkeit hat?

Das Anwachsen der Ploidie bis zur Handlungsunfähigkeit macht eine Reduktion der Genome auf einen einzigen Satz vor der Kreuzung unvermeidbar. Nur welche der bisherigen Gensätze soll weitergegeben werden? Angewiesen war man bisher auf beide. Das Aufeinanderlegen von zusammengesetzten (diploiden) Genomen, ihre Vermischung und nachfolgende Trennung auf separate Keimzellen bewirkt, dass (in einem neuentstandenen Gensatz) Eigenschaften der Vorgänger vermengt und zur Paarung freigesetzt werden. Allerdings dienen diese gekreuzten Zellen nicht mehr einer eigenständigen Vermehrung, sondern der Suche einer zweiten Hälfte. Bis diese gefunden wird, bleiben Keimzellen wie eingefroren und wachsen nicht weiter.

Bei diploiden Zellen ist solch ein reduzierender Austausch möglich, bei tri-, tetra-, hexa- und höheren Ploidie nicht mehr, die

letzten müssen daher wie der Löwenzahn asexuell bleiben und sind nur zum klonalen Wachstum fähig.

Damit sind wir zum Ursprünglichen zurückgekehrt ohne zum Ausgang versetzt zu werden. Auch bei der Diploidie ist eine Vermischung der Genome und Aufteilung auf separate Zellen mit einfachem Genom unvermeidbar. Auch diese Vermischung ist zufällig und kann für das reale Leben von Nachteil sein. Dennoch erweist sich die diploide Sexualität eindeutig als Schritt nach vorn. Die Vorteile sind klar erkennbar.

Bei der primitiven Sexualität muss die „gekreuzte“ Zelle mit dem zufällig entstandenen Gemisch auskommen. Die diploide Sexualität schlichtet die unvermeidbaren Wirrungen zufälliger Mischungen durch ein doppeltes Genom.

Ein blinder Austausch von Genen einer „dummen Schönheit“ und „hässlichen Genialität“ kann bei Kreuzung statistisch gesehen mit gleicher Häufigkeit „so oder so“ ausfallen. Mehr noch, beide Kombinationen: die schöne Genialität wie die dumme Hässlichkeit können sich, vom praktischen Standpunkt aus, als untauglich erweisen, zum Beispiel, weil man eine nette und kluge Schönheit für eine übernatürliche Hexe hält und zusammen mit einem furchterregenden, aber harmlosen Quasimodo umbringt. Beide Zusammensetzungen wären somit, einzeln gesehen, nicht lebensfähig. Bei diploiden sexuellen Arten ist jedoch die Vermehrung und eigenständige Lebensfähigkeit solcher Gemische konsequent blockiert. Die reduzierende Kreuzung dient der Produktion von teilungsunfähigen Keimzellen. Ihre Vermehrung findet ausschließlich im diploiden Stadium statt. Nur ein diploides doppeltes Genom darf wachsen und sich vermehren. Die Zusammenlegung unterschiedlich gekreuzter Genome schlichtet die Exzesse einzelner Mischungen, ohne auf die Exklusivität ihrer Kombinationen zu verzichten. Zwar nutzen zusammengesetzte Doppelzellen

jeweils nur eines der Genome, sie tun es jedoch hoch selektiv und je nach den Umständen, in denen die Zelle sich gerade befindet. Im Vielzeller können die einzelnen Zellen darüber hinaus die unterschiedlichen Genome parallel freischalten. Zellen der Leber und Nervenzellen können so Gene unterschiedlicher Eltern zeitgleich nutzen. In der Tat, die Vielzeller sind mosaich aus Zellen mit verschiedenen aktivierten Hälften des Doppelgenoms zusammengesetzt. So wird es möglich, dort wo es angebracht ist, die dumme Hässlichkeit einer Hälfte durch die schöne Genialität der anderen Hälfte auszugleichen, ohne auf etwas davon zu verzichten.

Die Diploidie bringt einen weiteren unschätzbaren Vorteil. Diploide Zellen (bevor sie Keimzellen bilden) teilen sich eine Weile gemeinsam und synchron. Eine anhaltende Phase der Vermehrung diploider Zellen vor Vermischung ihrer kontrastreichen Genome verhindert, dass die allzu streitsüchtige und prinzipiell unvereinbare „Schönheit und Genialität“ eine Fortsetzung finden. An sich ist das Mischen von starken Gegensätzen alles andere als abwegig und wird gerade angestrebt. Denn je stärker die Keimzellen voneinander abweichen, desto grösser dürfte die Erfahrungserweiterung bei ihrer Vereinigung ausfallen. Mit den wachsenden Unterschieden gepaarter Genome wächst jedoch auch die Wahrscheinlichkeit, dass die einzelnen Gene der Partner für die Gegenseite gänzlich unverständlich werden.

Wie weit darf man bei den Abweichungen gehen?

Die embryonale Vermehrung und gemeinsame Lebenstätigkeit von zusammengesetzten Zellen vor der Herausbildung von Keimzellen dienen der Prüfung auf Verträglichkeit. Sollten sich beide Genome während der klonalen Vermehrung als unvereinbar bewahrheiten, werden keine zeugungsfähigen Keimzellen gebildet. Das Phänomen ist altbekannt und tritt bei der Vermischung

unverwandter Arten auf. Es ist zum Beispiel möglich, Nachkommen von Tigern und Löwen, Pferden und Eseln zu zeugen. Diese Mischlinge entfalten sich mitunter prächtig, vermengen ergänzend die Eigenschaften ihrer Eltern in körperlichen Merkmalen und kommen dennoch nicht weiter, als ihre eigene Generation.

Das Maultier ist ein Esel mit Pferdeblut aus der Kreuzung von Esel mit einer Stute. Äußerlich erinnert es mehr an die Mutter, ist größer und ähnlich gebaut. Seine Stimme, Fell, Hufe und die langen Ohren verraten den Vater-Esel in ihm. Die ersten Maultiere wurden in der Archaik gezeugt und wurden mit der Zeit als Haustiere immer beliebter. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts trabten über 15 Millionen Maultiere auf der Erde. Keines von diesen war zur Fortpflanzung fähig. Wozu erzeugt man in großer Zahl Tiere, die sich selbst nicht vermehren können? Der Grund sind die Boni beider Eltern. Das Doppelgenom erlaubt es ihnen, von beiden Extremen zu profitieren. Maultiere sind gutmütig, geradlinig, nicht scheu, widerstandsfähig, wenig anspruchsvoll und langlebig (45-50 Jahre). Sie sind im Vergleich zu Pferden gleichmäßiger belastbar und erholen sich sehr rasch von Strapazen. Sie können an einem Tag rund 150 kg etwa 30 bis 40 km weit transportieren und dennoch bis zu 60 km/h schnell laufen.

Trotz klarer Vorteile ihres Körperbaus, bleiben diese Mischlinge ohne Nachkommen. Sie bilden keine zeugungsfähigen Keimzellen. Die Kreuzung ihrer Genome mit Herausbildung potenter Keimzellen erweist sich unmöglich. Die Gegensätze ihrer elterlichen Anlagen sind zu groß.

Tiger und Löwen sowie Pferde und Esel sind sich in vielem ähnlich. Ihre körperlichen Eigenschaften lassen sich ergänzen. Bei noch stärkeren Unterschieden kann die diploide Zelle mit den zusammengesetzten Genomen nichts anfangen. Man kann zwar Keimzellen von Löwen und Pferden zusammenlegen,

lebensfähige Kinder (geschweige denn Keimzellen) dabei zu erhalten, ist unmöglich. Die embryonale Entwicklung solcher Chimmären bleibt auf den ersten Stadien stecken. Man könnte auch diploide Zellen aus Säugtieren und Reptilien oder sogar Insekten zusammensetzen. (Das moderne molekulargenetische Labor bietet alle erforderlichen Instrumente hierzu.) Sie gehen jedoch nach wenigen Teilungen ein, da sie zu keiner sinnvollen Differenzierung fähig sind.

Man sieht. Die klonale Vermehrung diploider Zellen erfüllt die Rolle einer Testphase, welche prüft, ob die zwei zusammengesetzten Genome zueinander passen und gemischt werden dürfen. Kinder diploider sexueller Arten sind somit zunächst keine Zeugungen, sondern eine fortgesetzte Ehe von Keimzellen ihrer Eltern in einem nunmehr siamesisch-unzertrennlichen Bund. Erst nach einer längeren Zeit des synchronen Agierens unter unterschiedlichen Bedingungen bildet die diploide Zelle die eigenen zeugungsfähigen Keimzellen, vorausgesetzt es geht.

Die eigentlichen Kinder diploider sexueller Arten sind deshalb nicht ihre leiblichen Kinder, sondern ihre Enkelkinder. Diese Besonderheit der Vererbung erklärt das altbekannte Paradox, dass viele menschlichen Kinder eine deutlich höhere Affinität zu ihren Großeltern (den wirklichen Erzeugern) als zu ihren leiblichen Eltern (Vater und Mutter) zeigen, mit denen sie, beginnend in der Pubertät, öfter im Clinch liegen und keine innere Gemeinschaft verspüren.

Die Diploidie mag viele Vorteile für das eigene Überleben bringen, sie kann die Fehler bei Kreuzungen abfedern und zum Positiven wenden. Dennoch, was nutzen all diese Kniffe, wenn die Vermischungen weiterhin zufällig erfolgen? Spätestens, nachdem die Keimzellen gebildet sind, kann an diesen nichts mehr geändert werden. – Ein Argument, das der Darwinismus wie ein Mantra

wiederholt. Wie genau gestaltet und sammelt eine diploide sexuelle Art die positiven Erfahrungen in der Abfolge von Generationen, wenn sie keinen Zugriff auf die eigenen Keimzellen hat und ihnen die eigenen Erfahrungen nicht beibringen kann?

Merkwürdigerweise hat die diploide Zelle gerade mit der Sammlung und Weitergabe von Erfahrungen am wenigsten Probleme.

Ja, die Zusammensetzung von eigenen Keimzellen diploider sexueller Organismen ist nicht beeinflussbar. Welche Keimzellen jedoch bis zur Zeugung gelangen, hängt ausschließlich von der Handlungsweise der Eltern ab, da sie sich (und somit auch Gene) gegenseitig und entsprechend eigenen Vorlieben gezielt wählen. Damit eine Zeugung stattfindet, müssen Eltern mehrere Aufgaben lösen und somit beweisen, dass ihre Anlagen und Gene nicht nur zueinander passen, sondern auch überdurchschnittlich gut und zukunftsfruchtig sind. Die unmittelbare Veränderung der eigenen Gene gerät damit vollständig in den Hintergrund. Die Vermehrung zu eigenständigen Organismen wird zunehmend eine Angelegenheit der Zeugung. (So lassen sich Säugetiere ausschließlich über die Zeugung vermehren. Eineiige Zwillinge sind eine nicht vorgesehene Ausnahme.) Das Verwenden beider Begriffe (Zeugung und Vermehrung) als Synonym im Alltag trägt maßgeblich zu den Irrtümern des Darwinismus bei. Die Selektionshypothese verwechselt die Schöpfung der Zeugung mit dem Kopiervorgang der Vermehrung und kommt aus den selbstverschuldeten Widersprüchen nicht heraus. Wir werden dieses Thema in dem Kapitel „Gene und Bücher“ (zweites Buch dieser Trilogie) ausführlich besprechen.

Die diploide Sexualität hat einen weiteren unschätzbaren Vorteil – die Selbstlosigkeit.

Für eine lineare Erfahrungsakkumulation ist Altruismus ohne „Wenn und Aber“ schädlich. Entscheidungen, die zur

Aufopferung einzelner Zellen führen, scheiden aus und finden keine Fortsetzung. Für ein klonales Wachstum diploider Zellen kann dagegen selbst der Untergang aller Klone sinnvoll sein, wenn er die Keimzellen bevorteilt. Ein typisches Beispiel hierfür ist der programmierte Tod, bei dem die uneingeschränkt lebensfähige Pflanze stirbt, damit ihre Samen bessere Sprossungsbedingungen vorfinden. Nicht minder eindrucksvoll ist das Sterben erschöpfter Lachse nach dem Laichen. Im Grunde ist das Leben aller diploiden Organismen – von ihren primitiven Anfängen an – ein sich Hinausstrecken, Organisieren und Spezialisieren zwecks Zeugung besserer Nachkommen. Kinder müssen es besser als ihre Eltern haben und sollen darüber hinaus weiter als ihre Vorfahren kommen. Somit legt Sexualität den Weg zur Bildung vom Vielzeller frei und befeuert dessen Entwicklung. Jede Generation kommt ein Schrittchen weiter. Erfolgreiche vielzellige Organismen suchen nach ihresgleichen Partnern und bevorzugen solche, die in etwas besser aufgestellt sind, als sie selbst. Der Vorgang kreuzt die jeweiligen Vorreiter und ist selbstbeschleunigend.

Mit dem Mehrzeller nimmt die Evolution eine völlig neue Richtung ein, die zur Entstehung von Sinnesorganen, des Gehirns, des Bewusstseins und des Geistes führt. Das Gehirn und der Geist aber machen Gene nur noch zu Statisten einer außergenetischen Erfahrung.

Die außergenetische Erfahrung bestimmt zunehmend, was weitergereicht werden sollte und was man lieber zurücklässt.

Außergenetische Erfahrung

Die vielzellige Organisation regelt das Zusammenspiel des Organismus und seiner Gene neu.

Innerhalb des Organismus erfüllt jede Zelle ihre eigene Rolle. Die Gene hierfür liegen auf verschiedenen Abschnitten des Genoms.

Obgleich es einem Virus noch genügt, die vorhandenen Gene der Reihe nach abzulesen, kommt solch eine Entschlüsselung beim Vielzeller nicht mehr in Frage. Einzelne Zellen aktivieren völlig verschiedene Gene zu unterschiedlichen Zeiten. Das Gen wird aus einem Glied der Anweisungskette zu einem Mosaiksteinchen, zu einer von vielen Möglichkeiten, welche die Zelle des Verbandes je nach Lage und Bedarf aus dem Genom herausholt. Den Lese-rahmen der Genaktivierungen bestimmt nicht mehr die Anordnung von Genen im Genom. Wann, wo und in welcher Reihenfolge aktiviert wird, entscheidet nunmehr der Reifevorgang des Organismus. Das einzelne Gen ergibt nur im Rahmen einer bestimmten Situation einen Sinn und bleibt solange stumm, bis ein entsprechender Entwicklungszustand erreicht ist und seine äußeren Bedingungen zutreffen. So werden neben dem Genom weitere Informations- bzw. Erfahrungsträger bedeutsam: die mehrzellige Architektur, das Endokrine- und das Nervensystem, die Wahrnehmung, das Gehirn, die Kultur und der Geist. Zunehmend bestimmen diese, was genau in den Genen seine Niederschrift findet und wie diese zu lesen und zu verstehen sind. Die Koordination wird kritisch.

Die Zusammenarbeit von Zellen in einem Vielzeller beruht auf der Produktion, Übermittlung und richtigen Auslegung von Mitteilungen. Je nach ihrem augenblicklichen Zustand produzieren Zellen Botenstoffe wie z.B. Hormone, Mediatoren oder Nervenimpulse, die an die anderen Teilnehmer des Zellverbandes gerichtet sind. Die angestrebten Folgen der jeweiligen Mitteilung sind deren Inhalt. Der Stoff ist ein Träger der Mitteilung. Die Botenstoffe sind keine cartesianischen Hebel, sie wirken im eigentlichen Sinne weder chemisch noch physikalisch, obwohl diese Eigenschaften besonders zu Beginn der Evolution vielfältig genutzt werden. Botenstoffe sind Ampeln für zelluläre Reaktionen und

Genaktivierungen der Empfängerzellen.

Die ersten Mitteilungen gingen von einzelnen Zellen aus. Diese Funktion wurde mit dem Fortschritt der Evolution auf die Organ- bzw. Organismusebenen verlagert. Die Sinnesorgane verarbeiten die Mitteilungen einzelner Zellen zu zusammenfassenden Wahrnehmungen. Die Analyseorgane (wie z. B. endokrine Drüsen und später das Gehirn) machen daraus zusammenhängende Handlungs- und Wachstumsanweisungen. Der Inhalt löst sich zunehmend von dem Stoff, in dem er aufgeschrieben wird. Das Ritual macht die Trennung vollkommen.

Die Erziehung tritt in der Evolution zunächst als Brut- und Kinderpflege auf. Sie überträgt die Erfahrungen der Eltern auf die Nachkommen, ohne auf die Änderung ihrer Gene zu warten. Die individuellen Lebensinhalte können gezielter weitergereicht werden. Ihre Anwendung und Erfolg formen die Verhaltensmuster, Körperlichkeit und Erbmasse. Die Ausdehnung der Erziehung über die Brutzeit hinaus und die Erweiterung des Teilnehmerkreises machen aus der Brut- und Kinderpflege die Kultur.

Der erste kulturelle Erfahrungsträger ist das Ritual. Die Einbindung verschiedener Altersgruppen in rituelle Handlungen sichert den Fortbestand ihrer Inhalte über den Generationswechsel hinaus. Der Weg für das Bewusste und Geistige wird frei.

Während das Ritual penibel Details vorschreibt, lebt die Deutung sprachlicher Zeugnisse von der eigenen Erfahrung im Umgang mit Entsprechungen. Sprache und Schrift, Theater und Film, das gedruckte Buch, zuletzt der Computer befreien den Inhalt einer Mitteilung aus den rituellen Fesseln. Gedanken lösen sich von den sie erschaffenden Menschen. Sie wandern durch die Kulturen und suchen Orte, an denen sie sich niederlassen können, und Köpfe, die sie begierig aufnehmen.

Die Verbreitung der Inhalte über Zeiten und Kontinente ohne

Druck oder persönliche Anwesenheit hat neben der Folgsamkeit eine geistige Innerlichkeit großgezogen. Die geistige Innerlichkeit ist ein Sichtkreis, der – durch viele erschaffen – der Erhellung des eigenen Werdegangs dient und zugleich alle einschließt, die ihm beitragen. In diesem Reich des Vorstellbaren kann der Mensch kühne Pläne schmieden und Lösungen aufspüren, sich mit Sokrates und Kopernikus wie mit Seinesgleichen unterhalten und ihnen in nichts nachstehen. **Denken** wird frei von Zwängen der organischen Zusammensetzung. Die Vernunft bemächtigt sich des Körpers. Setzen wir uns mit dieser erstaunlichen Eigenschaft auseinander.

–

TEIL III

VERNUNFT

Die Wissenschaft hat unser Weltbild nachhaltig verändert. Nirgendwo ist man mit dem Sichtbaren zufrieden. Man durchdringt den Schein, findet dahinter Protonen, Positronen, Strahlen, Wellen und deren Felder. Nichts entgeht dem forschenden Blick, doch bei der Vernunft macht man Halt. Die Vernunft lässt sich in dem neuen Gefüge nicht erkennen, hat keinen Stoff und führt in den Umfragebögen der Psychologie ein Aschenputtel-Dasein. Man kann die Vernunft weder wiegen noch messen. Sie lässt sich nicht fühlen oder mit der Zunge greifen. Wenn schon! Jede Kraft wird an ihrer Wirkung sichtbar. Die Vernunft ist real und (gleich dem Licht, der Elektrizität und der Schwerkraft) spürbar an dem, was sie bewegt. Verfolgen wir diese Spur.

Freier Wille

Auf einem Spaziergang im Schlosspark trat Descartes unverhofft auf einen Hebel. Dieser war unsichtbar im Rasen versteckt. Sogleich sprudelten Fontänen zwischen Bäumen und Büschen. Die Wasserspiele sollten den König und seine Gäste begeistern und sie taten es. Der Gartenarchitekt hatte weder Kosten noch Mühen gescheut. Der Überraschungseffekt war stark. Von der Lebendigkeit des Schauspiels entzückt, kam der Philosoph auf die Idee eines Reflexes. Er erkannte in einer Handlung die Antwort auf einen Reiz und stellte in Gedanken aus wenigen einfachen Reizantwortpaaren ein komplexes Verhalten zusammen. Folglich setzte Descartes die Handlung einer Reaktion gleich. Als der berechtigte Einwand kam: Wo bleibt dann die Freiheit des Willens? – ging er einen Schritt weiter und verneinte diese. Der Mensch ist nicht frei, er dünkt sich nur so, meinte Descartes. Er führt zwar Handlungen bewusst aus, kennt jedoch deren Ursachen nicht. Er wird gelenkt von Umständen, ohne es zu bemerken. Äußere Ereignisse greifen in den Ablauf organischer Prozesse ein und täuschen freiwilliges Verhalten vor, wo Automatismen, vom Knopfdruck der Reize ausgelöst, vorliegen. Die Freiheit wurde zum Nichtwissen uns lenkender Zwänge erklärt.

Merkwürdig, dass jemand die Willensfreiheit ernsthaft in Frage stellt, wo schon das Zweifeln daran ein eindeutiger Ausdruck dieser Freiheit ist. Dennoch, falsch oder richtig, der Gedanke trug Früchte. Kurz nachdem der Reflexbogen anatomisch und physiologisch beschrieben wurde, erreichte die Neurophysiologie und Neuroanatomie ihre Blüte. Man erweiterte den Reflex um Adjektive wie bedingt und unbedingt, schloss den Reflexbogen zu einem Regelkreis. Man schritt unbeirrt vom Reiz zum Rezeptor, von diesem zu Membranen, dann über Leitwege, Kanäle zu

Genaktivierungen und biochemischen Zyklen. Das Ziel aber rückte in weite Ferne, kaum dass man sich ihm zu nähern glaubte. Der Grund ist einfach. Die Reaktion auf einen Reiz genügt nicht, um eine Handlung zu erfassen, auch ein Presslufthammer antwortet mit stoßartigen Bewegungen auf Gegendruck. Die Handlung muss darüber hinaus einen Sinn haben. In welcher Beziehung stehen also der Sinn und die Reaktion?

Sinn, Reiz und Reaktion

Angenommen, die Reaktion X ist in der Nacht vorteilhaft, am Tage aber schädlich, weil sie unter Lichteinwirkung zur Bildung giftiger Sauerstoffradikale führt. Lebensformen, die auf die Reaktion X angewiesen sind, dürfen die Dunkelheit nie verlassen, es sei denn, sie können das Licht erkennen und die verhängnisvolle Reaktion am Tage aussetzen. Wie erkennt man aber todbringende Ereignisse und was nutzt die Erkenntnis im Sterben?

Die Aufgabe erscheint schwerer als sie ist. Das Aufprallen ist dem Erkennen zuwider. Erkennen ist vor allem Vorausschauen. Und die Voraussicht bedient sich lieber sicherer Vorboten statt unliebsamer Zusammenstöße.

Das Licht ist ein Bestandteil des Tages, nicht der einzige. Umgebungstemperatur, pH-Werte und Konzentrationen verschiedener Stoffe ändern sich ebenfalls mit dem Tagesanbruch. Ein autokatalytisches Molekül, dessen Reaktion-X zum Ablauf einen bestimmten pH-Wert braucht und daher am Tage abbricht, hat die Erkenntnisaufgabe erfolgreich gelöst. Der pH-Wert wird zum Reiz und verschmilzt mit der Reaktion zu einem unbedingten Reflex. Diese Verknüpfung räumt selbst dem einfachsten Molekül ein bescheidenes, auf die Belange seiner Handlungsfähigkeit zugeschnittenes Erkenntnisvermögen ein. Bedeutsam fürs Erkennen ist nicht die Situation, sondern allein das in der Situation sinnvoll Machbare.

Die Vielfalt der Wirklichkeit ist belanglos, wenn die eigene Ausstattung nur wenige Antworten zulässt.

Einige Milliarden Jahre später bemerkt ein Forscher bei einer Zellkultur, dass ein bestimmter pH-Wert die Reaktion-X seiner Versuchszellen hemmt. Das Licht, das der pH-Wert angekündigt hat, und der historische Zweck der Bindung der Reaktion an die pH-Veränderung bleiben dem Wissenschaftler verborgen. Der Forscher glaubt, in Unkenntnis der Vorgeschichte, eine Ursache der Reaktion zu finden. Aus dem bescheidenen Erfolg und einer falschen Auslegung schöpft er leichtsinnig Hoffnung, irgendwann alle Hebel aufzudecken, mit denen die Lebensmaschine gelenkt wird. Der Irrtum ist offensichtlich. Das Leben wird nicht von der Wirklichkeit gelenkt, es schlängelt sich durch diese hindurch. Es stützt sich zwar auf Reize, verfolgt jedoch seine eigenen Ziele. Descartes irrte. Reize sind keine Hebel, sondern Ermutigungen zum sinnvollen Handeln.

Bedingte/unbedingte Reflexe

Lassen sich Handlung und Reaktion vergleichen? Eine Handlung ist frei, eine Reaktion und ein Reflex dagegen folgen stramm dem Reiz. Der Gegensatz ist scheinbar, der Unterschied graduell und jede „unbedingte“ Reaktion ist ein Baustein des freien Willens. Nicht die Zwanghaftigkeit macht den Reflex bedingt oder unbedingt. Wichtig sind der Abstand von dem angekündigten Ereignis, die Zuverlässigkeit der Ankündigung und die Bedeutung des Ereignisses für die Selbstverwirklichung. Der mit dem Windstoß herangewehte Geruch des Raubtieres und das kaum wahrnehmbare Geräusch eines Astes, der (vermutlich) unter einer schweren Tigertatze bricht, dringen gewaltsamer in die Wahrnehmung eines weidenden Huftieres ein, als die tiefen Wunden, die eine Dornenhecke in sein Fleisch reißt, während es flieht. Die Furcht vor

vermeintlicher Gefahr unterdrückt dabei die unbedingten Reflexe des überaus realen und schneidigen Schmerzes.

Triebe und Organe

Trieb ist eine den Symbolen der Außenwelt zugeordnete Handlungsbereitschaft. Je öfter ein Weg mit Erfolg beschriftet wird, desto größer ist die Neigung, seinen Wegweisern zu folgen. Bei diesem wiederkehrenden Durchgang bekommen Reize einen Selbstverwirklichungswert, der ihre Botschaft gleichgültig, gefährlich, begehrenswert oder imperativ erscheinen lässt. Das Leben zerlegt die Wirklichkeit in Gut und Böse. Indem das Leben sich auf Reize stützt, das Gute anstrebt und Böses meidet, befreit es sich von den unmittelbaren Nöten der Wirklichkeit, weicht unliebsamen Ereignissen im Vorfeld aus und macht jeweils das Beste aus der Situation. Erfahrung ist ein Instrument der organischen Gestaltung. Eigenheiten, die eine Handlung stützen: eine bei einem bestimmten pH-Wert abbrechende Reaktion, eine Lipidschicht oder Kalkablagerungen werden in der Evolution zu einem Organ vervollkommen und zum Bestandteil des Körpers gemacht. Wir glauben unser Körper sei gegenständlich und aus Sehnen, Knochen, Muskeln zusammengesetzt. In Wirklichkeit ist er eine zu Zweckvorrichtungen verdichtete Evolutionserfahrung. Ein Organ ist ein zum Fleisch gewordener Instinkt.

Instinkt

Wenn wir sehen, wie eine Motte auf eine brennende Laterne oder Kerze zufliegt, wenn wir beobachten, wie eine Fliege ratlos summend die undurchdringliche Klarheit des Fensterglases anstürmt, so überkommen uns Zweifel an der Vernünftigkeit der Tiere, und wir neigen genau wie einst Descartes dazu, Tiere für „Maschinen“ zu halten. Schließlich folgen sie dem Instinkt, wie Organe dem

Reiz und Maschinen ihrem Programm folgen.

Der Vergleich hinkt. Die Fliege scheitert am unsichtbaren Fensterglas. Die Prüfbedingungen wurden ihr jedoch aufgezwungen und liegen weit von dem Umfeld entfernt, in dem sie normalerweise lebt. Es gibt Situationen, in denen der Mensch sich noch linkischer als ein Insekt anstellt, einem kopflosen Automaten gleich.

In einer Wildnis ohne Straßen und Wegweiser, bei wolkenbedecktem Himmel, Hilfsvorrichtungen wie einem Kompass beraubt, neigt der Mensch dazu, im Kreis zu laufen, wie oft man den Versuch auch wiederholt. Aus der Sicht der Biene ist solch ein Verhalten schier dumm. Bienen orientieren sich an der Polarisierung des Himmelslichtes, welche das menschliche Auge nicht wahrnimmt. Der Himmel ist für Bienen eine ausgebreitete Karte. Jemand, der das nicht einsieht, kann nur kopflos sein und mechanisch vorgefassten Anweisungen folgen!

Ob beim Menschen oder bei Insekten, dem vermeintlichen Zwang des Weitermachens liegt kein Programm, sondern eine Sinnestäuschung zugrunde, die den Ausweg nicht erkennt, doch die Niederlage nicht hinnehmen will. Das Sinnvolle verkehrt sich dabei zum Grotesken. Die Grasmückeneltern füttern pflichtbewusst das Kuckucksküken, die Seeschwalbe bebrütet eine Weile eine ihr untergeschobene matte Glühbirne, ehe sie diese verlässt. Was ist schon dabei? Vögel erkennen den Hunger ihrer Brut nicht an dem Glukosespiegel des Blutes, sondern am weit aufgesperrten Schnabel. Der Kuckucksschnabel bietet diesbezüglich einen übernormalen Reiz. Die Seeschwalben finden ihre Eier, indem sie zuerst den Nistplatz finden. Was im Nest liegt und rundlich ist, muss ein Ei sein. Vögel, die ihre Eier in zugänglichere Nistplätze legen, wechseln diese nicht mit irgendwelchen ovalen Gegenständen. Und wie steht es mit uns? Wir werden von Magnetfeldern

durchströmt, von Strahlungen durchbohrt. Kosmische Stürme toben um uns, wir umkreisen die Sonne mit einer Geschwindigkeit von einigen Zehntausenden Kilometern pro Sekunde. Was nehmen wir von alledem wahr? Nichts. Wir empfinden allein das Wenige, das in die Funktionen unserer Organe eingreift, und eigentlich nicht einmal so viel, wir nehmen nicht mehr wahr, als wir in den Sichtgrenzen unserer Handlungsmöglichkeiten deuten können.

Einst waren die Menschen überrascht darüber, dass die Vögel sich bei ihrem Nachtflug am Sternenhimmel orientieren. Man vermutete sogar, die Vögel überträfen die Menschen darin. Der Umstand war irgendwie demütigend für die Menschheit, die nach den Sternen griff, die Himmelskörper zu deuten begann und darin ihre eigene Überlegenheit sah. Die Aufregung legte sich, als klar wurde, dass die Navigationsgaben genetisch verankert sind. Also denken die Tiere doch nicht, also sind sie hörige Sklaven der Gene. Mal sind die Zügel dieser Lenkung gestrafft, mal locker. Die Handlung eines Tieres ist selten durchdacht, nie Ausdruck eines freien Willens.

Stimmt das? Und wenn nicht, woher kommt der gegenteilige Eindruck?

Zuckenden Fluges schwirren Libellen am sonnigen Ufer des Baches: große Augenkugeln am breiten Kopf, ausgestreckter Stab des Körpers, metallic schillernde Haut und Flügelfarben, sorgloses Treiben.

Bedenkt man jedoch, dass Libellen acht, höchstens zwölf Tage haben, um das Geschäft ihres Lebens zu vollenden, erscheint ihr Verhalten geradezu überschwänglich. Zuerst lösen sich die Männchen von der morgendlichen Starre und suchen am Ufer günstige Wartestellen. Jeder belegt ein kleines Revier, jagt Beute, greift Rivalen an, verteidigt seinen Tagesbesitz. Die Weibchen erwachen

später und nehmen alles gelassen. Erst wenn die Sonne höher steigt, werden sie fluglustig. Statt sich um Besitzerwerb zu kümmern, schweifen sie weit vom Wasser weg auf der Jagd nach Beute und wir begegnen ihnen sogar auf Waldlichtungen. Allmählich reift auch in ihnen so etwas wie Pflichtgefühl, und sie nähern sich dem Bach. Fliegt ein Weibchen in das Revier eines Männchens, so kommt es, wenn beide in der rechten Stimmung sind, zu einer Paarung. Nach werbendem Flug fasst das Männchen die Partnerin zärtlich am Rücken, als ob es ihr etwas zuflüstern will. Nun, statt sich am Hinterleib zu verschmelzen, wo ihre Geschlechtsöffnungen liegen, wird eine bizarre akrobatische Übung ausgeführt. Das Männchen hält das Weibchen fest und krümmt dabei seinen Leib zu einem Kreis zusammen. Eine merkwürdige Figur entsteht. Das männliche Organ der Spermaübertragung befindet sich seltsamerweise nicht am neunten, dem letzten Segment des Hinterleibes, wie die eigene Geschlechtsöffnung und die des Weibchens, sondern vorn am zweiten und dritten „Brustsegment“. Die Körperverrenkung dient zum Füllen dieses vorderen Spermareservoirs. Nach dieser Vorbereitung ist es paarungsfähig. Dann lässt es das Weibchen los. Es gleitet unter ihm ab, ihr Kopf nähert sich seinem Hinterleib, wo das Männchen es am vordersten Brustabschnitt erneut auffängt, allerdings mit Greifern des Hinterleibs. Das Männchen bleibt ausgestreckt, nunmehr ist das Weibchen mit den körperlichen Verrenkungen dran. Es schlägt seinen Körper nach unten, streckt dabei den Hinterleib so weit nach vorn, dass er in Kontakt mit dem männlichen Reservoir kommt. Etwa neunzig Sekunden verharrt das Paar vergessen in einer Radstellung, die das Kamasutra in den Schatten stellt. Nach dem Loslösen bleibt das Weibchen im Revier. Es steigt an einem Pflanzenstängel zum Wasserspiegel hinunter und versenkt seine Eier in das sanfte Grün. Das Männchen schaut aufmerksam zu. So hingegen ist das

Weibchen, dass es bis zu vierzig Zentimeter unter dem Wasserspiegel seine Eier einbohrt.

Manche Herde birgt ein schwarzes Schaf. Mitunter kommt es vor, dass das Weibchen einer Gattung, die regelmäßig ihre Eier unter dem Wasser einsticht, diese Arbeit über dem Wasser verrichtet. Solche Unverfrorenheit versetzt das Reviermännchen in Aufregung. Blitzschnell taucht es vor dem Kopf seiner Partnerin unter die Wasseroberfläche und schnellt heraus. Beschämt verschwindet das Weibchen im Wasser, und handelt von nun an „nach der Sitte“. (Portmann, „Das Tier als soziales Wesen“).

Wir hielten uns absichtlich bei den Einzelheiten auf. Vieles an dem Verhalten und den Organen hierzu erscheint irrational, schwerfällig, überflüssig. Doch selbst wenn man von den unvermeidbaren Fehlern der Interpretation absieht, die Komplexität der Verhaltensregeln weist auf eine üppige und durch widrige Umstände bis zum Nötigsten geschrumpfte Zweckmäßigkeit hin.

Instinkt ist im Gegensatz zur Handlung angeboren – er war es sicherlich nicht immer. Instinkt ist jeweils dort am Platz, wo der Gedanke keine Zeit mehr hat und schnelles Reagieren und Zurückgreifen auf einmal Bewährtes angezeigt ist. Instinktives Handeln ist wie alle Automatismen auf eine bestimmte Situation zugeschnitten. Außerhalb dieser Situation ist Instinkt grotesk, wie die Bemühungen eines betrunkenen Arztes, den Pulsschlag an der Armlehne seines Sessels zu ertasten. Doch in der Bedrängnis des Augenblicks, wo zum Denken keine Zeit bleibt und nur das schnelle Agieren die Entscheidungswaage noch beeinflussen kann, ist das automatische Handeln: Puls und Blutdruck messen, venösen Zugang legen, die Atmung unterstützen – lebensrettend. Als Insekten die Erde wohnlich machten, mussten sie mit ihrem winzigen Gehirn einiges ausprobieren, entdecken und festhalten. Sie entwickelten eine Vielzahl an Vorrichtungen und

Verhaltensweisen, erklimmen Bäume und überquerten den Erdball. Sie waren die ersten uneingeschränkten Herrscher des Festlands und der Luft, bis die Amphibien kamen, bis sie schließlich den Reptilien und dann auch den Vögeln weichen mussten. Nach dem Karbon erreichte ein Tausendfüßler nie wieder eine Länge von zwei Metern. Unter dem parasitären Druck in schrumpfenden Lebensräumen konnten sich Insekten ein langes Leben mit vielen Überlegungen nicht mehr leisten. Monate und Lebensjahre ihrer Ahnen reduzierten sich auf wenige, präzise Abläufe des Instinktes. So blieben einer Eintagsfliege wenige Stunden, um das Notwendige zu verrichten. Doch die Reliquien vergangener Größe bestehen in Form überflüssiger Organe und Verhaltensregeln weiter und bezeugen, was das Insekt einst war, wie vielseitig es lebte. Auch die kleinsten Insekten haben Gefühle. Sie lieben und hassen, sie leiden und ängstigen sich. Fühlen, erkennen und denken sind allgemeine Merkmale der belebten Natur.

Gehen wir nun aber zu dem eigentlichen Menschlichen über und dem, was seine einmalige Intelligenz ausmacht. Auch dieses ist tief in der Biologie verwurzelt.

—

TEIL IV

LEBENSPHILOSOPHIE

Wie tickt das Leben?

Wahrnehmung

Friede und Freude strahlt ein gesundes Baby aus. Es zappelt mit den Beinchen, streckt sich nach dem bunten Klapperzeug, verfehlt dieses knapp, lässt die Ärmchen fallen, lacht hell auf, beginnt von vorn. Noch ist es kein Greifen, eher ein Herumalbern und -stoßen, doch sind die einzelnen Bewegungen an sich unwichtig. Es werden nicht so sehr die Muskeln betätigt als vielmehr Raumvorstellungen geschaffen. Eine nach dem Spielzeug ausgestreckte Hand, die Spannung der Ziliarmuskeln, die Intensität der Farbeindrücke, ihre Verteilung zwischen den einzelnen Retinabezirken, Kopf und Körperhaltung, schließlich das Ergebnis – der greifbare Widerstand – verschmelzen. Es bedarf einiger Wiederholungen, bis die Steuerung zum Maß der Entfernung wird. Sobald dies erreicht ist, tritt die Handlung zurück. Ein Blick genügt. Man ist sich sicher, dass die Dinge, die man „vor seinen Augen“ hat, dort sind, wo man sie zu sehen glaubt, ohne zu wissen, woher diese Sicherheit kommt. Das Symbol, ein Lichtreflex auf der Netzhaut, verschmilzt mit der Deutung ehemaliger Handlungen zu einer Wahrnehmung.

Körperliche Objekte sehen wir im Licht der Sonne, nicht das Licht und nicht die Objekte selbst. Das Licht, dessen Intensität und Farbe wir dabei eigentlich messen, tritt in den Gestalten seiner Deutung hervor. Genauso ist es auch mit der Wirklichkeit bestellt. Wir sehen, riechen, tasten, fühlen, denken und phantasieren ohne die Handlungen zu bemerken, durch welche unsere Vorstellungen von dieser Welt hervorgebracht werden. Und doch ist jedes Sehen ein Deuten des Könnens und jedes Denken ein Haushalten mit

Tatkraft.

Weihnachten: frischer Schnee, eine von heiteren Sonnenstrahlen überflutete Straße, festlich gekleidete Spaziergänger, aufgeregte Kinder mit rosigen Wangen, bunte Verkaufsstände, es riecht nach leckerer Bratwurst und glasierten Äpfeln, gebratener Gänseleber und süßen Backwaren. Prüfen wir etwas genauer die Eindrücke. Alles, worüber wir verfügen, real verfügen, sind Lichtspiele auf der Netzhaut sowie das Empfinden der Lufttemperatur und der Feuchtigkeit. Es ist sogar zweifelhaft, ob die Gerüche, die unsere Nase kitzeln, wirklich von Gänseleber und Bratwurst stammen. Das Übrige ist hinzugedichtet. Nietzsche hätte „hinzugelogen“ gesagt. Wie ungerecht die letzte Behauptung auch ist, bei näherer Betrachtung erweist sich jedes „Objekt“ der Wahrnehmung als ein anhand weniger Zeichen im Kopf entworfenes Bild. Kein Trugbild an sich, doch auch keine unmittelbare Wirklichkeit, sondern eine Deutung.

Wahrnehmung ist eine „**Für-Wahr-Nehmung**“.

Weitblicken heißt weit zurückblicken, sagen Astronomen und meinen damit, dass uns das Licht der Sterne, das wir jetzt sehen, nach Millionen von Lichtjahren erreicht. Noch mehr trifft diese Aussage auf unsere Sinne zu, denn die Wahrnehmung der Wirklichkeit verdanken wir nicht so sehr dem unmittelbaren Kontakt als vielmehr einer langen Kette von einstigen Begegnungen. Jungfräulich ist das Empfinden nie. Wir blicken in die Welt durch das Vergrößerungsglas einer über vier Milliarden Jahre langen Geschichte, erkennen dabei Dinge (Bäume, Berge, Flüsse, Tiere, Farben und Beschaffenheiten), denen wir noch nie begegnet sind, weil uns die Abstammung das Verständnis in die Wiege legt.

Der Bestand des Wirklichen in unserer jeweiligen Anschauung ist winzig im Vergleich zu all dem, was unsere Bedürfnisse und Einstellungen aus dem Gedächtnis holen und hinzufügen. Die Reize

sind dabei nur noch Anlässe zur Konstruktion von Handlungsperspektiven aus dem verfügbaren angeborenen (riesigen) und erworbenen (vergleichbar bescheidenen) Erinnerungsschatz.

Wir halten die Wahrnehmung für einfach, sogar primitiv, weil sie uns keine Mühe kostet. Wir rümpfen die Nase vor den „banalen Sinneseindrücken“, die sich uns aufzwingen (man öffne die Augen – schon sind sie da), und kriechen vor ihrer Majestät, dem unnahbaren abstrakten Begriff. Dabei ist der Umgang mit diesem umso schwerer, je unreifer der darin versteckte Inhalt ist. Man sollte etwas klarstellen: die Perfektion der Wahrnehmung ist ungeheuer im Vergleich zur Unbeholfenheit des begrifflichen Denkens. Keine Darstellung, ob mündlich oder schriftlich, vermag die Bilder der „Wirklichkeit“ zu übertreffen oder sich diesen auch nur zu nähern, obwohl auch diese nur Deutungen von Zeichen sind. Im Bruchteil einer Sekunde bauen wir komplexe Wahrnehmungen fast aus dem Nichts auf. Wenige Striche des Meisters auf dem Papier genügen, um ein vertrautes Gesicht erkennbar zu machen. Das begriffliche Denken schleppt sich zuweilen wie ein Betrunkener, stolpernd und ohne eine klare Richtung. Wir haben noch viel zu lernen, bevor unser Denken die Perfektion der Wahrnehmung erreicht.

Vorstellung und Phantasie

Der Tisch, den ich vor mir sehe, ist eine Wahrnehmung. Schließe ich die Augen, besteht er als Vorstellung weiter. Weniger wirklich, weniger unmittelbar wird er dadurch nicht. Bei der Wahrnehmung prallt das Denken auf Reize und verfängt sich in diesen, zu deren Deutung gezwungen. Die Vorstellung durchdringt das Sichtbare, folgt den Wegweisern des Machbaren und ist eine um die gesamte Lebenserfahrung erweiterte Wahrnehmung. Die Wahrnehmung stellt die Oberfläche, die Vorstellung – die

Ausdehnung des Wirklichkeitsbildes dar.

So wie der Blick die Wahrnehmung an den Rand des Sichtbaren bringt, weit von der Stelle entfernt, an der wir uns gerade befinden, trägt uns die Vorstellung an die Grenzen des Machbaren oder des nur Denkbaren. Ohne Raketen erreicht Kepler den Mond und beschreibt von dort aus die Bewegungen der Planeten auf ihren Bahnen. Er fasst „das von ihm so Gesehene“ in einem Buch zusammen („Traum, oder die Astronomie des Mondes = Somnium sive astronomia lunaris“) zu einer Zeit, als die Menschheit noch nicht einmal fliegen konnte.

Je weiter die Vorstellung sich vom Unmittelbaren entfernt, desto weniger helfen die vorhandenen Reize, desto störender wirkt die Umgebung. Das Denken wirft unnötige Details ab, beschränkt sich auf das Wesentliche. Man meidet Ablenkungen, zieht sich zurück, schließt die Augen wie in **Trance eines Tagtraums**. Denken ist wie Tauchen. Phantasie hilft dabei in das Unbekannte und Unreichbare einzudringen.

Jedes Erkennen ist eine Synthese aus Wahrnehmung, Vorstellung und Phantasie. Während Wahrnehmung und Vorstellung sich streng an die Vorlagen halten, die ihnen Reize und Erinnerungen vermitteln, verwaltet die Phantasie ihre Inhalte frei. Sowohl unsere Wahrnehmung als auch unsere Erinnerung sind bruchstückhaft. Phantasie ist die Fähigkeit, die Lücken unserer Erfahrungen durch willkürliche Entwürfe zu schließen. Dabei muss das Entworfene in der Fortführung mit dem Bekannten übereinstimmen und schlüssige Messwerte ergeben. Stimmt das Ergebnis mit der Wirklichkeit überein, so handelt es sich um Eingebung und Heureka der Erkenntnis. Das Gegenteil davon ist die Einbildung.

Erkennen

Wie erkennt man Gegenstände, die man nicht berührt? Die ersten überlieferten Deutungen des Erkennens stammen von den Griechen der Antike. Sie entstanden zu einer Zeit, als man die Seelenwanderung ernst nahm. Wenn die menschlichen Seelen wandern können, warum nicht die Erscheinungen der Objekte? Wir nutzen heute das Wort Abbilder für diese „wandernden Erscheinungen“, ohne nachzudenken, was da eigentlich wandert und haben uns somit von der „Seelenwanderung“ unserer Vorfahren nicht weit entfernt.

Zunächst schien alles leicht verständlich. Die Gegenstände senden ihre Abbilder als exakte Kopien in alle Richtungen. Diese treffen auf die Sinnesorgane der Menschen, werden mit den Vorlagen einstiger Begegnungen verglichen und erkannt. Wir erahnen in der Ferne vage Umrisse. Näher angekommen, werden die Einzelheiten sichtbar. Die Details ordnen sich zu einem Ganzen, bis man sich erinnert, Ähnlichem schon einmal begegnet zu sein, bis man die Erscheinung erkennt. Jedes Erkennen ist zugleich ein Erinnern oder ein Zuordnen des Wahrnehmbaren zum Bekannten.

Das Erkennen feststehender Erscheinungen, die nur noch über die Vorlagen gelegt und verglichen werden müssen, genügte nicht lange. Die Theorie scheiterte schon an der Frage, wie die Zuordnung vom Sichtbaren zum Bekannten erfolgt, wenn das Wahrnehmbare keine Vorlagen in der Erinnerung hat? Woran erinnert man sich in einer neuartigen Situation? Muss alles Neue dem Erkennen verschlossen bleiben? Und was ist nicht irgendwie neu?

„Man kann nicht zweimal in den gleichen Fluss steigen“ – sagte Heraklit und brachte das Problem auf den Punkt. Die Agnostiker schlossen daraus auf die Unmöglichkeit, die Welt zu erkennen. Sie verneinten damit ihr eigenes Urteil. Die alltägliche Erfahrung

sprach eindeutig dafür, dass neuartige Gegenstände erkannt werden können, und dass Erkennen und Deuten erlernbar sind.

Als nächster wagte sich Platon an das Problem. Er ersetzte konkrete Abbilder durch den Begriff einer abstrakten Idee. Eine geistige Konstruktion entstand, die keine Entsprechung in der Wirklichkeit hatte, aber dennoch viele in ihren Bann zog. Dabei ging Platon wie folgt vor: Im Gegensatz zu den konkreten Begegnungen enthält eine Idee den Extrakt und das Wesen vieler verwandter Erscheinungen. Die Ideen existieren unabhängig vom Menschen und von den Objekten und sind hierarchisch entsprechend dem Grad ihrer Abstraktion geordnet. Der Mensch erhält mit der Geburt Ideen als unbestimmte und sehr allgemeine Erinnerungen. Diese sind keine Kopien und keine Vorlagen, sondern äußerst unvollständige Andeutungen. Bei der Gegenüberstellung mit konkreten Erscheinungen erinnert man sich an diese abstrakten Ideen und konkretisiert sie in seinem weiteren Leben bis in die Einzelheiten des realen Wirklichkeitsbildes.

Sowohl Platon als auch seine Vorgänger betrachteten somit die Abbilder als etwas ein und für alle Male Bestehendes. Die Unterschiede betrafen allein die Mechanismen ihrer Interpretation. Mit der Annahme einer angeborenen Vorahnung, die Vorlagen zur Wahrnehmung liefert, hatte Platon nicht einmal Unrecht. Als Eselsbrücke wirken seine Vorstellungen auch nach zweitausend Jahren weiter.

Vergessen wir für einen Augenblick die Seelenwanderung, Abbilder und Ideen. Lassen wir lieber statt der Worte die Kleider fallen, rennen den Abhang hinunter und tauchen in den „Heraklitischen Fluss“ ein. Mag das Wasser sich immer weiter von der Stelle entfernen. Die Luft, die Sonne, der Sand am Strand, selbst die Lage im Universum werden stets eine andere sein. Doch die eigene Bewegung, die uns zu und in das Wasser führt, sowie die

begleitenden Erlebnisse und Empfindungen sind das Gleichbleibende an der Situation und können als eine sichere Erkenntnis mitgenommen werden.

Heraklit hatte recht, man kann nicht zweimal in den gleichen Fluss steigen, aber (und hier sind wir ihm voraus), man kann es zweimal auf die gleiche Weise tun.

Es gibt keine festen Abbilder (woher sollen diese auch kommen und woraus bestehen?), wohl aber Deutungen eigener einst begangener Handlungen. Dem Leben wird nichts von der Physis als fertige Vorstellung geschenkt, es muss alles allein ermitteln und zu den Gestalten von Wahrnehmungen umdeuten.

Das Erkennen ist das Entwerfen von Gültigkeitsgrenzen des eigenen Könnens. Das Handeln stößt auf Widerstand und nimmt ihn wahr. Die Grenzen des Widerstands ergeben Umrisse. Umrisse formen sich zu Räumen und Objekten. Die Welt wird in den Bezugsgrößen unserer Handlungsfreiheit erkannt. Die Gegebenheit ist eine Eigenheit der Wirklichkeit, die gleichen Handlungen gleichen Widerstand bietet und somit in Symbolen der Abstufungen des Widerstandes als eine aus der Tat resultierende, als eine **Tat-Sache** beschrieben werden kann.

Abbilder

Abbilder sollen Interpretation einstiger Handlungen sein? „Absurd.“ Sieht man nicht Abbilder real auf der Wasseroberfläche, im Spiegel an der Wand, schließlich auf der Photographie. Sind diese Spiegelungen etwa nicht echt? Sind sie etwa willkürlich und frei beeinflussbar?“

Die Lichtspiegelungen sind real, und entsprechen denen im Augengrund. Nicht real und unvergleichbar sind die Interpretationen. Die Lichtbrechungen lassen sich in jedem Punkt des Raumes exakt messen und definieren. Dennoch beim Durchstreifen des

gleichen Punkts auf dem Spaziergang im Greenwich Park sehen und erkennen Newton, sein Hund und der Hundefloh im Fell völlig unterschiedliche Dinge. Nicht Symbole, sondern deren Interpretationen sind entscheidend.

Dies wird umso deutlicher, wenn man die Sprachen betrachtet, deren Symbole nicht gegeben sind, sondern willkürlich gesetzt werden. Welcher Sprachgruppe diese angehören? Wie sind diese ausgedrückt – in Buchstaben, Morsezeichen, Bitfolgen, elektrischen Stößen oder gar in Lichtwellen der Glasfasern – spielt es für die Inhalte irgendeine Rolle?

–

SYMBOLE, INHALTE, SPRACHEN

Die Wahrnehmung bindet die Deutung an die Oberfläche des Seins. Die Sprache fügt sie in die sozialen Gepflogenheiten ein.

„Du warst kaum vier Tage bei mir! Obwohl wir uns so lieben! Sollten wir uns nicht wiedersehen, fällst du in der Entscheidungsschlacht, dann bleibt mir der Stolz, deine Frau gewesen zu sein, wenn auch nur für wenige Stunden. Sieg Heil!“ Das kam aus dem Rundfunk oder stammte aus der Zeitung. Es war „die Sprache der Zeit“. Man bediente sich ihrer „gehobenen Ausdrucksweise“, um Außerordentliches zu unterstreichen und machte unwillkürlich aus einem intimen Brief eine makabre Werbung für einen mörderischen Krieg.

Einen großen Teil sprachlicher Formulierungen übernehmen und reichen wir ohne nachzudenken weiter. Hin und wieder wird uns klar, dass wir das meiste vom Gesagten nicht recht verstehen. Wenn wir uns dann fragen, warum wir es dennoch sagen oder denken, so merken wir, dass wir es nur deshalb tun, weil die anderen es von uns erwarten und weil wir einen „richtigen Eindruck“

hinterlassen wollen. Was wir gewöhnlich für das Denken halten ist ein bloßes Wiederholen fremder „Weisheiten“. Zum Verstehen und wirklichen Denken gehört viel mehr. Entscheidend ist nicht, ob man Worte nachsagen und „wie es sich gehört“ kombinieren kann, sondern wie man zu dem Inhalt gelangt: durch ein Erlebnis, eine Vorführung, durch eine Definition oder nur vom Hören und Nachsprechen.

Das Evangelium nach Johannes sagt: *Am Anfang war das Wort*. Doch selbst wenn diese Aussage zutreffen sollte, dann war es ganz gewiss das falsche Wort! (Man liegt nun mal immer falsch oder zumindest unvollkommen am Anfang). Wie dem auch sei. Menschen wiederholen gern griffige Phrasen und machen fremden Unverstand zum eigenen. Der Kopf ist voll von nicht hinterfragten Zitaten, Sprüchen, „Weisheiten“. Es ist erheiternd und ernüchternd zugleich, die Schubladen seiner arglos übernommenen Vorstellungen zu durchstöbern und auf Realitätssinn zu prüfen.

– *Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln*. Was aber ist die Politik? Wozu kann man dabei die Mittel des Krieges gebrauchen? Warum muss man Politik bis zum Krieg fortsetzen? Sind Nachrichten, Wirtschaft, Theater nicht ebenfalls eine Fortsetzung von Politik mit anderen Mitteln? Soll demnach der Krieg nicht ebenfalls eine Fortsetzung des Theaters mit anderen Mitteln sein? Irgendwie schon, allerdings zündet die letzte Phrase nicht, obwohl sie heutzutage eher als die obige zutrifft.

– *Die antiken Bauten sind dauerhaft, weil die einstigen Meister den Mörtel durch Zugabe von Eiern, Quark und Molke verbesserten*. Wie viele Eier sind für einen Betonmischer nötig, damit ihre bindende Wirkung auf die Sandkörner und Steine spürbar wird? Wie viele Betonmischer braucht man zum Errichten eines Hauses, einer Stadtmauer, einer Brücke? Wo findet man die dafür benötigten Lebensmittel? Woher nahm man diese damals?

– Die „Demokratie“ ist die bestmögliche Regierungsform, weil diese die Macht des Volkes direkt umsetzt. Wer ist aber das Volk? Wie übt es Macht aus? Was macht es besser? Etwa das vom Nationalsozialismus so sehr gepriesene gesunde Volksempfinden? Was daraus wurde, spürt man bis heute.

Von Sokrates` Hinrichtung bis zum Korea- und Vietnamkrieg, arabischen Frühling, Präventivkriegen in Jugoslawien und gelenkten Libyenauftänden – vielfältige Quellen und Ausgrabungsfunde belegen rituelle Menschenopfer des Kultes der „Demokratie“. Enttäuschung und Empörung folgen. Und? Ändert sich etwas an ihrer Selbstpräsentation? Lernt man daraus?

Der Sprachgebrauch vermittelt uns Redewendungen und mit ihnen Schätzungen, Einstellungen etc... Die Phrasen hängen oft in der Luft und leben unabhängig von ihrem Inhalt. Der kopflos nachplappernde Charakter der Sprache macht sie zur Virtual Reality einer „Vor-Computer-Zeit“. Bewegungen darin haben nicht direkt etwas mit der Wirklichkeit zu tun, wohl aber mit Eindrücken, Annahmen, Fehldeutungen, Missverständnissen aus der Vergangenheit (jedoch nicht der eigenen, sondern der uns unbekannt Menschen). Solange wir uns nur im Virtuellen bewegen und bei Wortkonstruktionen bleiben, scheint die Welt heil. Stolpert man jedoch über ein Hindernis, das nirgendwo vorgemerkt wurde, wird man stutzig, ist aber noch nicht weiter besorgt. Die Menschheit, die Wissenschaft weiß alles und hat für jede Anomalie eine Erklärung. Die Bibliotheken sind voll von Wissen zu allen Fragen des Lebens. Man braucht nur hineinzuschauen. Tut man es, begibt man sich auf die Suche nach Antworten, so ist man entsetzt. In keinem der Werke lässt sich auch nur annähernd eine Erklärung finden. Man findet viele Bücher, Seiten über Seiten, doch alle zu etwas anderem und keine Antworten zu dem, was man gerade sucht. Das Bücherregal zuhause erweist sich als winzig, die

Stadtbibliothek als zu klein. Erst hier beginnt die eigentliche Arbeit, der Kopfschmerz des Zweifelns, die Mühen des eigenständigen Ordners und Verstehens, aber auch der Aufstieg in das reale Universum des Machbaren, das sich hinter den Namen und Phrasen ausbreitet.

Phrasen jenseits von Inhalten führen nur in die Irre.

– *Alles Geniale ist einfach!* – Wieso eigentlich? Wenn es auf die Einfachheit ankommt, warum steigt ein Einfaltspinsel nie, weder in Wort noch Tat, zu einem Genie auf?

Weil das Geniale (anders als alles Banale und Platte) „**einfach gelingt**“.

Einfach wird dabei im Sinne von „überhaupt“ gebraucht und hat mit Leichtigkeit nichts zu tun. **Die Machbarkeit des Gelingens ist die Visitenkarte des Wahren und Großen. Komplexität und Schwere zeichnen das Misslingende und Problematische aus.**

Ist das Banale nicht einfacher, leichter einzusehen und auszuführen? Was macht es für einen Unterschied, ob sich die Sonne um die Erde dreht, wie jeder es mit bloßen Augen feststellen kann, oder ob die Erde die Sonne auf unsichtbaren Bahnen umkreist, wie die Sternenforscher es behaupten? Für den Wanderer auf einer staubigen Straße im Mittelalter – keinen, für den Piloten einer Raumsonde sehr viel. Doch selbst ein Uhrmacher, der seine Stube nie verlassen hat, kommt ohne die richtigen heliozentrischen Vorstellungen nicht aus, sobald er die Zeiträume exakt festhalten will. Haltet euch an das Wahre. Nicht weil es „ehrenhafter“ ist, oder weil Wahrheit verpflichtet (wie auch?), sondern weil es leichter ist, der Wahrheit zu folgen. Im Gewirr der Verfehlungen und Fehldeutungen gibt es nur wenig Sinnvolles. Unendlich viele Irrwege bleiben erspart, wenn man sich an die wahren Inhalte, statt an die Namen hält.

Inhalte und Namen

Der Name (z.B. *Supercalifragilisticexpialigetisch*) ist das Markanteste und das Entbehrlichste an einem Begriff. Mehrere Wiederholungen sind erforderlich, bevor man den Zungenbrecher behält. Anders ist es, wenn man Inhalte aus Erlebnissen schöpft. Die Wahrnehmung hinterlässt auf einer Entdeckungsreise Orientierungshinweise. Neuartiges und Beeindruckendes wird dabei in banalen Zeichen festgehalten. Eine Pyramide aus Steinen, ein abgebrochener Ast, ein Kratzer in der Felswand wecken Erinnerungen und zeigen dem Eingeweihten etwas anderes als sich selbst. Der Kratzer hier deutet auf eine Grotte, der Steinhaufen dort verweist auf einen Pfad zum Wasserfall. Für den, der ihre Bedeutung kennt, sind sie „Inhalte“ und bedürfen keiner weiteren Erklärung. Wer allerdings nicht über entsprechende Erfahrungen verfügt, benötigt den Umweg über eine anschauliche Definition.

Die Bewegungen des Denkens, gleich denen des Körpers, spielen sich im Gegebenen ab. Ob dieses Gegebene klar und farbenfroh oder verzerrt und fade ist, liegt an dem Reisenden. Verstehen bedeutet Worte auf das Vorstellbare, Greifbare, Machbare zu prüfen und in die eigene Haltung einzubinden. Das Denken darf sich nicht bloß in Bezeichnungen bewegen. Im Gegenteil, das Denken muss sich, um der Inhalte sicher zu sein, zunächst gänzlich von den Bezeichnungen lösen. Man soll so denken als würde man etwas vorführen, als würde man es vor allen Augen geschehen lassen. Man erlernt eine Sprache wie man Handeln lernt. Und die Werkzeuge des Berufs und sozialer Einrichtungen sind die wichtigsten pädagogischen Instrumente. (Pädagogik bedeutet altgriechisch immerhin Herumführen der Kinder.) Man kann Autofahren nicht vom Hörensagen oder aus Instruktionen lernen. So bleibt uns trotz aller Sprache und Erklärungen all das verschlossen, wozu uns unsere

Arme und Beine keinen Zugang schufen. Die Intelligenz geht von den Fingerspitzen in den Kopf. Jedem **Be-greifen** geht ein **Greifen** voraus.

Noch legen wir zu viel Wert auf das bloße Wort. Zu Unrecht. Welche besonderen Worte waren es, mit denen man die Atom- und Molekularlehre begründete? Wie denkt man all die Dinge, für die es noch keine Worte gibt? Wie spricht man diese Dinge aus? Und wozu braucht man Denken, das nichts Neues bringt?

Worte sind Namen für Inhalte. Menschen sprechen oft in gleichen Worten über Grundverschiedenes. Das Wort Paris, bedeutet für einen Chinesen, der sein Land niemals verließ, etwas Anderes als für einen Pariser und umgekehrt. Beim Einkaufen oder auf der Straße erleben wir „Sprachgenies“, die ohne geringste Verlegenheit Tausende von Worten aus verschiedenen Lebensbereichen abfeuern. Kein Thema ist ihnen zu schwer, vor keinem Gegenstand machen sie halt. Man hüte sich vor der Versuchung, sie zu verstehen. Je weniger man sich unter einem Symbol vorstellen kann, desto leichter fällt es einem, mit ihm umzugehen, desto nahtloser reihen sich Worte aneinander und ergeben dennoch keinen Sinn. Wiederum, wer klar denkt, muss nicht glatt sprechen können, oft genau im Gegenteil, aber er tut es anschaulich, als würde er ein Experiment vorführen. Jemanden verstehen, heißt ihm folgen können, folgen in die Welt, die hinter den Worten liegt. Die Kunst der Darstellung besteht darin, einzelne Worte überflüssig zu machen, damit jeder aus den Bezeichnungen hinaustreten und sich in der vordersten Wirklichkeit real bewegen kann, über Felsen springen und lachen, den Schmutz und Seetang des Banalen am Fuße bezwungener Klippen zurücklassen, sich über die jeweiligen Aussichten freuen, dem Begleiter für die Route und stützende Hand dankbar sein.

Alle Wege führen zusammen

Der Arzt Omar Khayyam entwickelt die Algebra und Binom-Geometrie, baut ein Observatorium und erstellt einen Sonnenkalender, der an Genauigkeit den Gregorianischen überragt. Nebenbei schreibt er Vierzeiler zum Thema Lebenssinn. Tausend Jahre später bringen ihm diese Vierzeiler Ruhm. Zu seiner Lebenszeit entgeht Omar Khayyam wegen eben dieser Verse knapp der Steinigung. Der Theologe Newton hinterlässt Lehren zur Chemie, Physik, Optik und Himmelsmechanik. Der Philologe Nietzsche übt sich in Lebensphilosophie. Ernst Mach schreibt Bücher über die Grundlagen der Mechanik und betrachtet letztere als einen ausgestreckten Lebensarm.

Stellung, Bildung und Lebenslauf dieser Menschen könnten kaum gegensätzlicher sein. Dennoch berühren sie einander in den Schlussfolgerungen ihrer Weltanschauungen. Woher dieses Zusammentreffen irgendwo in einer unsichtbaren Mitte, obwohl sie jeweils andere Ziele verfolgten?

Jeder Erkenntnis liegt das Leben zugrunde. Das Leben baut das Fortschrittliche aus dem Einfachen und übernimmt das Bewährte. Diese Übernahme und der Selbstbezug führen dazu, dass in äußerlich verschiedenen Vorgängen Gemeinsamkeiten auftauchen, gleich aus welcher Richtung man sich der Wirklichkeit nähert.

„Die Wahrheit liegt in der Mitte“ – stimmt! Nur meint der Spruch nicht die Geometrie. Die Mitte der Wahrheit ist der Bezug auf das Leben. Wohin die Erkenntnis sich auch bewegt, Ausgangspunkt und Ziel sind immer die gleichen – das Leben, das sich von der Physis emanzipiert. Um diese Achse dreht sich die Welt.

Was wir über die Welt wissen sind reine Interpretationen unserer aktuellen Möglichkeiten sich in dieser zu behaupten. Alle Gegenstände gehören hierzu. Ihre Form, Ausdehnungen, Festigkeit etc.,

sind nichts weiter als Deutungen. Für einen Autokatalysator ist die Welt – Substrate in seiner Umgebung, die er umbilden kann. Für ein Virus begrenzt sich die Vorstellung der Außenwelt auf die Andockstellen des Wirtes, über die er in sein Inneres eindringen kann. Der Rest des Universums stellt für ein Virus ein gesichtsloses Grau dar. Für das Tier ist die Welt – das Territorium seiner Verwirklichung. Für den menschlichen Geist – die Tiefe des erfassten Alls. Menschen sehen nun mal die Wirklichkeit durch das Vergrößerungsglas einer geistigen Tätigkeit. Alles, was jeder Einzelne erlebt und findet, kommt im Bewusstsein auf den Labortisch des Verstandes und wird verarbeitet. Aus einzelnen Vorstößen, muss ein geschlossenes Weltbild erschaffen werden. Die Anstrengung, die das Leben für einzelne Vorstöße verwendet, bietet Übersetzungshilfe für Resultate einzelne Messungen. Diese, sofern vom Leben erbracht, müssen übereinstimmen, gleich was und womit gemessen wurde. So werden alle, auch entgegengesetzte Bestrebungen zu einer Mitte gebracht. Das Gesetz der Energieerhaltung beschreibt nichts weiter als eben das. Ernst Mach hat es in seinem Buch „Die Mechanik in ihrer Entwicklung historisch-kritisch dargestellt“ wunderbar beschrieben. In der physikalischen Welt gibt es keine Energieerhaltung, so wie es keine abgeschlossenen Systeme gibt. Geschlossen sind allein unsere Modelle, da sie auf eigenes Können begrenzt sind (und oft von einem konkreten Standpunkt ausgehen). Der Standpunkt und Horizont des Eindringens ändern sich mit der Entwicklung. (Wir werden es in dem Abschnitt PHYSIS noch genauer erläutern.)

Beim Übergang vom Virus zum Mikroorganismus, vom Einzeller zum Tier, vom Tier zum Menschenaffen, bei der Veredelung des menschlichen Körpers durch Kultur oder Früchte des Geistes ändert sich das Wirklichkeitsbild auf eine Weise, die es unvergleichbar zu den Vorstufen macht. Dennoch betreffen die alten und

neuen Anschauungen die absolut gleiche Wirklichkeit. Die Umbrüche in den Vorstellungen machen das Verstehen des Neuen schwer. Das Alte ist hinderlich und muss zerstört (umgeworfen) werden, obwohl es sehr lange dienlich und nützlich war. Nicht umsonst wählte Kopernikus für sein Buch den Titel: „**De revolutionibus orbium coelestium.**“ Ein Ende der geistigen Revolutionen ist nicht in Sicht und kann es nicht geben.

Doch nicht so!

„Hat er ein schlechtes Gewissen, dass er sich rechtfertigen muss?“

Beim Lesen der Werke einstiger Denker wird man den Eindruck nicht los, es ginge ihnen vor allem darum, sich zu rechtfertigen. Die meisten ihrer Argumente kreisen nicht um das „was ist“, sondern um das „was nicht ist“. Genau genommen, um das, was falsch an dem war, was vor ihnen gedacht, geschrieben und getan wurde. Erst nach einer umfassenden Widerlegung kommt es zu einer kurzen Klarstellung, wie es richtig sein sollte.

Aus heutiger Sicht erscheint solch ein Tauziehen merkwürdig und vor allem ermüdend. Muss man denn all diesem langatmigen Zeug folgen? Was gehen uns die naiv verschrobenen Vorstellungen der Vorfahren an. Wir wollen das Eigentliche! Mathematik, Algebra, Geographie und Physik werden in der Schule in klaren Sätzen ohne Reverenzen vor der Vergangenheit dargestellt. Warum nicht gleich so? Wozu all diese Umwege, Rückblicke und Kniefälle vor dem Überholten?

Dem aufmerksamen Leser ist bestimmt aufgefallen, dass wir ebenfalls bei den Rechtfertigungen vor dem Bisherigen angelangt sind und genau das Vorgehen wiederholen, gegen das wir am Anfang aufbegehrten. Wahrscheinlich geht es nicht anders. Das Leben interessiert sich nicht so sehr für das Richtige, sondern für das

Bessere. Vieles ist richtig ohne gleich die ganze Wahrheit zu sein. Das jeweilige Bild von der Wirklichkeit wurde durch die vergangene Tätigkeit erschaffen und ist stets eine Annahme und Fehldeutung zugleich. Vermutungen, die uns voranbringen, werden für richtig gehalten, was sie in den geltenden Grenzen auch zweifelsfrei sind. Erklärungen durch Gott, Teufel, Feuer reichen am Anfang aus und werden von der Mehrheit akzeptiert, solange sie das Weiterleben nicht sonderlich stören. Das Leben steht jedoch nicht still. Die Ausdehnung einstiger Erfahrungen auf Gebiete und Zusammenhänge, wo diese nicht wirken, macht deren Schlussfolgerungen unbrauchbar und das Beharren darauf falsch. „Das ist so“ des Neuen lässt sich darum nicht geradeaus aufstellen, geschweige denn, vermitteln, sondern muss zunächst als das Gegenteil des Alten „So ist es nicht – so geht es nicht“ – ab hier gilt es nicht – durchdacht und präsentiert werden.

Jeder ersten Bejahung ist eine Ablehnung des Einstigen vorangestellt. Mit dem Schlechtmachen hat es nichts zu tun. Das Alte ist nicht falsch, es ist wie jede Annäherung in bestimmten Grenzen gültig. Das, was wir heute für absolut logisch halten, entpuppt sich morgen unweigerlich als eine äußerst peinliche Fehlinterpretation.

Nebel der (Un)Logik

Eine zerkratzte Schallplatte auf dem Grammophon oder eine CD im Computer bleiben an einer schadhafte Stelle stehen. Dabei kann der Fehler winzig sein, ein Wort oder eine Bitfolge betreffen. Ginge es ums Leben, würde ein solches Stolpern den Tod bedeuten, selbst wenn alles Notwendige noch reichlich vorhanden ist. Damit kein Abbruch droht, müssen Lebensprogramme auch bei größeren Fehlern die verbliebene Information umsetzen können. Moderne Elektronik trägt diesem Umstand Rechnung, lässt den mangelhaften Abschnitt aus und liest unbekümmert weiter. Dabei

entstehen Sprünge in Bild-, Ton- oder Farbübergängen, die zum Beispiel beim Abspielen eines Kinofilms oder einer Musikkomposition unangenehm stören. Spezielle Programme schaffen Abhilfe. Ohne zu wissen worum es geht, die Originalsequenzen gingen ja verloren, schneiden diese Programme das verbleibende Material so zurecht, wie es halt gehen könnte. Zu den bestehenden Verlusten werden weitere zugefügt. Die Mängel werden dabei unsichtbar. Man schaut sich den neuen Zuschnitt an, folgt der Melodie und kann keine Widersprüche erkennen.

Das Leben hat solche Korrekturhilfen lange vor der Informatik entwickelt. Die Informationen des Lebens sind niemals komplett. Damit die Wahrnehmung nicht abgehackt wirkt, werden Lücken ausgeblendet, schadhafte Stellen übersprungen oder mit Erfahrungswerten und Annahmen gefüllt. Das Entstehen eines zusammenhängenden Wahrnehmungs- oder Vorstellungsbildes, das Abrunden von Kanten und Schließen von Löchern in der Vorstellung ist die Aufgabe der Logik. Die Logik ist nicht wahr, sie ist in den Grenzen des Verfügbaren folgerichtig. Logik ist unter Umständen sogar ein Feind der Wahrheit. Der Folgerichtigkeit wegen schneidet die Logik alles weg, was die Gleichmäßigkeit stört, als würde es diese nicht geben. Solches Amputieren geschieht öfter als man denkt.

Der Kopf hat keine Augen im Nacken. Doch unsere Augen erkennen kein schwarzes Loch, das an dieser Stelle klaffen müsste. Wenn wir springen, springt nicht das Bild um uns, obwohl es genau das ist, was wir sehen müssten. Die Logik der Wahrnehmung korrigiert diese Sprünge automatisch. Wenn man dagegen mit dem Finger auf den Augapfel drückt, wackelt das Außenbild, weil keine vorgefertigten Programme diese Situation korrigieren. Dabei bleibt man bei diesen Bildschwankungen selbst unbeweglich. Wenn der rechte Arm fehlt, bedient man sich des linken Armes.

Fehlt ein Bein, stützt man sich umso mehr auf das verbleibende. Im Denken ist es ebenfalls so. Wenn das Gedächtnis hinkt, ruft man die Logik zu Hilfe, die das Verbleibende zurechtrückt (bzw. -schneidet). Können Alzheimer Patienten logisch sein? Und wie! Auf die Frage: „Wie alt sind sie?“, antwortet ein Dementer nicht mit: „Ich weiß nicht“, sondern erwidert schmunzelnd: „Raten sie mal“. Auch Schizophrenie und Wahn sind bestechend logisch: „Ich weiß, dass es Paranoia ist, aber diese kommt auf, weil sie hinter mir so unverhohlen her sind“. Die gut gemeinte Aufforderung, man solle logisch denken, ist in Bezug auf die Wahrheitsfindung oft naiv. Dummheit, Scholastik oder Weisheit bedienen sich gleichermaßen der Logik. Innerhalb ihrer Überlegungen sind die einzelnen Konzepte schlüssig. Was logisch ist, muss weder wahr noch sinnvoll sein. Nicht die Logik, sondern die Freiheitsräume bestätigen die Wahrheit. Der Unterschied zwischen Weisheit und Dummheit, Eingebung und Wahn besteht darin, wie man mit den Tatsachen umgeht. Wahn und Dummheit scheren sich nicht um Tatsachen, wenn diese ihre Logik stören und können daher widersprechende Fakten weder hinnehmen noch nutzen. – Es kann nicht sein, weil es nicht sein darf – ist das Hauptargument. Die Weisheit klammert sich an Tatsachen, um die Trugbilder zu kippen. Man will nicht bloß spitzfindig denken, man will sich ungehindert in der Wirklichkeit bewegen und sich des real Gegebenen sicher sein.

(nicht) Gegebene

Wir empfinden die Welt als gegeben und beschreiben diese Eigenschaft mit dem Wort „wirklich“. Die Welt ist wirklich, weil unsere bloßen Meinungen an den Gegebenheiten der Welt nichts ändern. Umgekehrt, es ist die Wirklichkeit, die unsere Empfindungen und Wahrnehmungen formt. Prüfen wir jedoch das uns Bekannte, so

stellen wir fest, dass alle unsere Wahrnehmungen, Vorstellungen und Gedanken von der Wirklichkeit nicht die Wirklichkeit selbst sein können, dass sie unvollkommene Mittel zur Erfassung der Wirklichkeit sind. Was ist nun von unserer Wirklichkeitsauffassung wirklich oder gegeben, was ist wiederum eingebildet oder schlicht hinzugedichtet?

In den letzten zweitausend Jahren haben sich die Philosophen einiges einfallen lassen, um das Wirkliche vom Eingebildeten zu unterscheiden. Ähnlich wie bei den Entwürfen vom Perpetuum Mobile war man äußerst erfinderisch. Viele der geistigen Konstruktionen wirken bis heute.

Die lieb gewonnene Trennung in Objektives und Subjektives umschreibt das Problem in lateinischen Worten ohne weiterzuführen, da eine Einteilung in Objektives und Subjektives ausschließlich subjektiv erfolgt. Der Streit darüber, ob den Reizen bzw. den unmittelbaren Betrachtungen ein höherer Wirklichkeitswert als den abstrakten Vorstellungen zukommt, führt uns gänzlich ins Abseits. Sowohl unmittelbare Wahrnehmungen als auch „abstrakte“ Gedanken können täuschen. Die Ellenbogen, die den Kopf auf der Tischplatte stützen, vermögen nicht die Leere dieser Tischplatte zu spüren, in der auf enormen Entfernungen einzelne Atome schweben, ohne einander zu berühren. Doch der Kopf, der über Strahlungsphänomene nachdenkt, zieht das letzte Bild vor, obwohl seine Bestandteile: Kerne, Elektronen, Felder unsichtbar, ja im alltäglichen Sinne **unfassbar** sind. Der erklärende Gedanke hat im letzten Beispiel einen höheren Wirklichkeitswert als die Wahrnehmung, der die atomare Struktur entgeht. Was macht aber dann die Gewissheit gewiss?

Gewissheit

Die Einfalt glaubt, es gäbe etwas, das keine Deutungsschwierigkeiten, keine Missverständnisse zulässt, etwas, das objektiv, vom Betrachter unabhängig, wie ein vom Gerät angezeigter Wert ist. Es ist die Unkenntnis all der Annahmen und Unsicherheiten, die in den Begriffen „Temperatur“ oder „Schwerkraft“ stecken, die die Temperatur- oder Gewichtsbestimmung als etwas Einfaches erscheinen lässt. Ein zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit eingeschalteter Automat macht die Resultate nicht automatisch richtiger.

Jahrtausende sah man die Sonne untergehen und aufgehen. Das Gestirn glitt über den Himmel (alle Messungen, übrigens, bestätigten das, mit welchem Gerät auch immer), bis ein einziger Gedanke es zum Stillstand zwang. Seitdem dreht sich die Erde dem Sonnenantritt zu. Nach Aristoteles galt, dass kein Körper sich von allein bewegen kann, dass jede Bewegung einer bewegenden Kraft bedarf. Dann kam die Vorstellung der Trägheit. Seitdem bewegen sich die Körper, ohne bewegt zu werden, wie ein Bahnhof sich gegenüber dem Zug bewegt, ohne geschoben zu werden. Jahrelang war das Licht ein Fluidum, dann ein Teilchen, dann eine Welle, schließlich beides zugleich. Und was nun, hat sich die Wirklichkeit dadurch geändert? Die Wirklichkeit blieb gleich, unsere Vorstellung und unser Bild von ihr änderten sich dagegen grundlegend.

Jede Tatsache ist eine Deutung, jedes Wirklichkeitsbild ist eine Schöpfung. Alle Theorien sind Rechtfertigungen und das, was wir Resultate nennen, sind Ansätze.

Das Gesagte vereinfacht das Problem wohl kaum. Das war auch nicht unsere Absicht. Vielmehr wollten wir uns von dem Vorurteil lösen, es gäbe einen einfacheren, einen „Königsweg“ in die

Wirklichkeit: eine Autorität, eine Übereinstimmung, ein Gerät. Eine Garantie für die Richtigkeit kann es im Voraus nicht geben. Das, was eine Tatsache von einer Vermutung unterscheidet, ist nicht die Stofflichkeit des Erfassten und nicht die eingebilddete Gewissheit, sondern eine maximale Bewegungs- bei fehlender Interpretationsfreiheit.

Erklärung

Die zu einem Haufen zusammengetragenen Erkenntnisse stören, wenn der Gesamtüberblick verloren geht. Erklären heißt das Neue in Einklang mit dem Bekannten und Gegebenen zu bringen, damit sich daraus ein durchgehender Handlungsraum ergibt.

Vergilbte geographische Karten enthalten Inseln, die es nie gegeben hat, Fabelwesen verzieren eingerissene und abgenutzte Ecken des Pergaments. Die Umrisse der Kontinente sind ungewohnt. Dennoch sind die Einzelheiten irgendwie vertraut. Die Namen vieler Städte, Flüsse und Berggipfel kennen wir. Vor uns liegt die Welt des vierzehnten Jahrhunderts. Erklären bedeutet Auffinden ungeahnter Perspektiven aus einer widerspruchsfreien Zusammenstellung bekannter Tatsachen. Aus den heutigen Karten sind die Fabelwesen verschwunden, manche Kontinente sind ausgeradiert, andere neu eingezeichnet. Die Sammlerlust hat ihre Grenzen. Sind diese erreicht, so bleibt für Ausschweifungen kein Platz. Das Ordnen einzelner Erfahrungen zu Räumen, die man nicht direkt erfassen, sehen, fühlen, begehen kann, doch annehmen muss, um die einzelnen Messungen in Einklang zu bringen, ist der Schlüssel zur Erfassung der Welt. Ergibt die Länge eines Hauses von innen einen deutlich kleineren Wert als die Messung von den Außenwänden, so muss irgendwo eine Geheimkammer liegen. Lässt sich eine Winzigkeit, ein Teil der Erfahrung nicht in dem bisherigen Gefüge unterbringen, dann muss das Geltende

überprüft werden. Alles wird auf einmal unsicher. Die bisher angenommenen Ausdehnungen des Denkbaren werden verschoben, neue Umriss, Entfernungen erwogen, alternative Annahmen gemacht und überprüft. Ergibt sich eine neue Ordnung, die alle Einzelheiten einschließt, dann gilt das entworfene Bild. Bleibt man im Widerspruch gefangen, kommt man nicht weiter, dann wird die Prüfung fortgesetzt. Widerspruch ist nicht der Vater aller Dinge, Ansporn zur Erkenntnis und zum Verstehen ist er gewiss.

Verstehen

Zwei fremde Blicke, die auf ein und denselben Gegenstand gerichtet sind, ergeben zwei verschiedene Bilder. Der eine sieht blau, der andere rot. Die Biene sieht UV-Strahlen, die dem menschlichen Auge entgehen, der Mensch unterscheidet Farben, für die Bienenaugen blind sind. Darum glauben manche, dass jede Wahrnehmung einmalig ist (was im Grunde zutrifft) und es keine Verständigung zwischen Individuen geben kann. Das letzte ist allerdings ein großer Irrtum!

Die Wahrnehmungen des Menschen und der Fledermaus sind grundverschieden. Der eine sieht, was die andere hört. Dennoch bieten sie ihren Urhebern das gleiche Wirklichkeitsbild. Beide, der Mensch und die Fledermaus, bewegen sich frei im Raum und rennen weder Gegenstände noch Wände an. Der Grund für die Übereinstimmung ist einfach. Dort, wo die Wirklichkeit den Handlungen gleichen Widerstand bietet, treffen sich die Deutungen, ungeachtet der Symbole ihres Erfassens. Es ist unwichtig, mit welchen Mitteln die Umriss der Wirklichkeit abgetastet werden. Es ist belanglos, ob diese Umriss im Hören, Sehen oder Tasten festgehalten werden. Der Inhalt des Machbaren nimmt keinen Schaden davon. Nicht die Windungen des Gehirns und Anordnungen von Sinnesrezeptoren, sondern die Welt ist der Ort, an dem wir uns

verständigen. Die Basis dieser Verständigung (und des Verstehens) ist die Übereinstimmung und Reproduzierbarkeit des Widerstandes, den die Wirklichkeit gleichen Handlungen bietet.

Die Beständigkeit der Wirklichkeit gegenüber unseren Ansprüchen bewirkt, dass Raumumrisse sowohl den Fledermäusen wie den Menschen identisch erscheinen und es auch sind, dass ein gezeichnetes Dreieck in Tokyo wie in Paris, im 5. Jahrhundert vor Christus wie heute unmissverständlich gleich ist.

Doch wozu die Spitzfindigkeiten, wenn die Ausmessung des Raumes und des Dreiecks mit einem Gerät auf eine ganz bestimmte Weise und unabhängig von den Verwirrungen der Sinne durchgeführt werden kann? – Sancta simplicitas!

Einfalt des Faches

Werkzeuge, die zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit vermitteln, bereichern unsere Auffassung von der Wirklichkeit und verformen sie. Nietzsche hat das Philosophieren mit dem Hammer entdeckt und wirkungsvoll vorgeführt, die Scherben sind bis heute nicht aufgeräumt. Er verschwieg dabei das Wichtigste. Die gewonnenen Erkenntnisse fallen unterschiedlich aus, je nachdem, ob man die Wirklichkeit mit dem Auge, mit der Hand, mit dem Ultraschallscanner, Neutrinostrahl oder eben dem Hammer abtastet. Die Messinstrumente beeinflussen Umrisse, Struktur und Beschaffenheit unserer Vorstellungen vom Gegebenen, ohne dass das Gegebene dadurch anders wird. Glas ist hart für einen Holzstock und weich für einen Diamanten. Auf dem Bodyscanner sind Darm und Lunge durchsichtig, Muskeln aber nicht. Beim Ultraschallscanner ist es umgekehrt, weil Luft die Schallwellen nicht durchlässt. Der Gipsverband ist unter Röntgenstrahlen durchsichtiger als Muskeln.

Schauen wir mit den Augen durchs Fenster, so eröffnet sich uns

ein klares Bild hinter dem Glas, nicht aber hinter der Tapete an der Wand. Umgekehrt, die Röntgenstrahlen durchdringen mühelos die Tapete wie auch die Wand dahinter, nicht aber das bleihaltige Fensterglas. Das Fenster auf dem Röntgenbild bleibt schwarz. Massiv ist lediglich das, was für Werkzeuge undurchdringlich ist. Wird eines Tages ein Mittel gefunden, ins Undurchdringliche einzudringen, dann wird Festes auf einmal weich, unspaltbare Atome zerbröseln und die Materie zerrinnt zur flüssigen Energie.

Die Wissenschaft entdeckte Elektronen-, Röntgen- und Magnetstrahlen. Sie nutzte hierfür jeweils andere Geräte und erfasste die Ergebnisse in Messeinheiten der jeweiligen Werkzeuge. Infolge unterschiedlicher Ausdrücke zerfällt das Wissen von jedem Gegenstand in mehrere Ebenen: makroskopische, mikroskopische, chemische, atomare und die Teilchenebene. Obwohl sie alle im gleichen Objekt liegen, gibt es zwischen ihren Aussagen oft keinen Übergang. Die chemischen Reaktionen ergeben sich nicht aus atomaren Ereignissen und fließen nicht in makroskopische Formen von Gegenständen über.

Nun, ein Instrument mag vom Gegenstand abprallen, ein anderes dieses durchdringen. Solange es sich um den gleichen Gegenstand handelt, müssen die Ergebnisse ineinander überführbar sein, ohne dass die Wirklichkeitsauffassung darunter leidet. Man muss Licht riechen, die Zeit wiegen und den Raum hören können ohne jegliche Zauberei. Wir tun dies übrigens alltäglich und dazu auf vielfältige Weise. Wie entsteht schließlich eine Fotografie?

Die Reaktionen in einer fotochemischen Emulsion oder in einer Fotozelle unterscheiden sich nicht prinzipiell von den chemischen Reaktionen der Geschmacksempfindung. Was wiegt eine Sanduhr, deren Sandmenge die Zeit anzeigt? Was hört eine Fledermaus beim nächtlichen Fluge? Welche Bilder hört der Schallkopf eines Ultraschallscanners?

Betrachtet man die gegenwärtigen Anschauungen der Physik, Chemie, Biologie, Soziologie, Religion, die unabhängig voneinander existieren, so wird offensichtlich: Die Zeit wirklich großer geographischer Entdeckungen liegt erst vor uns. Die Ozeane zwischen den Kontinenten unserer Fachkenntnisse sind nicht ansatzweise überquert.

—

TEIL V

DIE WELT

(ohne Fachgrenzen)

An dieser Stelle angelangt, möchte ich zum Aufstand aufrufen. Im besten Sinne einer „Kopernikanischen Revolution“ soll das heliozentrische durch das vitazentrische Weltbild der Lebensphilosophie ersetzt werden. Die Revolte gegen den Flickenteppich unserer gegenwärtigen Betrachtungen ist längst fällig.

Das Leben ist das Maß aller Dinge. Die Wirklichkeit ist das, was auf eine bestimmte Weise in die Lebensprozesse eingreift. Die Welt ergibt sich aus den Abstufungen des Widerstands, den die Realität der Ausbreitung des Lebens bietet. Etwas anderes wissen wir von der Wirklichkeit nicht und können es nicht wissen. Mit welchen Instrumenten wir die Wirklichkeit auch messen, an dieser zentralen Schnittstelle, müssen die Ergebnisse einzelner Messungen sich vergleichen und ineinander lückenlos überführen lassen. Tun sie es nicht, so muss irgendwo ein Betrachtungs- oder Messfehler vorliegen.

Von dieser Forderung ausgehend, lade ich den Leser ein, die bisherigen Vorstellungen sowohl von der **unbelebten Welt** als auch der **Zivilisation** (einschließlich **Kultur, Natur, Wirtschaft** und

Ideologien) kritisch zu überprüfen und neu zu ordnen. Die Kapitel sind entsprechend fettmarkierten Stichwörtern geordnet. Mein Deutungsversuch erhebt keinen Anspruch auf Richtigkeit. Ich habe nicht genug Spezialwissen hierfür. Der Entwurf ist jedoch nicht als eine Lehre, sondern als Illustration des Prinzips gedacht. Das Modell soll provozieren, dabei die Widersprüche gegenwärtiger Vorstellungen verdeutlichen, hier und da Zugänge freilegen und vielleicht Andere anregen, den Weg für das Bessere zu ebnen.

PHYSIS

Raum und Materie

Was ist oben und was ist unten im Kosmos? Was ist fließend und was ist fest in der atomaren Welt? Wir teilen selbstsicher das Seiende in Stoff und leeren Raum, da unsere Arbeitsmittel in der Leere keinen Widerstand finden und an der Masse scheitern. Fest ist das, was sich (mit der Hand oder dem Werkzeug) fest anfasst. Gehen wir jedoch davon aus, dass flüssige Energie der Inhalt einer Materie ist, so lässt sich die Festigkeit der Masse nicht mehr so leicht begründen. Was verfestigt nun die Energie zur Masse? Wieso wird dabei Flüssiges fest? Wie kommt es, dass die Energie in der Materie auf Portionen von Teilchen verteilt ist und diese Portionen gleich groß und räumlich getrennt bleiben, statt beliebig zu- und ineinander zu fließen? Auffallend ist auch, dass die Unnachgiebigkeit der Materie, die man als Festigkeit bezeichnet, allein das Stoffliche und keine anderen Energiezustände (Strahlungen, Felder, Wellen etc.) betrifft. Was garantiert die räumliche Stabilität der Massen bei ihren Zusammenstößen und zwingt sie zum Abprallen voneinander?

Was, wenn umgekehrt, die Leere unnachgiebig prall, die Materie dagegen flüssig-formlos ist?

So abwegig ist dieser Gedanke nicht.

Wir haben uns daran gewöhnt, uns die Leere als „leer“ vorzustellen. Von der Antike bis zum 17. Jahrhundert war das anders. Die Denker von damals störte der Umstand, dass der Begriff der Leere nicht ausreichend den Raum zwischen den einzelnen Objekten erklärt. Nichts bedeutet nichts, hat weder Anfang noch Ende. Wenn zwischen den Punkten A und B absolut nichts liegt, dann handelt es sich um den gleichen Punkt. Leere lässt sich nicht messen – der Raum wohl. Um die Abstände zwischen den Objekten zu erklären, verwendete man früher den Begriff Äther. Man verstand darunter eine nicht näher definierbare Füllung, die zwischen kosmischen Gegenständen liegt und das Zusammenschmelzen der Objekte verhindert. Die messbare Größe dieses „trennenden Etwas“ ist die Entfernung. Raum wäre dann Äther mit der darin eingebetteten Materie.

Die Mechanik des 16.-19. Jahrhunderts beschäftigte sich vor allem mit den „festen“ Gegenständen, untersuchte ihre Wirkung aufeinander und konnte daher auf die Ätherfüllung verzichten. Der Raum war eben „leer von Objekten“, und wurde in die Formeln mechanischer Bewegungen als eine geometrische, nicht substanziale Größe aufgenommen. Andere Eigenschaften besaß der Raum demnach nicht. Diese Haltung wurde bis heute beibehalten. Die Kernspaltung hat die Körperlichkeit der Masse erschüttert. Die Festigkeit der sichtbaren Welt, die wir alltäglich erleben, war seitdem nicht mehr selbstverständlich. Eine Erklärung für den stabilen Bestand der flüssigen Energie in Form eines „festen“ Teilchens blieb jedoch aus. Dabei lässt sich der Äther zur Erklärung der atomaren Festigkeit verwenden. Gehen wir näher darauf ein.

Nehmen wir an, es gibt einen Äther, über den wir zunächst nichts weiter wissen, als dass er gegenüber Energie Druck und Elastizität

besitzt und den Raum ausfüllt. Kommt an einem Ort des Universums so viel Energie zusammen, dass sie den Ätherdruck übersteigt, so verdrängt die Energie den Äther aus dem Raum und nimmt seinen Platz ein. Mit dieser Verdrängung verdünnt sich die Energie umso mehr, je größeres Volumen sie einnimmt. Der anfängliche Kraftüberschuss geht bei der Ausdehnung verloren.

Wenn der äußere Ätherdruck und der Ausdehnungsdrang sich angleichen, entsteht ein Teilchen – ein Tröpfchen der im Raum zusammengepressten und so durch den Ätherdruck festgehaltenen Energie.

Die Energie wird nach Kondensation zu Elementarteilchen in diesen nicht eingefroren, sondern bleibt weiterhin wild, schwappt, dreht sich, zeigt Perturbationen und Wirbel, kann aber dennoch weder den Äther überwinden, noch von diesem plattgedrückt sein. Die Situation ist festgefahren und, falls nichts anderes hinzukommt, über längere Zeit bestehend.

Nur wenige räumliche Energieanordnungen lassen das Gleichgewicht eines stabilen Teilchens zu. Die Zwischenstufen sind labil. Die Umwandlung der Energie zu Masse erfolgt daher nicht allmählich, sondern sprunghaft von einem Zustand des Gleichgewichts zum anderen. Die Energie wird bei Massenumwandlungen in Raten bzw. Quanten abgegeben und angenommen, selbst wenn die Energie kontinuierlich zugeführt oder ausgestrahlt wird. Die Energie, die für Massenumwandlungen ungeeignet ist (für eine niedrige stabile Energiestufe zu groß, für eine hohe zu dünn) pendelt um den dauerhaften Zustand. Das Teilchen vibriert dabei und versetzt den Äther in Schwingungen gleich einem ins Wasser geworfenen Stein. Der Energieüberschuss wird an den Schwingungen des Äthers aufgebraucht und als eine Kugelwelle fortgeschleppt. Trifft diese Welle auf ein anderes Teilchen, so wird ihre Ausbreitung behindert. Die Welle wird örtlich abgebremst. Dort,

wo die Wellenfront einem Teilchen gegenübersteht, beginnt die Welle das Teilchen durch den Raum zu schieben. Sie wirkt in Richtung der maximalen Kraftübertragung. Bei einer isolierten Strahlungsquelle ist die Teilchenbewegung gleichmäßig geradlinig und radial. Sind andere Strahler beteiligt, so folgt das Teilchen dem zusammengesetzten Vektor und die Teilchenbewegungen werden gewunden. Wirken Wellen intermittierend auf das Teilchen, so kommt es zu fluktuierenden oder chaotischen Bewegungen.

Aus den obigen Betrachtungen ergibt sich: Äther ist (druck-)fest und gleichmäßig im Raum verteilt. Energie ist flüssig und ungleich verbreitet. Die Druckfestigkeit des Äthers ist endlich und gibt beim Überschreiten einer definierten Größe nach. Die Elastizität (bzw. der Grenzwert des Äthernachgebens) ist konstant und entspricht der Energiekonzentration, die erforderlich ist, um den Äther aus dem Raum zu verdrängen. Teilchen sind Tröpfchen von Energie, die den Ätherdruck (Elastizität) übersteigen, den Äther örtlich verdrängen und durch seinen Gegendruck im freigewordenen Raum festgehalten werden. Sobald der Ausdehnungsdrang des Teilchens und der Ätherdruck sich dauerhaft angleichen, wird das Teilchen geboren und bleibt stabil.

Das Verhältnis zwischen der Energiemenge und ihrer Dichte ist in einem bestimmten Teilchenvolumen nicht linear. Die Zufuhr der gleichen Energiemenge hat einen unterschiedlichen Anstieg des Innendrucks zur Folge, je nach Volumen und Konfiguration, das ein Teilchen besitzt. Die Bewegungen der Energie innerhalb des Teilchens (wirbeln, schwappen hin und her, stoßen gegen Außengrenzen) tun das ihre. Nur bestimmte „ausgeglichene“ Konfigurationen haben Bestand. Der Übergang zwischen diesen ist abrupt bzw. quantenartig.

Die gleiche Energiedichte in allen Abschnitten des Teilchens

aufrechtzuerhalten ist umso schwerer, je grösser das Teilchen ist. Mit Vergrößerung werden Teilchen instabil. Die Teilchengröße ist daher nach oben endlich. Mehrere nebeneinander liegende stabile Tröpfchen haben Vorzug vor einem großen „wackeligen Klecks“. Energien, die zur anhaltenden Verdrängung des Äthers und Teilchenbildung nicht ausreichen, versetzen den Äther in Schwingungen, verbrauchen sich daran und werden fortgeschleppt. Sie breiten sich radial vom Ort der Entstehung aus. Da die Elastizität des Äthers konstant ist, ist auch die Ausbreitungsgeschwindigkeit von Ätherschwingungen konstant, ungeachtet der Stärke ihres Impulses. Sie entspricht dem Kehrwert der Ätherelastizität und bestimmt die Lichtgeschwindigkeit im Vakuum.

Die elektromagnetischen Wellen sind typische Vertreter von Ätherschwingungen. Beim Aufprall auf Materie prallt ein Teil der elektromagnetischen Wellen ab (und bewirkt die Brownsche Abstoßung zwischen einzelnen Teilchen). Ein anderer Teil der Welle bindet sich an das Teilchen und beginnt, das Teilchen im Raum zu schieben. Hinter jeder körperlichen Bewegung stehen Mengenverhältnisse einwirkender Ätherschwingungen. Ruhe ist ein Sonderfall ausgeglichener Welleneinwirkungen auf materielle Objekte.

Die Bewegung von Objekten im Raum resultiert aus dem einseitigen Überschuss zufließender Energien. Je grösser dieser Überschuss, desto höher die resultierende Geschwindigkeit.

Die Steigerung der Geschwindigkeit materieller Objekte ist nicht unendlich. Um einen Körper bis zur Lichtgeschwindigkeit zu beschleunigen, müsste die ihn bewegende Energie einen Impuls erreichen, der den Ätherdruck übersteigt. Damit würde sie den Äther verdrängen und, anstatt den Körper durch den Raum zu bewegen, selbst zur Materie werden. Die Beschleunigung von Objekten wird bei einer fortgesetzten Energiezufuhr von Massenumwandlungen begleitet. Die stattfindende Zunahme der Masse limitiert

die Körperbeschleunigung (zum einen wird die Energie verbraucht, zum anderen die Masse erschwert). Im Vakuum ist daher eine Überlichtgeschwindigkeit nicht möglich.

Dualer Charakter des Lichtes

Wenn das Licht fremder Galaxien nach Milliarden von Lichtjahren unseren Planeten erreicht und die Atmosphäre durchdringt, ist es immer noch fähig, die Netzhaut im Auge des Menschen anzuregen, als käme es von einer brennenden Kerze, die wir in der Hand halten. Geht man davon aus, dass das Licht eine Welle ist und setzt man das Quadrat der Entfernung als Maß der Energieverluste an, so dürfte die angekommene Energiemenge der Sterne niemals ausreichen, um physikalisch-chemischen Reaktionen in der Netzhaut zu bewirken. Der Blick zum nächtlichen Himmel bestätigt das Gegenteil. Die Sterne leuchten hell ungeachtet immenser Entfernungen. Dem Licht wird daher ein doppelter Charakter zugeschrieben. Es soll sich als eine Kugelfront ausbreiten und verdünnen, jedoch als geballtes Bündel eines Teilchens, als Photon (Foton), ausgestrahlt und empfangen werden. Der Verstand kapituliert vor dem Versuch, denn genau genommen sind diese zwei Eigenschaften unvereinbar. Als Kugelwelle verliert das Licht an Intensität proportional zum Quadrat der Entfernung, als Teilchen behält es seine Größe, ungeachtet des zurückgelegten Weges. Was geschieht mit wachsender Entfernung von der Lichtquelle? Werden Photonen seltener im Raum verteilt? Wenn ja, wie soll das Licht eine Kugelwelle bleiben? Bilden Photonen wiederum eine geschlossene Kugelfront, wie können sie ihre Stärke in jedem einzelnen Punkt dieser Front behalten, ohne sich nach Entfernungen von Millionen von Lichtjahren bis ins Unendliche zu verdünnen? Sind Körperbewegungen Auswirkungen einer ankommenden Strahlung auf die Teilchen, wie es unser alternatives Weltbild

vorsieht, wäre das sonderbare Verhalten des Lichtes erklärlich. Ist die Lichtenergie beim Aufprall auf einen Körper zu schwach, geht sie in die kinetische Energie der Körperbewegung über. Der Körper beschleunigt sich allerdings nur geringfügig. Seine neue Geschwindigkeit ist im Vergleich zur Lichtgeschwindigkeit verschwindend klein, denn seine Masse ist enorm, wenn verglichen mit dem Impuls des ankommenden Lichtes. Das Licht wird umgekehrt durch Bindung an einzelne Teilchen des Körpers abgebremst und fast zum Stillstand gebracht. Die an das Teilchen gebundene Energiemenge kann darum von den nachfolgenden Wellen eingeholt werden. Reicht die Lebensdauer der Lichtquelle aus, so summiert sich die dem Teilchen zufließende Energie, bis ihre Menge ausreicht, um als „Photon“ chemische Reaktionen auszulösen. Die Entfernungen und der Zustand der Verdünnung der elektromagnetischen Energie spielen dabei keine Rolle. Das Licht „wirkt“ wie ein Quantum, sobald die ankommende Energie eine kritische Größe für eine Umwandlung erreicht.

Abstoßung der Schwerkraft

Aus dem sichtbaren Zueinanderstreben von Körpern (der Apfel fällt auf die Erde, Planeten kreisen um die Sonne und umeinander, statt wegzufiegen) ist schnell die Schlussfolgerung gezogen: Die Körper ziehen sich entsprechend ihren Massen gegenseitig an. Je weiter man jedoch den Gedanken spinnt, desto schwerwiegender werden die Widersprüche und desto wirrer die Schlussfolgerungen. Jede Fernkraft bedarf einer bestimmten Zeit zur Ausbreitung. Überlichtgeschwindigkeit ist im Vakuum unbekannt. Doch die Schwerkraft wirkt sofort über unendlich weite Entfernungen. Weicht der Jupiter von seiner Bahn ab, führen andere Körper des Sonnensystems im gleichen Augenblick und nicht zeitlich versetzt entsprechende Mitbewegungen aus. Unbegreiflich!

Nun, vielleicht muss die Schwerkraft gar nicht ankommen, vielleicht ist sie schon längst da und wartet nur auf die Gelegenheit, sich zu zeigen? Gewiss könnten Körper einander anziehen, doch genauso gut könnten sie zueinander geschoben werden.

Betrachten wir zunächst die Unterschiede in der Fernwirkung der elektromagnetischen und der Gravitationswellen in der von uns vorgestellten alternativen Welt.

Die Umwandlung der Energie zu Masse verdrängt den Äther. Die neu entstandene Masse nimmt Platz im Raum ein. Der darauffolgende Ätherrutsch breitet sich in alle Richtungen vom Ort der Massenneubildung aus. Trifft dieser Ätherrutsch auf ein entlegenes Teilchen, so übt er Druck auf dieses aus. Die Wucht des Aufpralls, mit dem der Ätherrutsch auf das Hindernis trifft, ist umgekehrt proportional dem Quadrat der Entfernung vom Impulserzeuger und direkt proportional der Masse des im Wege stehenden Teilchens. Durch die Umstände der Entstehung (dort wo die Kraft der Explosion am größten ist) treibt der Ätherrutsch am Ort des Ausbruchs die Materie auseinander. Die einzelnen Moleküle des „Gravitationsstrahlers“ können daher nicht zu einem Körper verdichtet werden. Der nach außen gerichtete Gravitationsschub zersprengt sie. Die Gravitation setzt sich aus mehr oder weniger gleichmäßig verstreuten Einzelereignissen im Weltraum zusammen, was zu einer homogenen Verteilung der Gravitationsrutsche im Raum führt.

Bei elektromagnetischer Strahlung ist der Vorgang umgekehrt. Mit Umwandlung der Masse zur Energie wird die Energie ausgestrahlt und verlässt den Entstehungsort. Das punktuelle Zusammenziehen der versiegenden Strahlungsquelle führt zu einem Ätherrutsch, der zum Zentrum schrumpfender Massen gerichtet ist und diese anhaltend zusammenpresst. Heiße Objekte, wie zum Beispiel Sonnen, müssten dann auch eine höhere Gravitation

ausüben, als es kalte interstellare Nebel von vergleichbarer Dichte und Masse tun. Die Sonnen wären nach dem Ausbrennen dann auch grösser als zur Zeit ihrer Höchstleistung, weil kein einseitiger Ätherrutsch sie nunmehr zusammenschiebt.

Die Fernwirkung der Strahlung und Schwerkraft ist ebenfalls entgegengesetzt. Das Licht entsteht punktuell und kommt überwiegend aus einer Richtung. Beim Treffen auf ein Teilchen bewegt es dieses von der Lichtquelle fort. Zwei nebeneinander im Raum liegende Teilchen (Körper) würden dann radial von der Lichtquelle und somit auch von einander wegfliegen.

Die multiplen diffusen Gravitationsschübe kommen gleichmäßig aus allen Richtungen und können ein isoliert liegendes Teilchen nicht bewegen. Sie pressen solche Teilchen (Körper) zusammen, „halten“ sie im Raum fest und bestimmen deren Größe und Form. Liegen allerdings zwei materielle Körper räumlich getrennt nebeneinander, fällt der Gravitationsdruck zwischen den Körpern geringer als an ihren nach außen gewandten Seiten aus. Dieser Druckunterschied schiebt dann die Körper zueinander. Es entsteht der Eindruck, dass die Körper sich anziehen.

Man kann die Wirkungsweise des Lichtes und der Schwerkraft umkehren und anschaulich machen, wenn man die Lichtwellen diffus ankommen lässt und die Schwerkraft neutralisiert.

Stellen wir uns einen Raum vor, dessen Wände aus winzigen Lämpchen zusammengesetzt sind. Lämpchen spenden gleichmäßig aus allen Richtungen Licht und füllen den Raum damit aus. Lassen wir nun in diesem Raum einen heliumgefüllten Luftballon schweben, so geschieht nichts. Bei einem einzelnen Luftballon in dem Raum werden die Effekte des Lichtes neutralisiert. Die Lichtwellen kommen von überall gleichmäßig an und heben ihre Wirkung gegenseitig auf. Wird ein weiterer Luftballon daneben platziert, so werden Schatten an den einander zugewandten Seiten

bemerkbar. In dem Maße wie das Licht schieben kann, „ziehen sich dann die beiden Luftballons gegenseitig an“.

Nun setzen wir anstelle „der Lichtwelle, die punktförmig aus der Ferne ankommt, die von überall her fast gleichmäßig ankommenden Gravitationsschübe der Ätherrutsche. Nähern sich zwei massive Körper im Weltraum, so dass sich ihre Gravitationsschatten decken, so werden Objekte entsprechend dem Gradienten des einseitig abnehmenden Ätherdrucks aufeinander geschoben, was äußerlich wie eine Anziehung wirkt. Die Veränderungen der Lage kosmischer Körper wirken sich dabei sofort aus, da die „Schubkraft der Schwere“ schon im Vorfeld vor Ort bestand und nicht erst ankommen muss.

Antigravitation der Entropie

Der Ätherrutsch entsteht nicht nur am Ort der Massenschöpfung, sondern auch am Ort seines Untergangs (Annihilation). Die bekannten Atomumwandlungen wie Kernspaltung oder Kernsynthese (Atom- und Wasserstoffbomben) setzen Energie durch Reduktion der Gesamtmasse neu entstehender Teilchen frei. Verlässt die Energie das Teilchen, so entsteht ein rückwärts gerichteter Rutsch, der ebenfalls aus allen Richtungen gleichmäßig ankommt. Treffen zwei Teilchen aufeinander und verschmelzen, so dass das entstandene Molekül weniger Platz im Raum (als die beiden Teilchen zusammen) einnimmt, wird die überflüssige Energie freigesetzt und mit der elektromagnetischen Strahlung weggetragen. Die Schwerkraft stabilisiert das neue Gebilde. Es entsteht eine anhaltende Bindung. Wird die Ausstrahlung der Energie verhindert, oder wird dem Molekül erneut Energie zugeführt, so kann die Schwerkraft überwunden werden. Die Bindung löst sich, die Teilchen fliegen auseinander. Der Gegenspieler der Schwerkraft, die geheimnisvolle Antigravitation, wäre dann die

elektromagnetische Energie. Diese bewirkt eine Entropie (und „Brownsche“ Unordnung).

Laut Thermodynamik kann die Unordnung der Welt nur zunehmen. Im sichtbaren Widerspruch hierzu drückt die Schwerkraft alles zusammen. Unter Einwirkung der Schwerkraft nimmt die Organisation der Materie entgegen den Gesetzen der Thermodynamik ständig zu. Dabei entstehen immer komplexere Moleküle einschließlich der Moleküle des Lebens. Der Widerspruch ist scheinbar. Das Zusammenziehen der Materie wird von der Ausstrahlung der überflüssigen Energie begleitet. Die Ausstrahlung der Energie bewirkt wiederum die Zunahme der Entropie dort, wo diese Energie ankommt und auf Widerstand trifft. Die wachsende „Ordnung“ stößt die „Unordnung“ aus.

ZEIT

Die Wirklichkeit ist das „Werden“. Sich in ihrem Fluss zu orientieren bedeutet, die einzelnen Ereignisse in ihrem Ablauf zu vergleichen. Kurze periodische Vorgänge von gleicher Größe bieten ein Maß für die Dauer der Prozesse an. Den gemeinsamen Nenner aller periodischen Vorgänge nennt man Zeit. Die Zeit ist der Takt der Veränderung.

Zeiten

Das Mehrfache des Gleichmaßes erfasst die Größe, nicht aber die Richtung. Darum muss die Zeit aus der Sicht des Lebens durch die Kategorien des Werdens vervollständigt werden. Es handelt sich um die Vergangenheit, Gegenwart und die Zukunft. Diese sind keine Zeit, sondern Zeiten, genauer gesagt, der Stand der Erfassung der Wirklichkeit.

Aus der Sicht des Lebens ist **die Vergangenheit** eindeutig. Das Geschehene lässt sich nicht ändern. Alles daran ist

unmissverständlich bedingt, wenn auch nicht völlig nachvollziehbar.

Die Gegenwart ist instabil, sie „kipfelt“ auf dem Boden der Vergangenheit, um in der Zukunft eine der neuen Positionen einzunehmen, die wir Möglichkeiten nennen. Die Gegenwart bringt neue Umstände, die die Zukunft prägen.

Die Zukunft ist ungewiss. Sie hängt von den Umständen ab, die erst entstehen, noch nicht wirken und daher schwer erahnt werden können. Mitunter lassen sie sich gar nicht erkennen. Wie auch? Es gab sie bisher nicht und es gibt sie immer noch nicht.

Die Welt ist eindeutig in der Vergangenheit, erkennbar in der Gegenwart und ungewiss in der Zukunft. Zeiten bilden die „Edges of Tomorrow“ oder Übergänge zum Morgen. Ursachen sind die Stolpersteine dieser Zeiten-Übergänge.

Ursache

Die moderne Wissenschaft träumt von der Aufklärung grundlegender Ursachen und verachtet alles, was „lediglich beschreibt“ oder „nur erklärt“, ohne auf die Ursachen einzugehen. Danach dürfte der Beitrag von Kopernikus, Kolumbus oder Magellan wissenschaftlich wertlos sein, da er keine Ursachen aufdeckt. Doch nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im alltäglichen Leben sind wir bemüht, das Bestimmende vom Zufälligen, die Ursachen vom tauben Gestein zu trennen. Ursachen-Folgen-Verwicklungen werden dabei immer unüberschaubarer, bis uns eines Tages die Frage überrascht, woher kommt das Ursächliche und worin besteht es? Gibt es etwas mehr oder weniger Notwendiges in der Natur, mehr oder weniger Bestimmendes? Hat das Universum eine Wertschätzung? Bei dieser Absurdität überkommen uns Zweifel. Wir werden womöglich ins Äußerste verfallen und zusammen mit einigen Sonderlingen vor uns behaupten, es gäbe keine Ursachen.

Der Mensch ist der Grund aller Dinge und die Ursache ist ein Ausdruck seines Standpunktes. Unfähig, alles auf einmal zu erfassen, beschränkt er sich auf wenig, das seiner Aufmerksamkeit zugänglich ist. Der Mensch denkt sich Ursachen aus, wo Ereignisse wiederholt nacheinander folgen, ohne dass das Vorangegangene an dem Nachfolgenden beteiligt ist. Auch diese Anschauung lässt sich vertreten.

Ein glimmender Zigarettenstummel im Pulverfass jagt eine Munitionsfabrik und die Hälfte einer Kleinstadt in die Luft. Was verursachte den Unfall? Die mangelnde Arbeitsschutzkontrolle? Ein übermüdeten Arbeiter oder sein Ärger zuhause? Ist die Schwäche der Friedensbewegung schuld oder die Tatsache, dass es Kriege gibt? War es der Zigarettenstummel, das volle Fass, die Schwerkraft, welche die Pulverkörnchen zusammenhält, damit sie gleichzeitig verbrennen? Waren es der atmosphärische Sauerstoff oder gar die Prozesse, die zur Entstehung aller Komponenten dieses Ereignisses führten?

Nimmt man wiederum an, dass alles gleichermaßen miteinander verbunden und voneinander abhängig ist, so lässt sich schlecht erklären, welchen Einfluss die Nachbarkatze oder der Krieg der Sterne in der Galaxie MX-23-455 auf die Vorgänge in der Munitionsfabrik hatten. Zweifelsohne, die Ursachen sind real. Das Problem ist nicht, ob es Ursachen gibt oder nicht, sondern, dass die Menschen zu viel von den Ursachen erwarten. Die Verwirrung liegt am Wechselspiel der Situation und der Einzelheit.

Die Welt bewegt sich fortwährend. Die Triebwerke der Veränderung wie Schwerkraft, Strahlung und Beschaffenheit des Raums sind zwar globale Größen, dennoch hängen ihre jeweiligen Auswirkungen von den Verhältnissen an Ort und Stelle ab. Oft genügt ein kleiner Stolperstein oder Zigarettenstummel, um die Zukunft drastisch zu verändern. Solche Stolpersteine zu entdecken und für

sich dienstlich zu machen, ist das Ziel jeder Ursachenforschung. Ursachen sind Einzelheiten, die den Fluss der Ereignisse lenken, mitunter ohne sich an diesen zu beteiligen. Das Leben, das die Freiheit zur Entscheidung besitzt, findet in den Ursachen eine ihrer stärksten Waffen. Auf die Ursachen stützend kann das Leben die Wirklichkeit verändern, ohne sich besonders anzustrengen. Die Situation macht den Rest. Darin liegt der Wert der Ursachen begründet aber auch die Vergeblichkeit der Mühen, sie als universelles Mittel einzusetzen.

In jeder Situation gibt es nur wenige Faktoren, die von alleine fallen, fließen, brennen oder explodieren. Sich auf diese zu beschränken, engt die Handlungsmöglichkeiten des Lebens ein. Größere Freiheit ist alleine aus dem Verständnis und der Kontrolle der gesamten Situation erreichbar. Dabei muss man sich schon zuweilen viel mehr anstrengen und gänzlich andere Prozesse und Vorgänge ansteuern und auslösen, als das, was sich ohne dies anbahnt. Die Mühen lohnen sich dennoch. Der Mensch wird aus dem Geführten zum Gestalter. Ohne die Situation zu verstehen, lässt sich die Wirklichkeit nicht im vollen Umfang nutzen.

Ein Zigarettenstummel im Pulverfass ist ein Unfall, der weder herbeigerufen noch erwünscht ist, doch offenbart er die Macht der Ursachen und die Grenzen dieser Macht. Das Feuer des Gasherdes unter dem Kessel wird stets Wasser zum Kochen bringen. Mit größerer Allgemeingültigkeit bestimmter Ursachen hat dies nichts zu tun. Eine Ursache (der Zigarettenstummel) greift in die Zukunft ein und ändert diese. Sie vernichtet dabei die Bedingungen, unter denen sie wirksam werden kann. Eine andere Ursache (Gas im Herd), obwohl es regelmäßig das Wasser zum Kochen bringt, lässt die Situation selbst kalt und bleibt gültig, es sei denn, die Situation nimmt, ihren eigenen Wegen folgend, neue Gestalt an. Je einschneidender die Auswirkung einer Ursache auf die Situation ist,

desto größeren historischen Aspekt besitzt sie. Ihre Gültigkeit ist hiermit nicht aufgehoben, doch ihr Nutzen ist dahin. Einzelne Ereignisse mögen sich wiederholen, die Weltgeschichte wiederholt sich nie.

Ewige Ursachen, Ursachen aller Ursachen oder Endursachen gibt es nicht. Jede Ursache lässt sich kontrollieren, sobald man die Situation versteht und gestaltet.

—

ZIVILISATION

Verworren sind die Wege der Vorsehung. An der Kreuzung von Handelswegen, um einen Marktplatz oder Hafen herum wachsen Städte, bilden sich Bündnisse, weiten sich zu Reichen aus. Einst mächtig und groß, ist doch keines dieser Gebilde von Dauer. Unbedeutende, geradezu lächerliche Vorfälle stürzen Kolosse in Fehden und Wirrnisse, führen zu ihrem Untergang. Freiheit, Ehre, Mut, Tugend – gestern noch unerschütterliche Grundpfeiler einer Gesellschaftsordnung, knicken um wie Strohhalme. Der Granit an Überzeugungen bekommt Risse und zerbröseln wie Sand. Wenige Generationen bringen Helden, Denker und Staatsmänner hervor, denen in den nächsten Jahrhunderten keiner folgt oder auch nur ähnelt. Die Kulturgeschichte des Menschen besteht aus mehreren derartigen, in Zeit und Raum zerstreuten Wogen des Aufblühens und Verfalls. Der einstige Glanz vieler heute in Elend vegetierender Völker stimmt nachdenklich. Jetzt, wo wir oben sind, stellt sich die Frage: Was wird uns der morgige Tag bringen? Gibt es natürliche Eigenschaften, die den sozialen Fortschritt garantieren? Hat der Mensch etwas, was ihm die Früchte der Zivilisation auf ewige Zeiten sichert? Kann er seinen Untergang vermeiden? Wie? Gewöhnlich neigt eine biologische Art zu wenigen

charakteristischen Formen des Sozialen. Die Lebensart der Termitenvölker, Lemminge, Herden- und Rudeltiere ist dermaßen markant, dass sie zum Sinnbild eines bestimmten Gebarens wurde. Der Mensch lässt sich nicht mit einer Charaktereigenschaft beschreiben. Im Gegenteil, jedes in der freien Wildbahn vorkommende soziale Verhalten kam schon einmal bei der Menschheit zum Tragen und prägte Epochen. Menschen bauten Pyramiden wie Insekten, bildeten Züge auf Völkerwanderungen gleich Lemmingen, führten Kriege gleich Wolfsrudeln. Nichts davon war von Dauer, aber auch nichts war umsonst. Alles floss in die Herausbildung der einzigartigen menschlichen Kultur ein. Zwar ist die Kultur blind, mitunter brutal, sie ist dennoch ein Wegbereiter des Geistes. Ohne ihre Stärken und Schwächen zu verstehen lässt sich diese nicht bewusst nutzen.

KULTUR

Gemessen an der Dauer der Zivilisation sind Menschen ephemere Wesen. Kaum zu etwas fähig, reißen Krankheit, Unfall oder Alter sie aus dem Leben. Eine neue, unbeschriebene Generation folgt und muss Aufgaben übernehmen, bevor sie mit diesen vertraut ist. Ein funktionierendes Gemeindewesen bedarf Lösungen, die unabhängig vom Reifezustand einzelner sind. Die Kultur zerlegt das Übermenschliche in machbare Päckchen, so dass Enormes fast alltäglich wird. Wir haben einen Beruf, gehören zu einer Arbeitsgruppe, einer Gemeinde, einem Freundes- oder Verwandtschaftskreis, die alle Forderungen an uns stellen. Inmitten des Geflechtes an Beziehungen bauen wir unseren individuellen Lebensraum auf. Es genügt dann, dass wir Pflichten gegenüber den Allernächsten erfüllen, um mit der übrigen Welt quitt zu sein. Wir befolgen Regeln, zahlen Steuern, reden nach der Sitte, gehen mit wenigen Handgriffen unseren Arbeitspflichten nach und halten eine

ungeheure Kraft im Gange, ohne diese zu begreifen. So besteht und entfaltet sich die Gesellschaft ohne Aufforderung, oft gegen den Willen und die Einwände einer Vernunft der Schlüssel-
locheinblicke.

Es ist falsch, den Sinn und die Bedeutung kultureller Gebote in ihrem Wortlaut oder Usus zu suchen. Die Perfektion eines Bienenstocks ist weder im Kopf seiner Königin noch in den Köpfen lebender Arbeiter-, Kundschafter- oder Wächterbienen niedergeschrieben. Soziale Einrichtungen von Menschen und Insektenvölkern sind das Resultat einer langen Evolution. Entstanden sind diese Werkzeuge nicht auf einmal. Genauso wie Hammer, Säge oder Geige wurden sie in vielen, ungleichen, oft unbeabsichtigten, nachträglich gebilligten Schritten ins Leben gerufen und ihrem Zweck angepasst. Der Umgang mit diesen organisiert Menschen und leitet Neulinge an. Nach wenigen Fehlritten folgt der Nachfolger wie von selbst den Fußstapfen seiner Vorgänger, ohne dass der Hintergrund sichtbar wird, dem er seine Handlungen, Vorlieben und Abneigungen verdankt.

Zwang, Tausch oder Ansporn

Zank ist allgegenwärtig, Einvernehmen selten. Dennoch finden Menschen zueinander und leisten Großes.

Zwangsgemeinschaften verpflichten den Menschen, ohne auf seine Wünsche einzugehen, um hinterher die Gewinne zu verteilen. Das Resultat rechtfertigt rückwirkend die Unannehmlichkeiten des Zwangs.

Beim Tausch beansprucht man fremde Leistungen, während man den individuellen Wünschen und Bestrebungen des Partners entgegenkommt, und zwar so, wie er es selbst sieht und nicht, wie ein anderer es für besser hält.

Ob Tausch oder Zwang, Einschüchterung oder Förderung – auf

keines der Werkzeuge kann die Gemeinschaft verzichten. Keines davon ist an sich gut oder schlecht. So sind weder Kultur noch Bildung ohne Zwang möglich. Warum? Weil man nicht souverän wählen kann, wovon man keine Ahnung hat. Wiederum ist der Tausch keine Garantie für gegenseitige Rücksicht und individuelle Freiheit, sondern zugleich auch ein Instrument des Betrugs und der Verachtung. Der Zwang erteilt Befehle und schiebt. Der Tausch lockt mit Versprechungen. „Muss“ und „Kann“ haben mit gutem oder bösem Willen, hohen oder niederen Absichten nichts zu tun. Sie sind Ausdruck des jeweils Sinnvollen. Beide, Zwang und Tausch, arbeiten oft nicht unmittelbar, sondern über Ankündigungen und bedienen sich dabei identischer Mittel von Zuckerbrot und Peitsche. Beide erschaffen ein Trugbild, um Willigkeit zu fördern. Dieses malt auf der einen Seite – Ruhm, Ehrungen, Macht, Glück und Schreckensvisionen, auf der anderen – Not, Leiden, Arbeitslosigkeit und Armut. Dabei wird oft schamlos gemogelt. Beide, Zwang und Tausch, verstecken sich wichtigtuerisch hinter unerreichbar protzigen Bauten, Attributen der Macht, des Einflusses und der Geltung. Schaut und macht es uns nach. Erstrebt Stellung und Geld, lasst diese für euch arbeiten, so wie diese es jetzt für uns tun, der Rest ergibt sich! Alle diese Kniffe sind Zügel der instinktiven Lenkung. Sie brauchen für ihre Wirksamkeit keine Einsicht und kein Gehirn. Das Witzige dabei ist, dass Macht und Geld nie als solche arbeiten. Im Gegenteil, die Geltungs- und Besitzstreber sind die unbezahlten Diener des Einflusses und des Geldes. Sie sind in ihren Entscheidungen alles andere als frei und unterliegen einer härteren Kontrolle als die meisten Vagabunden.

Kontrolle

Ein starrer Blick ist auf die Tasse am Tischrand gerichtet. Ein

Mensch sitzt regungslos davor. Seine verkrampfte Körperhaltung und starrer Gesichtsausdruck weisen auf eine maximale Willensanstrengung hin. Alles ist einem einzigen Gedanken untergeordnet: „Tasse bewege dich!“ Die wachsende Spannung scheint die Wirklichkeit zu durchdringen. Noch ein wenig! Schon ist selbst in der Luft eine gewisse Vibration zu spüren, und dann – doch nichts! Die Tasse ist dort, wo sie stand, teilnahmslos wie zuvor. Warum bewegt sich das blöde Ding nicht!?

Aufgeklärte Menschen halten Telekinese für Unsinn, lächeln herablassend, wenn sie jemand verteidigt, zeigen sich wiederum bestürzt, wenn Mitmenschen ähnlichen Aufforderungen von ihnen nicht nachkommen. Warum aber soll der eigenwillige Mensch einem fremden Willen folgen, die Tasse aber nicht? Sollte es nicht leichter sein, einem leblosen Ding den Willen aufzuzwingen als einem Lebewesen?

Nun, die Tasse bewegt sich nicht von allein, Menschen tun es, rennen sogar, wenn sie darin eine Erfüllung ihrer Interessen sehen. Anweisungen können einen Haufen von Individualisten zu einem Organismus binden. Die Rolle des Dirigierens wird bei der Armee, bei einem Symphonieorchester oder in einem Theaterstück besonders deutlich. Zugleich werden auch die Grenzen und dahinterliegenden Sprungfedern sichtbar. Äußerlich sieht es aus, als würden Worte Menschenströme bewegen. Sie tun es nicht. Bewegend sind individuelle Einstellungen, Weisungen koordinieren diese bloß. Das Endresultat ist umso großartiger, je geordneter der Einsatz einzelner und gewaltiger das Gesamtwerk ist. Schlimm ist, wenn eine sinnvolle Koordinierung fehlt und das Ziel nichts taugt. Dann spielt allein eine Rolle, wer sich gegenüber wem durchsetzt. Die Harmonie und die Kräfte schwinden dabei, da sich niemand in das Resultat richtig einbringt.

Würden sie es wagen?

„*Anti Machiavel*“ oder doch für?

Wir fragen, ob die da oben es tatsächlich wagen, sich über Recht und Gesetz hinwegzusetzen, einfach so einen Krieg loszubrechen, die Menschlichkeit außer Kraft zu setzen?

Allein der Gedanke daran graut und deprimiert. Dabei kennen wir die Antwort schon. Sie sind längst dabei, wir hoffen nur, es wäre anders, und betrügen uns selbst damit. Abgehalten werden die Machtstreber nicht durch höhere Prinzipien, Moral oder Gesetze, sondern allein durch Unkosten. Die letzten sind ihre einzige Richtschnur. Was Gewinne bringt, ist daher angemessen. Was machbar ist, ist auch berechtigt. Was straflos ist, ist legitim. Was durchgeht, ist für sie auch korrekt. Alles ist bloß eine Frage der Auslegung, ihrer Auslegung wohlgemerkt.

Ich lese Bücher von Chomsky, bin beeindruckt von der tiefen Analyse und Gründlichkeit, mit der er die verlogene Manipulation der Öffentlichkeit durch das politische Establishment der USA aufdeckt und brandmarkt. Ich möchte ihm applaudieren und kann nicht. Ein bitterer Nachgeschmack der Hilflosigkeit und des Déjà-vu's stört. Hatten nicht Platon, Cicero, Tacitus, Rousseau schon Ähnliches zu ihren Zeiten geschrieben, und was hat es geändert an dem, was daraufhin folgte, wem hat es genutzt? Seit Machiavelli und seinem literarischen Herausforderer Friedrich dem Großen haben wir schriftlich und auch geschichtlich verbrieft – Erfolg ist nicht nur Lohn der geistigen oder moralischen Überlegenheit, sondern auch der Preis der Verlogenheit, Menschenverachtung, Gier und Treulosigkeit. „*Ihr verfluchten Racker, wollt ihr denn ewig leben?*“ – hören wir aus dem Mund Friedrichs, der zuvor Machiavelli gehoben-literarisch predigte, was moralisch ist und was nicht.

Wie immer man dazu auch steht, die Kenntnis darüber, was und wie im politischen und sozialen Leben verdreht wurde, ist nicht wirklich weiterführend. Dies betrifft sowohl die Betrüger als auch die Betrogenen. Aufzählungen von Abgründen, aufgetischten Lügen, dreisten Bestechungen und groben Einschüchterungen führen an einem wichtigen Umstand vorbei. Sie erklären nicht, warum Schurkereien gelingen und was man dagegen unternehmen kann. Was übersieht man, wenn man das Einmaleins politischer Absichten mit dem Resultat vergleicht? Kann Dummes zukunftsweisend, Böses heilend, Verlogenes aufklärend wirken? Gilt das Umgekehrte ebenfalls?

Der Soldat tötet, um seine Nächsten und sich selbst zu schützen. Der Rebell köpft Tyrannen und ihre friedfertige Gefolgschaft, steckt aufrichtig Zweifelnde in Gefängnisse – der „Freiheit aller“ wegen. Unter „Allen“ versteht er nur seinesgleichen, und auch dass nur bedingt. Die „Vordenker“ der Wissenschaft und Kunst dienen sklavisch dem Reichtum und der Verherrlichung des Vorurteils, um eigene Werke zu fördern. Die Schurken beweisen auf der anderen Seite ein hohes Maß an Treue dem Geld, Macht und anderen Idealen des Vorteils gegenüber, lassen Straßen und Städte anlegen, um an Reichtümer heranzukommen. Selbst Piraten und Räuber haben einen strengen Ehrenkodex, ohne den keine Verbrecherclique auskommt. Es sind allerdings Verbrecherehre und Verbrechergesetze.

Die Geschichtsdarlegungen und Deutungen von Gut und Böse sind unterhaltsam, aber nicht wirklich hilfreich. Ein Historiker lobt, ein anderer brandmarkt genau die gleichen Taten. Beide finden genügend Belege für ihre Thesen. Aber wissen wir wirklich im Einzelnen, warum sich das eine gegen das andere durchsetzt? Viele Geschichtswendungen basieren auf Betrug, Verrat und Intelligen. Kann Betrug wirksamer als Rechtschaffenheit sein?

Zweifelsohne ja! – allerdings nur, wenn die Verlogenheit unwissentlich und ungewollt im Wahren handelt, die Rechtschaffenheit sich aber verblendet einem praktischen Irrtum hingibt. Die Geschichte ist nicht die Abfolge gescheiterter Ideale. Ideale sind weder hilflos noch zahnlos. Geschichte ist das Resultat eines realitätsbezogenen Handelns. Alle glauben zu wissen, was die Allgemeinheit falsch tut. Wenige ahnen, was und wie zu tun sei, wobei nur Einzelne sinnvoll handeln. Was ihrem Handeln Anlass bot, sei dahingestellt. Inmitten eines blinden Treibens fällt zwischenzeitlicher Erfolg oft den politischen Bewegungen zu, die dem praktisch Machbaren am nächsten kommen. Mäkeln bringt nichts. Alles, was der menschlichen Vervollkommnung dient, wird vom Schicksal gehätschelt. Ob man es versteht oder nicht, spielt keine Rolle. Paradoxerweise boten die aberwitzigen Formationen zuweilen die wirksamsten Lösungen für widerstrebende Interessen. Isabella I, die Königin von Kastilien, verpfändete ihre Kostbarkeiten, um die Expedition von Columbus zu ermöglichen. Alle anderen europäischen Mächte haben das Unternehmen abgelehnt. Isabella dachte dabei nicht an Entdeckungen, Schätze und Kolonien Amerikas, sondern an die Befreiung des Grabes Christi. Sie plante den Schlag gegen Ungläubige auf einem Weg, bei dem man die zwischenliegenden Festungen verlustlos umgehen kann. Mittelmeer und Anrainer waren damals in Händen des osmanischen Reichs und islamischer Kalifate. Allerdings, es wäre unfair das Resultat der Amerikaentdeckung auf die Religiosität zu schieben. Isabellas tätiger Wille entstand nicht auf der Grundlage der Frömmigkeit. Er entsprang der vorausgegangenen Entwicklung. Noch kurz davor gab es Spanien nicht. Der jämmerliche Flickenteppich von Herzogtümern kämpfte Jahrhunderte lang ums pure Überleben mit dem expandierenden Islam. Dem religiösen Ruf folgend, vereinten sich einzelne pyrenäische Zwergstaaten im Kampf

gegen das Emirat von Granada und wurden nach dem Sieg über die Mauren zur stärksten Macht Europas. Dieser Siegeszug und nicht die Glaubensanstrengungen, zeichnete Isabella den weiteren Weg voraus. Nach den Entdeckungen von Columbus brachte die Frömmigkeit Isabellas einen ersehnten Durchbruch. Spanien stieg unverhofft und unbeabsichtigt aus dem Nichts zu einer Weltmacht auf, dabei blieb das Grab Christi bis heute in „ungläubiger“ Hand. Nicht die Einbildungen und religiöse Erklärungen, sondern die sich daraus ergebenden Handlungen bringen den Erfolg.

Genauso schnell versiegt die Glückssträhne, sobald der Vektor praktischer Bestrebungen den Pfad der Entfaltung verfehlt. So kam es auch im Schicksal von Spanien.

Im Zenit seiner Macht stand das Land plötzlich hilflos vor unbekanntem Herausforderungen. Die Niederlande und Überseekolonien loderten und wollten ihre eigenen Wege gehen. Gemessen an dem bisher Erreichten schienen diese Ausbrüche lächerlich. Der Wunsch sich bei der Bewältigung von Problemen, an Entscheidungen anzulehnen, die Spanien einst Erfolg brachten, war ein Desaster. Das eifrige Bekennen zum christlichen Glauben und die Einrichtung der unerbittlichen Inquisition führten zu einem umso schnelleren Untergang des Reichs. Rezepte des einstigen Erfolges erwiesen sich in der neuen Realität als pures Gift. Warum? Weil sie niemals funktionierten. Entscheidend war der menschliche Drang zur Vervollkommenheit. Dieser schloss sich dem an, was ihn aus der Sackgasse führte, ohne auf Lippenbekenntnisse zu achten. Wer an der Spitze steht, hält sich für einen Bezwingler des Schicksals und ist bloß ein blindes Werkzeug in den Händen der aufstrebenden Vorsehung. Hitler ist ein hervorragendes Beispiel dafür, wie eine fanatische Bewegung mit totalitärer Führung all das vollstrecken kann, wovon sie das absolute Gegenteil anstrebte.

Führer

Was macht sie aus? Zeitgenossen und Nachwelt durchleuchten jeden Schritt der Machthaber, nehmen ihre Entscheidungen auseinander, führen unzählige Details auf. Dennoch bleibt das eigentliche Leben von Menschen wie Napoleon, Hitler, Roosevelt, Stalin im Dunkeln.

Angeregt durch die immer wieder durchgekauften Anekdoten und Storys, die angeblich den Aufstieg brachten, malen sich die Sofa-Strategen aus, was man an Stelle der Mächtigen alles hätte bewirken können, hätte man selbst „das Sagen“ gehabt.

So wie die kompliziertesten Rechenaufgaben in einfachen Bitfolgen enthalten sind, sind auch die einzelnen Arbeitsschritte der Macht banal. Der Außenseiter sieht diese Handgriffe, Worte, Posen, Gesten und ist nicht schlecht verwundert, wird erregt, bekommt Kopfsausen. Wow! – das ist alles? Er fühlt sich identischer Schritte fähig. Auch er hätte gleiche Phrasen sagen, eine entsprechende Haltung annehmen, vielsagende Gesten machen können. Leider lässt man ihn nicht, sonst würde er es sogar viel besser tun. Ach, würde man ihm nur Macht geben! Wäre er bloß einmal zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle. Ach, bekäme er nur Macht! Was sich die meisten darunter vorstellen: Ehrungen, Titel, Positionen, Geld – ist keine Macht. Macht ist Einflussnahme. Ähnlich der Körperkraft und Intelligenz, kann man diese nicht geben. Macht ist nicht gegenständlich. Sie existiert nicht als Position, Stellung, Amt. Das sind alles Äußerlichkeiten der jeweiligen Anordnung und Überbleibsel gewichener Zeiten. Uniformen und Ränge helfen Bewegungen einzelner Gruppen auf dem Schlachtfeld oder in den Korridoren einer Bürokratie zu verfolgen, mehr nicht.

Zwar kann man Macht mitunter zufällig nehmen, behalten und

ausbauen lässt sich die Macht allein, indem man etwas zuwege bringt. Je grösser das Vorgenommene und Erreichte, je erwünschter es auch für die Anderen ist – desto grösser die erreichte Macht. Wenn es so wäre, warum entbrennt um die Knotenstellen der Macht so viel Streit, warum sind diese Orte dermaßen streng geschützt? Denkt man allein an den „Heiligen Stuhl“, das Anrecht auf die Kaiserkrone oder den Präsidentensessel, an alle damit verbundenen Geschichten, Gifte, Dolche, Verschwörungen und die Wahlbetrügereien!

Und warum entbrennt die Schlacht am Rand irgendeines Feldes? Was war so wichtig an dem Dörfchen Waterloo, an Prochorowka? Nichts – es sind Stellen, wo sich Gegner gemessen haben.

Die Fahne senken und heben, eine Krone aufsetzen, auf den Thron oder das Podest steigen, einen Eid ablegen – all das übt keine Macht aus und verleiht keine. Diese Ereignisse signalisieren Veränderung. Die Utensilien sind für die Unbeteiligten an den Machtkämpfen da, damit sie sich nach der neuen Ordnung richten können. Sie spielen die gleiche Rolle, wie der Hut des Kaisers auf der Stange in der Wilhelm Tell Geschichte.

Eine Putzfrau kann sich die Krone beim Reinigen aufsetzen und den Thron besteigen. An Macht und Einfluss gewinnt sie dadurch nicht. Das Kräftemessen dient dem Fortbestand und der Entfaltung der Macht und nicht dem Erlangen von Insignien. Manch „strahlender“ König ist ein Gefangener des Rituals und verfügt nicht einmal über ein eigenes Zimmer, in das er sich zurückziehen kann. Manch bescheidener „grauer“ Diener dagegen lenkt das Geschick des Landes, ohne in Erscheinung zu treten, und hält dennoch alle Fäden in seiner Hand.

Auf den Titel kommt es ebenfalls nicht an. Die Bezeichnungen bekommen erst rückwirkend ihre Bedeutung. Bei den Worten Kaiser und Zar – stellt man sich nicht den Menschen mit dem

Cognomen (Beinamen) Caesar vor, von dem die Bezeichnungen abgeleitet wurden. Seit Richelieu versteht man unter dem Ersten Minister etwas anderes als „Diener“, was das Wort ursprünglich bedeutete, seit Bismarck denkt man bei dem Wort Kanzler an etwas anderes als an einen Cancellarius = Sachbearbeiter, der im abgetrennten Raum (der Kanzlei) Urkunden für fremde Beschlüsse und Unterschriften anfertigt. Nach Stalin versteht man unter dem Ersten Sekretär etwas anderes als Schriftenführer und Verwalter von Diskussionspapieren. Diese Menschen gaben gewöhnlichen Namen ein neues Gesicht. „Богу и Сталину должности не нужны!“ Davor gab es andere Namen, die den Zeitgenossen Ehrerbietung einflößten und später ihre Anziehung einbüßten wie z.B. der Imperator oder Sultan. Heute empfinden wir nur noch Geringschätzung zu den Nachfolgern dieser Titulare. Manche der einstigen Bezeichnungen kennen wir nicht mehr, wie das Amt, das die Pharaonen bekleideten. Was aber macht dann die Macht zur Macht?

Macht

Fremde Lebenserinnerungen sind etwas Wunderbares. Die Jahrzehnte des Daseins anderer Menschen verdichten sich auf wenige Stunden des eigenen Erlebens. Doch was sind das für Stunden! Ganze Epochen ziehen an einem wie im Zeitraffer vorbei. Ich habe gerade die Memoiren von Golowanow in mich aufgesogen und nachdenklich das Buch zur Seite gelegt. Unzählige weitere Biographien, tiefe wie oberflächliche legten sich dabei in meinem Kopf übereinander. Aus dem Gewirr einzelner Darstellungen stieg eine Vorahnung hoch, nahm bildhaft Gestalt an und ließ sich als Leitmotiv verfolgen. Keiner der Autoren spricht explizit von den Hebeln der Macht und doch dreht sich alles um deren Analyse. Kurz etwas zum Inhalt, um zu verdeutlichen, wovon ich spreche.

Golowanow hatte ein bewegtes Leben. Er war Pilot, liebte das Fliegen mit Leib und Seele.

In den dreißiger Jahren studierte er Radionavigation in Frankreich, organisierte nach der Rückkehr in die Sowjetunion den Flugdienst bei Nacht und Unwetter im Fernen Osten, wo die Entfernungen so groß sind, dass das Ankommen bei Tageslicht unmöglich war und man sich in der Finsternis auf Radiosignale verlassen musste. Er hatte einiges an Erfahrung zu bieten und gab diese enthusiastisch weiter. Dann kamen die Jahre der „Bolschoi Tschistki“ 1937-39. Das Land versank in Repressalien gegen echte und vermeintliche Feinde der sozialistischen Republik. Sein Aufenthalt im sowjetfeindlichen Frankreich machte Golowanow suspekt. Kaum als Möglichkeit angedacht, wandten sich Menschen von dem „potentiellen Spion“ ab. Freunde und Bekannten hatten auf einmal Angst sich mit ihm zu zeigen. Knapp entkam er der Staatssicherheit, musste dafür aber den Arbeits- und Wohnort wechseln. Die Verwandten seiner Frau hatten weniger Glück. Der Ehemann der Schwester wurde verurteilt und hingerichtet. Die Frau von Golowanow wurde ebenfalls verhaftet und vernommen. Sie kam frei. Die Anschuldigungen wurden zurückgenommen. Ein schiefer Mund blieb nach der „Vernehmung“ für den Rest ihres Lebens. Die Zusammenhänge schienen für sich zu sprechen. Die Regierung mit Stalin an der Spitze trägt die Verantwortung. Man hätte alles anders machen sollen.

Golowanow mied Politik. Warum wohl?! Er flog und träumte von einer Flugflotte, die bei Tag und Nacht und bei jeder Sicht und Entfernung sicher ans Ziel kam. Während eines Fliegerfestes schilderte er dem anwesenden Narkom für Flugzeugindustrie seine Visionen (**Narkom** = Abkürzung von **Narodnij Kommissar** = Volkskommissar der Revolutionsregierung).

Golowanow sprach, der Narkom schaute unbeweglich in die

Ferne. Man hatte den Eindruck, er höre nicht zu. Golowanow verstummte. Eine unangenehme Pause entstand. Der Narkom ging auf das Gesagte nicht ein, begann stattdessen vom Krieg in Europa zu sprechen, der gewiss die Sowjetunion bald erfassen würde und bat Golowanow dann völlig überraschend, einen Brief an Stalin mit seiner Begründung für Nacht- und Langstreckenflotte zu schreiben.

Golowanow hielt die Reaktion des Narkoms für ein höfliches Abwimmeln, sagte zu und machte sich keine weiteren Gedanken. Wenige Tage darauf erkundigte sich der Narkom telefonisch, ob der Brief fertig sei und wann dieser abgeholt werden könne. Golowanow schrieb die Nacht hindurch, das meiste landete im Papierkorb, Mühevoll brachte er dennoch ein paar Seiten zustande. Er ließ den Brief auf dem Tisch liegen, sagte seiner Frau, dass der Umschlag in der Früh abgeholt wird und fuhr zum Flughafen. Zweitausend Kilometer zurückgelegt und in Murmansk gelandet, bekam er ein Telegramm mit der Order zurückzufliegen. Golowanow rief seine Frau an und versprach zum Abendbrot in Moskau zu erscheinen. Zuhause sagte ihm die Frau, dass ein unbekannter Sekretär sie zweimal angerufen hatte. Wegen Unwetter fielen alle Flüge aus dem Norden aus, ob ihr Mann tatsächlich zurückkommt und um 20 Uhr abgeholt werden könnte? Sie versicherte: „Wenn mein Mann es versprochen hat, dann wird er da sein.“ Golowanow wurde öfter gerufen, wenn wichtige Personen dringend irgendwohin mussten. Es gab nur wenige Piloten, die bei jedem Wetter flogen. Weder er noch seine Frau fragten daher, wozu es diesmal ging.

Das Auto holte ihn pünktlich ab, fuhr jedoch nicht zum Flughafen, sondern ins Stadtzentrum. Bald fand er sich in einem unbekanntem Vorzimmer wieder. Eine Viertelstunde später wurde er eingeladen. Am Tisch saßen Molotow und Politbüromitglieder. Ein

Mann, den er als Stalin erkannte, kam auf ihn zu und sagte nach der Begrüßung: „Wir haben ihren Brief studiert, finden ihn gut. Wie denken Sie praktisch vorzugehen und was brauchen Sie hierfür?“

Ich werde die Reaktion Golowanows und sein Buch hier nicht wiederholen. Im Verlaufe des Gespräches und der nachfolgenden Ereignisse stellt Golowanow fest, dass der Mann, dem er die Schuld an dem Unheil im Lande gab und für die Krankheit hielt, mit den gleichen Problemen beschäftigt war, wie er selbst, und nach Lösungen suchte. Dass er weder anordnete noch befahl, sondern durchdacht handelte und dabei auch von ihm einen sachgerechten Beitrag erhoffte. Auf einmal entstanden Bande der Gegenseitigkeit, wo jede weitere Einmischung störte. Staatssicherheit, Bürokratie, unzählige kleine und große Chefs, die auf verschiedenen Etagen nach Gutdünken ihre eigenen Interessen verfolgten und das sogenannte „System“ ausmachten, drängten sich zwar immer wieder dazwischen, konnten aber dank der Gemeinsamkeit der Ziele nichts an dem eigentlichen Anliegen zerreden oder verderben. Golowanow stürzte sich selbstvergessen in die Arbeit, die ungeachtet der wenigen Mitarbeiter hocheffektiv war.

In diesem Zueinanderfinden einzelner Bestrebungen bei der Verwirklichung der Gesellschaft, in ihrer gegenseitigen Ergänzung und Verstärkung, liegt die eigentliche Quelle der Macht und nicht in Zwängen und Befehlen. Nur das, was die Menschen weiterbringt, zählt. Geld, Stahl, Betriebe, Tonnen, Zahlen, Kilometer sind nebensächlich und ergeben sich daraus.

Macht ist eine Bündelung mannigfaltiger Bestrebungen, die einem größeren Kreis das Vorankommen ermöglicht und von Reibungen mit Zwistigkeiten befreit. Dieses „Ermöglichen“ ist das Wesen der Macht. Je realer die Perspektiven der Selbstverwirklichung, je reifer die sich ergänzenden Begabungen, je weniger

Gegenreaktionen sie ins Leben rufen, desto gewaltigere Kräfte bringen sie hervor. Jeder sucht, findet und gestaltet seinen Platz. Selbstorganisation war schon immer das Hauptprinzip des Lebens. Es geht auch anders. Winston Churchill war ebenfalls ein Mann der Macht und prägte seine Zeit. Sein Aufstieg ist wiederum beispielhaft für den Totengräber eines überholten Imperiums. Vom Burenkrieg über den Völkerbund, den Zweiten Weltkrieg bis zum Afghanistan-, Irak-, Libyenkrieg, der Finanzen- und Kolonialpolitik sowie der Fulton-Rede – nichts als Anmaßungen, Eitelkeiten, Fehlgriffe und keine Andeutung von daraus gezogenen Lehren. Intrigen führten zu persönlichen und Gruppensiegen, welche den Untergang des Empires förderten. Als wahrer Anführer trat Churchill nur einmal in einem eher „idealen“ Sinne auf, als jemand, der einem noch größeren Egomannen die Stirn bot. Wahre Macht besaß er nie, er verwaltete einstige und zersetzte sie. Die Alternativen waren allerdings nicht besser. Das Imperium, so wie es konzipiert war, besaß keine.

Golowanow, Churchill, Stalin, alle handelten gemäß ihrer Sichtweite und machten zusammen die Vorsehung aus, die trotz des Gegenwinds vorseilte und das Gestrige unbeachtet zurückließ.

GESTRIGE(N)

Wenn dem Hier und Jetzt misslingt, was die Vorfahren scheinbar im Fluge bewerkstelligten, so kann es nur daran liegen, dass man vom richtigen Wege abgekommen ist. Man muss lediglich zu den Anfängen zurückkehren, so handeln wie damals, den Erfolg wiederholen und beibehalten. Klingt einfach, geht das aber? Weiß jemand überhaupt, was an den Anfängen das Wichtige war? Gerade das Altertum zeigt: Mesopotamien, Karthago, Athen, Rom, das Mongolenreich, die Habsburger, Hanse, das Britische Empire

und der sogenannte Westen – die einst Mächtigen erheben sich nie wieder. Die einstigen Rezepte wirken nicht mehr, so oft man diese auch wiederhole. Die Macht fällt nicht herunter, um aufgehoben zu werden. Es ist nicht eine Frage des Wollens, sondern des besseren Könnens. Das Können ist aber nicht zeitlos, sondern stets in Entwicklung. Menschen errichten gemeinsam Großartiges. Dann gehen sie auseinander und hinterlassen einen Scherbenhaufen. Warum?

Vom Zweistromland bis zur Auflösung der Sowjetunion sehen wir Imperien aufgehen und in einem Bürgerkrieg verbrennen. Zeitzeugen wie Historiker beschwören einstimmig: entscheidend für den jeweiligen Zusammenbruch waren Fehler im Umgang mit Fragen des Landbesitzes und der Herkunft (familiäre, nationale, religiöse). Trotz dieser überwältigen Übereinstimmung zweifle ich daran. Wenn es so ist, warum zeigt sich die Menschheit unbelehrbar, warum begeht sie (wie es sich im Nachhinein herausstellt) immer wieder die gleichen Fehler? Heute (wie zum Ausgang des römischen Imperiums) liegen ganze Landstriche fruchtbaren Landes verlassen, große Adelsfamilien und Nationen werden nur noch mit Verlegenheit erwähnt, die einstigen Heiligtümer und Religionen verhöhnt. Niemand will sich zu ihren Erben und Verfechtern zählen. Woher die einstige Brisanz? Worum ging es überhaupt bei dem tödlichen Kampf um „*Blut und Boden*“, „*Ruhm und Ehre*“? Talleyrand war Opfer, Akteur, Totengräber und schillernder Chronist der Großen Französischen Revolution. Scharfsinnig dokumentierte er den damaligen Zeitgeist. Aus unzähligen Details geht hervor, dass es die wichtigste Angelegenheit des vorrevolutionären Adels war, die Nächsten in die wichtigen Positionen zu hieven. Der Adelsstand ermöglichte einem Zwanzigjährigen seine Karriere am Startpunkt zu beginnen, den der „Gemeine“ (bei besten Voraussetzungen) erst mit 50 Jahren erreichte. Ein enormer Vorteil

angesichts der damaligen Kurzlebigkeit des Menschen. Ähnlich wirkten nationale und Staatsangehörigkeiten. Diese hoben ihre Schützlinge über die Epochen des sich Sammelns. Das Begehren des „Blut und Bodens“ galt weder dem Stand noch dem Land, sondern den Gelegenheiten und Mitteln. Diese waren stets sehr ungleich verteilt und durch unterschiedliche Institutionen gesichert. Zeigten die Institutionen Schwäche, so wandte man sich von den einstigen Götzen ab und folgte den aufkommenden Neuen. Dasselbe sehen wir auch heute, lediglich anders verpackt.

Die Jugend war einst mittellos, musste sich an die Gründer anlehnen. Bei den Anfängern war nichts zu holen. Vollbärtige Ahnen in schweren goldenen Rahmen schmückten Wände der Ministerien und Universitäten. Man ahmte Gediegenheit nach, wollte älter erscheinen, legte Wert darauf, wichtigen Familien, Berufen und Kreisen anzugehören, Eigenständigkeit und Ehre aufzuweisen.

Das Kreditwesen schwang den Zauberstab. Auf einmal wurde alles anders. Wozu sammeln, wenn man pumpen kann. Die Blauäugigkeit der Jugend und das Kreditwesen ergänzten und verzahnten sich. Die einstigen Traditionen, Vorbilder und Statussymbole störten. Ahnen und Ehre wurden zur Bürde. Fleiß, Sparsamkeit, Genügsamkeit durften nicht mehr der Selbstbehauptung, sondern allein dem Bedienen und Erwerben von Krediten gelten. Berufe wurden nicht für die Selbstverwirklichung interessant, sondern allein zum „Geldverdienen“ wichtig (gemeint dabei war das Bekommen und nicht Verdienen).

Standhaftigkeit, Unabhängigkeit, Sparsamkeit hinderten das Leben auf Pump. Politik-Korrektheit, Tugendterror, Buh-Mühungen, Konsensus-Bespitzlung und Moralpranger fanden einen fruchtbaren Boden und breiteten sich epidemisch aus. Man nutzte unbesonnene Hemmungslosigkeit aus, um die einstigen Traditionen zu stürzen.

Jugend mag unerfahren und mittellos sein. In Zeiten allgemeiner Desorientierung bietet sie bedeutende Vorteile: die Unbefangtheit, mit der Verbindlichkeiten eingegangen werden, ob man sie braucht oder nicht, Offenheit, Plastizität und Einfallsreichtum beim Ergreifen und Ausnutzen jeder sich bietenden Gelegenheit, um dem Schuldendruck zu entkommen. Nicht zu vernachlässigen ist die ausreichende Lebenszeit, um Kredite zu begleichen. Im Paket machten diese Faktoren die Menschheit mobiler und offener. Kredite wurden wichtiger als langatmige Vorbereitungen und Rücklagen. Der Markt und die Politik schrieben daraufhin die „Alten“ ab. Man begann Jugend vorzutäuschen, Haare zu färben, sportliche Kleidung zu tragen, die Gesichtshaut zu straffen. Damals wie heute setzte man auf Schein statt auf Leben und erntete Verdummung.

Götzendummerung

Bei Kartoffeln und den Eliten, ist das Beste stets unsichtbar unter der Erde. Was oben wuchert ist größtenteils unnütz und gehört nicht zum Erlesenen.

Kartoffeln erreichten Europa gleichzeitig mit dem Tabak. Die Knollen waren nahrhaft, geschmackvoll, praktisch in Anbau, Lagerung und Verarbeitung. Der gutgemeinte Versuch, die Kartoffel mit Nachdruck durchzusetzen, führte zu Bauernaufständen gegen „das Teufelskraut“. Das Rauchen des Tabaks war teuer, überflüssig, ungesund und griff dennoch um sich. Kartoffeln galten als Abstieg und wurden als Merkmal von Armut abgelehnt. Rauchen galt als schick, kam es doch von den Reichen. Man roch den Wohlstand förmlich an der Tabaksorte. Die kostspieligen Utensilien hierzu unterstrichen den sozialen Status und dienten als Aushängeschild der Oberschicht. Der feierliche Smoking wurde zum Rauchen und nicht für Festlichkeiten entworfen. Allerdings wurde

gemeinsames Rauchen als Fest der Oberschicht gestaltet und empfunden.

Über Jahrtausende hinweg war schwere körperliche Arbeit das Los und die Visitenkarte der Armut. Erfolg sah man im Müßiggang, in zahlreicher Dienerschaft und ungezügelm Lebensstil. Nützlich oder nicht, die Reichen wetteiferten miteinander um Überfluss, zogen alles, was sie kriegen konnten, an sich und trugen die Bürde ihrer Belebtheit wie eine Auszeichnung. Hunger peitschte die Armen, hielt sie dürr und neidvoll-begierig. Ein Bauer schrieb im Mittelalter – „wäre er Schlossherr, würde er nur Fett essen“. Igitt!

Zucker war bis zum 16./17. Jahrhundert unerschwinglich. Die Königin von England Elisabeth I., konnte sich vielleicht als erster Mensch den uneingeschränkten Verzehr von Süßem leisten. Sie bekam schwarze Zähne und ein lückenhaftes Gebiss. Um bedeutend zu erscheinen, malten sich daraufhin die Untertanen ihre eigenen Zähne schwarz an und täuschten damit Königsnähe vor.

Im heutigen Warenüberfluss suchen Eliten nach der Exklusivität. Der Besitz von „Unerreichbarem“ soll sie als etwas Besonderes auszeichnen. Die sogenannte Oberschicht gibt ein Vermögen für die übertriebene Sterilität ihrer Umgebung und einen angeblich „gesunden“ Lebensstil aus. Wichtig ist dabei nicht, ob etwas es wert ist, sondern, dass etwas unerreichbar teuer für alle anderen ausfällt. Leicht erkennbare Statussymbole: Uhren, Kleider, Autos, Jachten und Anwesen sind begehrt. Eine Wasserflasche zum Trinken für über 100 Euro ist keine Besonderheit mehr. Ein Trainingsgerät für einige zehntausend Euro ein Muss. Eine Mitgliedschaft im Golf- oder Sportklub mit unerschwinglichen jährlichen Beiträgen ein beehrtes Symbol des Ranges. Die wertvollsten menschlichen Güter: Verstand, Bescheidenheit und Rücksicht werden weiterhin übersehen. Exzentrik und Überheblichkeit setzt man mit

Etwas-Besseres-Sein gleich. Die sechs Herztransplantationen von Rockefeller, Verjüngungskuren, Embryonalzell-Transplantationen, plastische Chirurgie, Botox, Silikonimplantate und Gentherapie zeigen – die Eliten waren seit eh und je tierexperimentelles Material für biologische Belastbarkeit. Der Umstand, dass diese Experimente freiwillig und sehr kostspielig sind, unterstreicht die geistige Armut ihrer Abnehmer.

Reichtum, Prunk, Stellung sind keine Richtwerte des Erfolgs. Sie sind Blickfänge des Karottenprinzips. Die Kultur hält sie vor die Nase und lenkt so ihre Lasten-Esel.

Der Schaffende errichtet Paläste aus einem wackligen Bauschuppen und seine Werke schmücken dann die Jahrtausende. Möge die Schöpfung mit euch sein! Seid dreist in euren Vorhaben und lasst euch weder von düsteren Vorhersagen noch Mahnungen der Unfähigkeit abhalten.

Mahner

Der Schatzfinder drängt seinen Fund Niemandem auf. Er lebt beglückt mit und davon. Das Gleiche betrifft auch die Wahrheit. Zwingen, bekehren, ins Gewissen reden – wozu? Schon eine Andeutung oder Vorführung genügen. Welche Wahrheit haben wohl die laut Mahnenden entdeckt, da sie auf uns einreden und uns gegen Wachstum, Industrie, Gentechnik und was auch immer aufbringen wollen? Haben wir uns tatsächlich zu weit vorgewagt? Sollten wir umkehren? Zu welchem Anfang? Zu dem eines Parasiten? Biologisch gesehen haben wir uns von diesem ohnehin noch nicht weit entfernt. Nicht zurück, hinaus aus dem Tierdasein sollten wir streben, auch dann, wenn es weh tut, wenn das Tier in uns leiden und winseln sollte.

Haben wir keine Angst vor dem Morgen! In der Steinzeit hielt man Bronze für Teufelswerk. Später verteufelte man Eisen und pries

Bronze an. Im Mittelalter wurden Müller für Teufel gehalten. Heute sitzen „Teufelsanbeter“ in der Regierung und lassen überall Windräder in den Himmel ragen. Im 18. Jahrhundert demonstrierte man gegen Eisenbahnen. Man hatte Angst, die Kühe auf den Wiesen würden keine Milch mehr geben, wenn die Eisenmonster an ihnen vorbeirasen. Heute preist man die Eisenbahn und verteufelt Autos. Methan bildende Kühe kommen auch nicht gut dabei weg.

Die Gentechnik wurde bereits bei ihren ersten unschuldigen Schritten angeprangert. Die Angst des Tieres, das um ein Menschenlager streift und entsetzt in die Flammen seiner Feuerstelle schaut, durchzieht die Argumente der Kritiker. Das meiste von den Preisungen wie von der Kritik an der Gentechnik ist nicht haltbar. Das Gen ist ein Wort, ein Zeichen, kein Täter. Genauso, wie einem Sammlervolk eine Bauanleitung für eine Atombombe nichts nützt, können Organismen mit der DNA fremder Arten wenig anfangen. Bei verwandten Arten ist es mitunter möglich, Hybride zu zeugen. Sie weisen jedoch schwerwiegende Fehlbildungen auf und bleiben steril. Der Grund hierfür ist, dass die gleichen Gensequenzen von verschiedenen Organismen unterschiedlich umgesetzt werden. In das Genom fremder Organismen eingebaut, wird die DNA anders interpretiert. Die Fehler wachsen gemäß zur Entfernung des Verwandtschaftsgrades. Ein Buchbinder kann sich einen Scherz erlauben und einige Seiten eines Kochbuchs zwischen mathematische Abhandlungen einfügen. Ein Verleger kann versehentlich beim Nachdruck falsche Vorlagen benutzen und die Zahl der Hybride vermehren. Ein Koch, dem Sinn verpflichtet, setzt beim Lesen alles wieder auf den richtigen Platz, manchmal etwas anders – nie aber zufällig oder wahllos. Der Organismus tut das Gleiche. Man sieht es am künstlich hergestellten COVID, an den vergeblichen Versuchen aus Vogel- und Schweinegrippeviren

eine Super-Biowaffe zu erschaffen. Kaum in der Freiheit angekommen, werfen diese „Wunderwaffeln“ ihre Anhängsel ab. Nicht die Gentechnik – die Menschen, die dahinterstehen, sind gefährlich. Mit Forschungsverböten kommt man ihnen nicht näher. Meist kommen die Verböte eben von diesen Missetätern, um Einsicht in ihre Karten zu verhindern.

Bleiben wir gelassen. Denn trotz aller Ängste, Bedenken und Beschwichtigungen der vergangenen und jetzigen Zeit, der Weg endet nicht dort, wo die Zeitgenossen es meinen; er führt durch alle Hindernisse hindurch.

Wohin wohl?

NATUR

Die Ägypter glaubten, die Erde wäre ein Ball und wird (wie eine Mistkugel vom Skarabäus) um die Sonne geschoben. Nach ihren Vorstellungen wurde die Erde einst geboren und wird einmal sterben. Die Sterne bestehen aus Feuer, welches am Himmel brennt, leuchtet und das Leben auf der Erde spendet. Die Mondfinsternis kommt, wenn der Mond in den Schatten der Erde gerät. Der Regen entsteht aus Luftumwandlungen.... Diogenes Laertius beschreibt im 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung diese und andere (aus seiner Sicht) lachhaft-kuriose Verirrungen, die der einzig richtigen griechischen Philosophie vorausgingen. Unsere zeitgenössischen Betrachtungen sind ähnlich überheblich hohl. Auch wir lächeln herablassend über die Ungereimtheiten der Vergangenheit und bemerken die eigenen Narrheiten nicht.

Der Begriff „Natur“ wird seit der Antike vom Wort Geburt bzw. Entfaltung abgeleitet. Natur wäre demnach alles, was Entfaltung fördert. Wir haben die ursprüngliche Bedeutung nie gelernt. Wie ein Schüler, der bei den Hausaufgaben in Geschichte nachlässig war, verlieren wir uns in Auslegungen eines aufgeschnappten

Wortes, statt ehrlich fehlendes Verständnis zuzugeben.

Der Wald, die Wiese, der Bach, das Zwitschern der Vögel sind Natur, soweit ist alles klar. Und der Rest, wozu gehört der Rest? Wir sind mit Dingen umstellt, die schlecht in das romantische Bild eines Waldfriedens passen. Wo verläuft die Grenze zwischen Natur und „Unnatur“? Woher kommen unnatürliche Dinge? Kann es in der Natur etwas geben, das nicht zur Natur gehört? Ist Chemie etwas anderes als ein gereinigtes Naturprodukt oder sogar reinstes Naturprodukt? Sind Mehl und Zucker oder aufbereitetes Wasser, reine Natur oder pure Chemie? Was genau aber meint man dann, wenn man von Natur spricht?

Der Einwand, jeder würde schließlich wissen, was Natur ist, appelliert an Vorurteile. Die Macht des Irrtums liegt gerade in der Selbstverständlichkeit, mit der seine Inhalte angenommen werden. Der wichtigste Fehler der gegenwärtigen Naturbetrachtungen ist eine unbewusste Unterstellung. Sie schreibt der Natur eine immanente Güte zu und überlässt böse Absichten allein dem Menschen. Die Menschheit wird mit einer Plage verglichen, die sich in der unbefleckten Mutter Natur ausbreitet. Dabei ist es umgekehrt. Die Natur ist kaltschnäuzig, der Mensch ist gütig.

Die Herzlichkeit, mit der uns Wälder und Wiesen empfangen, ist keine Eigenart der Natur, sondern das Werk vieler vergangener Generationen. Ab und zu werden wir auf der Wanderung von einer Schlange erschreckt – meist zu Unrecht. Alles, was uns schaden könnte, ist ausgerottet oder unschädlich gemacht. Bis auf die Wölfe, welche die Grünen in unsere Parks hineinlassen, und Malaria-mücken mit anderen Schädlingen, die sie schützen. Nun können wir Maulhelden sein, ohne ein Risiko einzugehen, können Loblieder auf die Natur singen. Dabei preisen wir nicht die Natur, sondern den Garten, in den sie von unseren Vorfahren umgewandelt wurde und das nicht generell im Kosmos, sondern nur auf

einem winzigen Fleckchen des Weltalls. Oder gehört der Kosmos etwa nicht zur Natur? Wenn aber doch, würden wir uns aus dem Raumschiff auf einem unbekanntem Planeten ähnlich frei bewegen, wie wir es beim Spazieren im heimatlichen Wäldchen tun?

Im Mittelalter war es auf der Erde nicht anders als auf den fernen Planeten. Die Natur stand durchgehend und in allem dem Menschen feindlich gegenüber. Wildnis, Sümpfe, finstere Wälder und reißende Flüsse waren nicht gebändigt. Stürme, Dürren, Überschwemmungen, Hitze und Frost forderten ihren Zoll. Jeder kleine Hautkratzer konnte mit Gasbrand oder Tetanus enden, jeder Stachel giftig und jeder Mückenstich tödlich sein.

Bleiben wir zunächst bei den Krankheiten, sie sind genauer dokumentiert. 542 streift eine Pestepidemie Südeuropa. Sie verebbt erst im siebenten Jahrhundert. In diesen 150 Jahren sinkt die Bevölkerungszahl der europäischen Länder von 13 auf 9 Millionen. Erst zu Beginn des 11. Jahrhunderts wird sie 17 Millionen betragen. England zählt 1086 nach den Angaben des Domesday Books 1,2 Millionen, 1340 2,3 Millionen Einwohner. 1347 bis 1351 aber stürmt die Pest erneut durch Europa. Ihr erliegt ein Viertel der europäischen Bevölkerung. 1385 tritt die Pest ein weiteres Mal verheerend auf. Im Durchschnitt stirbt jeder fünfte Bewohner Europas. Tuberkulose, auch Weiße Pest genannt, rafft die Menschen im besten Alter dahin. Die Pocken, Amöbenruhr und Malaria, deren Verbreitungsgrenze in den wärmeren Klimaperioden weiter nach Norden reichte, stoßen die Menschen ins Grab. Die Lepra verurteilt Scharen zu einem langsamen Verfaulen. Milzbrand, Shigellose, Diphtherie lauern ihre Opfer auf.

Dürfen die angeführten Beispiele der Natur zugeordnet werden? Sind die Krankheiten nicht an die Fortschritte der Ärztekunst gebunden? Sollten sie nicht dem Stand der Medizin zugerechnet werden? Und wäre es so. Der Ausgang der Krankheiten ist eine

unmittelbare Folge der Lebensumstände und ein Spiegel der jeweiligen Auseinandersetzung von Mensch und Natur.

Die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt im Mittelalter zweiunddreißig Jahre. Die Kindersterblichkeit ist hoch. Am Ausgang des Mittelalters zählt das Heilige Römische Reich ca. 20 Millionen, Frankreich 15, Spanien 10, England 3,5 Millionen Einwohner. Kleine und große Naturkatastrophen gehören zum Alltag. Erst ab Mitte des 15. Jahrhunderts und nach der grundlegenden Umgestaltung der Lebensumstände ist eine stete Zunahme der Bevölkerung zu verzeichnen. Die Natur ist weder gut noch böse. Sie fordert unsere Feinde und Freunde gleichermaßen. Allein der menschliche Verstand macht sie zu seiner Verbündeten und nutzt hierzu alle erdenklichen, auch „unnatürlichen“ Mittel.

Eine junge Frau sitzt auf einer Bank unter einer hundertjährigen Platane. Die Sonne brennt die unbeweglichen Baumschatten in den aufgeweichten Asphalt. Doch im Halbschatten der Baumkrone ist sie vor Hitze geschützt. Ein langes rosa Kleid ohne Makel, ein breitkremziger Hut von gleicher Farbe, weiße Schuhe an den zierlichen Füßen, ein zartrosa Tuch um den Hals gewickelt, eine elegante Ledertasche in der Hand: Sie wirkt in allem wie ein zauberhaftes Wesen auf den Bildern französischer Impressionisten – ätherisch und geheimnisvoll. Nur es gibt kein Geheimnis, zumindest kein gutes um sie. Die Mauern des Krankenhauses im Hintergrund und ein Rollstuhl neben der Bank verraten, was die Hüllen verbergen: ein von Chemotherapie aufgedunsenes Gesicht, eine Glatze, einen Körper voller Qualen mit Plastikschläuchen im Hals und der Brust. Warum verschwendet diese Frau ihre knapp bemessenen Kräfte? Wozu diese ungeheurere Anstrengung des Kleidens und Schmückens bei einem Menschen, der nicht mehr ohne fremde Hilfe aus dem Bett kommt? Vor wem will diese Frau und was genau verbergen?

Sie verbirgt nichts und die anderen gehen sie wenig an. Angewidert von dem, wie sie erscheint, was sie aber nicht ist, sucht sie das auszubessern, was die Natur verpfuscht hat. Hätte sie nur über einen winzigen Bruchteil von Kräften verfügt, die ihre Körperlichkeit mit Milliarden von Zellen, Genen, Hormonen besitzt, welche Wunder würde sie vollbringen! Sie ist machtlos gegen die Verwandlungen ihres Körpers, doch sie gibt nicht auf. Mit wenigen Handgriffen, Schminke, Lippenstift und sorgfältig geordneten Kleidungsstücken verwandelt sie ein Wrack in ein erstaunliches Kunstwerk. Ein Mann kann angeblich nicht nachfühlen, was in einer Frau vorgeht, verstehen und ihr Anliegen teilen, kann er sehr wohl.

Was ist abstoßender als eine „natürliche“ Krankheit – Pest, Tollwut, Cholera – und natürlicher als eine medikamentöse Behandlung? Was ist unnatürlicher als Kurzsichtigkeit und selbstverständlicher als eine Brille? Widerlich sind „Naturvölker“ neben der Zivilisation, Sklaven, Selbstverbrennungen, hungernde Kinder, Militäreinsätze und Ausnahmezustände in einer Welt mit Radio, Internet, Computern und Weltraumsonden.

„Natürlich“ ist ein anderes Wort für das Leben Fördernde: Sport, Wissen, Sauberkeit, Trinkwasser, Autos und befestigte Wege. Ob Musik, Lasereffekte, Fernseher, Zucker, Mehl, Waschmittel oder Kleidung – es kommt auf die Folgen, nicht auf den Ursprung oder die Beschaffenheit an.

Natürlich ist, was unserem Wesen entspricht und die Vervollkommnung fördert. Selbstverständlich ist dabei nichts. Man kann nicht den Weg zurück zur Natur beschreiten. Der Natur kann man nur vorausseilen. Woher kommt aber die Sehnsucht nach der verlorenen Naturnähe und dem paradiesischen Urzustand in ihrem Schoß?

Die Gattung Homo sapiens ist „draußen“ entstanden. Bis vor

zweitausend Jahren waren sein Heim: Wälder, Wiesen, Höhlen, Küsten und Felsen. Die menschlichen Sinne sind auf das Rauschen der Blätter, Plätschern des Wassers, das Grün der Wiese, den Morgentau, strahlende Sonnenaufgänge, verhüllende Streifen des Nebels und die Stille der Dämmerung geschärft. Der Schrei der Eule, das Kreisen des Adlers, die funkelnden Gestirne des Himmelsgewölbes ziehen ihn an. Doch davon sieht der Gegenwartsmensch wenig. Stattdessen ist er in enge Käfige beheizter Stadtwohnungen eingepfercht und quält sich in der Blechkiste eines Autos/Busses zum leblosen Betonwürfel seiner Arbeitsstätte. Die Auflehnung gegen den erzwungenen Lebensstil ist verständlich. Die Maßregelungen einer „grünen“ Politik sind jedoch seinen Hoffnungen entgegengesetzt. Der Mensch ist ein Risiko, der Mensch ist ein Problem für die Wildnis und so wird dem Menschen als einziger Spezies das Anrecht auf das Leben im Grünen aberkannt. Man will hierdurch die wilde Natur schützen? Was man damit erreicht, geschieht zum Leidwesen des Menschen und der Natur.

Lässt sich der Vorgang aufhalten? Wohl kaum. Mit dem Aufkommen von Eukaryoten verschwanden die Stromatolithen, mit dem Aufstieg der Dinosaurier mussten die Insekten weichen. Das Aufkommen von Säugetieren ließ den Dinosauriern keinen Platz. Für den Siegeszug des menschlichen Geistes gibt es keine Alternative mehr zu einer Kulturlandschaft. Auch Wildparks sind nur ein Teil von ihren Gärten.

Die menschlichen Wohn- und Arbeitsstätten müssen aus Gefängnissen in blühende Paradiese verwandelt werden. Weder Ausgrenzung noch Nachahmung und Imitationen helfen dabei. Was aber dann?

Die mittelalterlichen Gelehrten waren stolz auf die ersten Maschinen. Stellten sie ihre mechanischen „Monster“ neben die

Schöpfungen der Natur, so wirkte die Grobheit der neuen Bauformen beschämend. Die Werke der Natur schienen vollkommen, nichts Überflüssiges zu enthalten und von allem genug zu haben. Wir wissen inzwischen, dass die Natur keine Zaubersprüche kennt. Auch sie verrennt sich oft und weiß nicht weiter. Ihre Vollkommenheit resultiert aus einer Milliarden Jahre andauernden Anpassung, einem widersprüchlichen Prozess voll von stupidem Schleifen, Feilen, Bohren an allem, was die Erfindungskraft hervorbringt. Solche Zeiträume stehen uns nicht zur Verfügung. Dennoch brauchen wir unsere Werke nicht zu verstecken. Viele unserer Schöpfungen können sich inzwischen mit der Vollkommenheit der Natur messen und diese sogar überbieten. Dabei wurden sie in einer viel kürzere Zeit und mit weniger Ausschuss erschaffen. Die Nachahmungen wirken dagegen stümperhaft, wie ein verwelkter und mit Acrylgrün „frisch“ angestrichener Rasen. Natürliches ist alles andere als feststehend. Es ist im Gegenteil die größte Kunst überhaupt, „natürlich“ zu sein, ohne Verkrampfung zu handeln und zu denken.

Wie viel Grazie kann eine einfache Geste enthalten – schwungvoll und leicht! Und wie schwer erreichbar ist genau diese Leichtigkeit! Wir werden nicht das letzte Mal darüber staunen, was schon immer neben und in uns greifbar lag und doch übersehen wurde. Nach Jahrtausenden kommt ein Namenloser aus der Vorstadt und tanzt Stepp, Rock`n`Roll oder führt Breakdance vor, spricht, schreibt oder dichtet, philosophiert und es wird jedem klar, dass diese neue Art sich zu benehmen und die Welt zu sehen, die natürliche ist. Umgekehrt, alles, was als natürlich galt, bekommt einen Abzug, wirkt nunmehr unnatürlich, verkrampft. Über Werke, die in Jahrmillionen der Evolution geformt wurden, stehen solche, die heranbrechende Zeiten prägen werden. Dieses Anrecht auf die Zukunft, dass einem zarten Trieb der Butterblume ermöglicht, die

Asphaltdecke eines Gehwegs zu sprengen, bildet die eigentliche Urkraft und Wucht, die wir bei der Natur so bewundern.

Verweilen wir nun bei dem, was man als **unnatürlich** schmählt. Der farblose Salamander *Proteus anguinus*, Bewohner dunkler Grotten, führt den Hochzeitstanz so aus, wie seine Vorfahren es getan haben. Er ahnt nicht, dass seine Partnerin ihn nicht sehen kann. Auch das eigene schäbige Aussehen entgeht ihm. Die Gattung hat ihr Sehvermögen vor einigen Millionen Jahren eingebüßt. Das gewundene Tanzen hat die schmückenden Körper- und Flossenfarben sowie das Augenlicht überlebt.

Man kann mehrere Beispiele für ein Verhalten anführen, das sich zäher erweist, als die körperlichen Attribute und Voraussetzungen dafür. Das groteske Beharren an Überholtem macht das einst Zweckmäßige zu einer Posse. Der Mensch trägt nicht anders als Libellen und andere sonderbare Tiere viele solcher Rudimente mit sich. Bei ihm sind es vor allem: Aggression, Eitelkeit, Selbstherrlichkeit. Diese Überbleibsel und ihre Folgen machen das Gekünstelte des menschlichen Daseins aus. Die „künstlich hergestellten“ neuartigen Stoffe und Elemente (Bronze, Stahl, Latex, Acrylglas) haben damit nichts zu tun.

Doch ist selbst das Gekünstelte wirklich immer und in allem so verabscheuungswert? Ist es nicht vielmehr bedeutungslos und bedauernswert? Besteht unser Erwachsenwerden nicht im Testen und Abschütteln von Verhaltensweisen und Einstellungen, die sich fürs Mensch-Sein unnötig, ja lästig erweisen? Muss nicht jeder Reifende erst einmal den gleichen Fehlern verfallen, um diese zu überwinden und kann man ein Kind, ein Menschenkind, anders davor bewahren, als dass man es auf Fallgruben zusteuert und die Folgen der Fehlritte im Kleinen zeigt?

Lehre besteht unter anderem im Proben von Situationen, in denen man versagen würde, wäre man den gemeinen Sinnen und Trieben

gefolgt. Die Übung mag unnatürlich wirken, sie hilft, den Ernst zu vermeiden. Eben darin besteht der Vorgang des Reifens während der biologischen, kulturellen, wie geistigen Entwicklung. Man beginnt mit dem ursprünglich einfachen und provisorischen und baut es zum Vollkommenen aus.

Das aufsteigende Bürgertum ging bisweilen zu weit. Der puritanische Versuch, alles Vorausgehende zu unterdrücken und gleich mit dem Richtigen zu beginnen, brachte schlimmere Blüten als die Freizügigkeit aller Laster hervor. Man hatte die Feder überspannt. Der gerade Weg durch die Dornenhecke ist nicht der schnellste. Die Kraft des Instinktes pflegt zu steigen, wenn man seinen Weisungen trotzt. Und wozu? Man unterdrückt den sinnlosen Bartwuchs nicht. Man ignoriert ihn oder besser noch, man lässt Haare am Kopf, Kinn und den Beinen wachsen und rasiert diese, wenn nötig ab. Wann lernen wir es, ähnlich gelassen mit Kinderkrankheiten unserer Instinkte umzugehen?

Kunst (-liche?)

Natürlich oder Künstlich? – diese Trennung vermittelt der Gegenwart die gleiche Hochspannung, wie die Einteilung in Herren und Sklaven, Arbeiter und Ausbeuter Jahrhunderte zuvor.

Mit Mutternatur ist, wie wir bereits zeigten, nicht alles so einfach, wie die Zeitgenossen es sich vorstellen. Wie ist es aber mit der Kunst bestellt? Was genau ist die Kunst und was zeichnet Künstliches aus? Was ist an diesem oder jenem schlecht? Warum muss man auf ihre Werke in Museen Farbe sprühen, wie die Umweltaktivisten der „letzten Generation“ es heute tun?

So schwierig ist die Definition der Kunst nicht, wenn auch Sot-heby's es anders darstellen. Jeder spürt die richtige Antwort, wenn er die Kunst sieht.

Wir stöbern gern in Kisten und Schränken von Dachkammern und

Abstellräumen. Mitunter kommen wahre Schätze zum Vorschein: ein altes Musikinstrument, eine Spindel, eine Postkarte. Abgelegt und vergessen zwischen Ramsch, haben diese Gegenstände unverehrt die Zeit ihrer Beanspruchung überstanden. Die Gegenwart nahm ihnen den Beigeschmack des Notwendigen. Eile, Arbeit, Pflichten, Kosten, alltägliche Sorgen, die einst den Besitz und die Handhabung dieser Gegenstände begleiteten, sind vergessen. Geblieben ist die Darbietung des Machbaren oder die reine Kunst. Monumentalbauten oder Filigranarbeit, Bilder, Linien, Farben, Charaktere, Formen eines Gefäßes, eines Tisches, eines Stuhls – **die Kunst ist ein Denkmal des Könnens, eine Demonstration der eroberten Zweckmäßigkeit, Offenbarung der Macht des Schöpfers, Ansporn und Mittel zur eigenen Vervollkommnung zugleich.**

Ein Können, das statt Werte zu schaffen, diese vorgaukelt, verkehrt zur Künstlichkeit. Fälschung oder Ersatz von Echtem durch Künstliches, hat eine lange Vorgeschichte. Es gab Zeiten vom puren Fälschungswahn. Nach den Reliquien zu urteilen, die einst an verschiedenen Stellen Europas aufbewahrt wurden, könnte man annehmen, dass der Leib heiliger Märtyrer und ihr ärmliches Hab und Gut sich nach ihrem Tode massiv vermehrten. Die Archive sind mit mittelalterlichen Urkunden gefüllt, deren richtiges und angegebenes Verfassungsdatum um Jahrhunderte voneinander abweichen. Geld, Gold, Edelsteine, Kunstgegenstände – alles, was Wert besitzt, wurde bereits gefälscht. Was ist aber künstlich am Nylon, an Schwermetallen und radioaktiven Isotopen, an elektronischen Bildern oder Musik?

Das Künstliche besteht nicht im Hervorbringen von Neuem, sondern im vorsätzlichen Handeln mit dem Anschein.

Ein Chemiker, der einen Süßstoff entwickelt, zeugt von der Kunst seines Faches, ein Arzt, der diesen zur Behandlung der

Zuckerkrankheit einsetzt, stellt seine Heilkunst unter Beweis. Wer den Lebensmitteln insgeheim giftige Farb- und Geschmacksstoffe zusetzt, wer Erkenntnisse zur Täuschung anwendet und den Schaden anderer in Kauf nimmt, setzt Künstliches anstelle von Kunst.

–

WIRTSCHAFT

Wirtschaft baut auf Eigennutz – diese provokante These steht am Anfang moderner ökonomischer Theorien. Sie wird Adam Smith zugeschrieben, ist aber gewiss älter. Das industrielle Zeitalter begann mit der Zerschlagung überholter Traditionen. Dienlich hierzu war alles, selbst Gemeinheit und Ruchlosigkeit. Die Laster übernahmen die Drecksarbeit und beseitigten Anachronismen. Davon gab es viele. Im Übrigen ist die Formel falsch. Wirtschaft ist auf dem menschlichen Streben zur Entfaltung aufgebaut, auch der Eigennutz dient hierzu, stellt aber die primitivsten der Voraussetzungen dar. Einzelne Äußerungen des vielschichtigen Entfaltungsdrangs hängen von den Umständen ab. Behindert die Gemeinschaft die Verwirklichung Einzelner, ziehen diese den Eigennutz der Kameradschaft vor und umgekehrt. Betrachten wir nun die Wirtschaft von diesem Standpunkt aus, so wie wir es vorher mit der Physik, Kultur und Natur machten.

DEFINITIONEN

Die moderne Wirtschaftslehre jongliert gern mit scheinbar feststehenden Begriffen und meidet ihre Klarstellung. Sie tut so, als wären diese selbstverständlich und trickst unverschämt. Je nach „ökonomischer“ Schule, Land und Autor, werden einzelne Worte unterschiedlich interpretiert und willkürlich miteinander

verbunden. Jeder nimmt, was ihm gerade passt und tauscht die Inhalte von Bezeichnungen zwischen einzelnen Kapiteln, Seiten und mitunter selbst innerhalb des gleichen Satzes aus. „Das Kapital“ von Karl Marx und der Umgang mit diesem Werk sind eine hervorragende Illustration für dieses eklektische Durcheinander.

In seinem größten ökonomischen Werk unterscheidet Karl Marx zwischen dem Wert und dem Preis eines Gegenstandes, und leitet davon den Warenwert, Gebrauchswert, Tauschwert, Mehrwert, verschiedene Kapital- und Ausbeutungsformen ab. Der Text fließt.

70 Jahre lang diente „Das Kapital“ der wissenschaftlichen Begründung des politökonomischen Experimentes in der Sowjetunion. Dabei wurde das Wort „Wert“ in der russischen Ausgabe als стоимость übersetzt (was so viel wie „die Kosten“ und niemals „der Wert“ bedeutet). Den „Preis“ legte man als „цена“ aus (was in etwa dem russischen Ausdruck für den Preis entspricht, allerdings in der russischen Deutung eine Nebenbedeutung von Wert hat, da linguistisch von dem Wort ценность=Wert abgeleitet wird). Ganz anders als bei Marx wurde das Wort „ценность“ (russischer Analog des Wortes „Wert“) in der offiziellen russischen Ausgabe des Kapitals nur fünf Mal benutzt. Drei Mal im Sinne humanistischer bzw. wissenschaftlicher Werte und zwei Mal als ein anderer Ausdruck für den Preis. Das Wort „значение“, was auf Russisch „Wert im Sinne eines Messwertes“ heißt, wurde im Zusammenhang mit Ökonomie gar nicht benutzt. Doch, oh, Wunder! Weniger glaubwürdig wurde „das Kapital“ in der russischen Fassung nicht. Die Übersetzungsdeformation wurde weder entdeckt noch bis heute bereinigt, wahrscheinlich, weil auch der Autor es mit den Inhalten nicht so streng nahm. Seine Definition des Wertes (Arbeitsaufwand bei der Gewinnung des gesellschaftlich Nützlichen) beschreibt eben den Aufwand und nicht den Wert,

was man (in dieser Anwendung und nicht generell) als Kosten übersetzen sollte. Unwillkürlich wurde die russische Ausgabe hierdurch partiell genauer, wenn auch nicht hilfreicher, denn die Polarisierung von Wert und Preis verlor ihre Pointe und wurde durch Gegenüberstellung von Kosten und Preis ersetzt. Marx hat die letzte Gegenüberstellung gar nicht bewusst unternommen.

Wir werden nie herausfinden, warum Marx das Wort Wert einmal im Sinne des Aufwands, dann im Sinne des Werts (Bedeutsamkeit), oder im Sinne der Messlatte (wie bei einem Gerätwert) benutzte. Der alltägliche Sprachgebrauch tut dies ebenfalls auf Schritt und Tritt. Worte übermitteln jedoch keinen Sinn, wenn ihre Inhalte unverbindlich bleiben und jeder wählen darf, was jeweils gemeint ist.

Klären wir die Grundbegriffe der Ökonomie streng aus Sicht der Lebensentfaltung. Um Missverständnissen vorzubeugen, werden Definitionen zentraler Begriffe mit **Fettschrift** hervorgehoben, damit der Leser leichter nachsehen kann, ob er diese Begriffe im gleichen Kontext wie der Autor wahrnimmt, und ob der Autor diese nicht laufend vertauscht.

Werte

Man kommt zu Werten durch Mühen, dennoch besteht der Wert nicht in der Arbeit. Besäßen Arbeit und Mühen an sich einen Wert, so wären Liegestützen und Kniebeugen einige der wertvollsten Beschäftigungen überhaupt. Denn sie sind leicht zu gewinnen, überall zu erhalten und für die gesellschaftliche Gesundheit von hohem Nutzen. Das Gegenteil ist der Fall. Wenn der Wert etwas mit Arbeit zu tun hat, dann in dem Umfang der Mühen, die er überflüssig macht.

Wert ist ein anderes Wort für Bedeutung, für die Erfüllung des Lebens mit Kräften, Freuden und Sinn. Der Wert macht das

Ersehnte greifbar, das Erträumte wirklich, das Denkbare machbar. Leistung, Position, ein glücklicher Gedanke oder ein Gegenstand – alles, was den Umfang des Machbaren mehrt, hat einen Wert, der dem Vermögenszuwachs und der realisierbaren Lebensfülle entspricht. Die Arbeit, die Mühen sind ein notwendiges Übel. Sie ermöglichen den Wert und setzen ihn zugleich herab. Je größer der Aufwand, desto weniger ist die Sache der Mühe wert.

Der Wert ist somit aus Sicht des Lebens der Beitrag eines Gegenstandes zur Schaffungskraft (dem Vermögen) eines Individuums, der Gesellschaft oder des Marktes.

Wert ist keine gegenständliche Größe. Er existiert nicht als eine Maßeinheit, sondern als eine Verheißung. Damit eine Verheißung zum Wert wird, muss dieser realisiert werden (bzw. greifbar realisierbar sein). **Jeder Wert ist somit zugleich der Anspruch auf eine anstehende Schöpfung.** Während der Aufwand in Zahlen der bisher notwendigen Anstrengungen messbar ist, existiert der Wert stets als ein Kalkül. Zwar ist jede Schätzung imaginär, entscheidend am Wert ist nicht die Einbildung, sondern die Umsetzbarkeit, und diese ist eine reale Größe. Der Umstand, dass Realisierbarkeit nicht für jeden erkennbar ist, schmälert ihre Durchsetzungskraft keineswegs. Allerdings liegt die Substanz des Wertvollen nicht in der Vergangenheit, wie im Fall einst „erbrachter“ oder anstehender Aufwendungen, sondern sie ist unbestimmt in der Gegenwart, dafür umso gehaltvoller in der Zukunft.

Der Wert besteht in der Fähigkeit, dem Lebensdrang die Zukunft zu erschließen. Mehr am längeren und tatkräftigen Leben hat den höchsten Wert und liegt jeder Wertebildung zugrunde.

Vermögen

Vermögen ist der Umfang des Machbaren auf der Basis des Verfügbaren. Seine äußere Erscheinungsform sind die

stemmbaren Kosten und Utensilien hierzu.

Gewöhnlich stellt man sich Vermögen und Reichtum gegenständlich vor. Immobilien, Aktien, Bankkonten, schieben sich vor den Kern der Sache. Das Eigentliche, das Können, die Befähigung, etwas zu bewirken oder in Gang zu halten, wird von diesen Zweckvorrichtungen verdeckt. Nun, vom Menschen getrennt oder in falsche Hände geraten, werden diese Wichtigtuer nutzlos, mitunter lästig.

Der Finder einer Truhe mit Aktien der Reichsbank kann die Gefühle des Sparers nicht verstehen, der diese Papiere mühevoll vor dem ersten Weltkrieg zusammentrug. Der Hausierer sortiert vergilbte Handschriften von Leonardo da Vinci getrennt von veralteten Telefonbüchern und Kartonkisten zur Makulatur, da Kataloge ihm mehr Ertrag als gestapelte Einzelblätter bringen. Ob es sich um scharfen Verstand, Bildung, Geschick oder materielle Gegenstände handelt, der Besitz an diesen trägt im gleichen Maße zum Vermögen bei, wie er zum Umfang des Machbaren beiträgt. Dieser Beitrag fällt von Mensch zu Mensch, von Land zu Land, von Epoche zu Epoche unterschiedlich aus. Man sollte daher bei den Wertgegenständen, stets an die daran geknüpften tatsächlichen Leistungen, ihren Sinn und ihre Ausrichtung achten. Fehlen diese, ist jedes Vermögen bloß ein Luftschloss. Manches Vermögen mag auf Milliarden geschätzt werden, nur wer hat etwas von Zahlen, die sich nicht umsetzen lassen?

Kosten

Wirtschaften heißt, im Streben zum Glück Ziele setzen, nach Gelegenheiten ausschauen, mit Verfügbarem haushalten, Ersehntes verwirklichen. Auf dem Weg zur Selbstverwirklichung sucht jeder sein Vermögen (realisierbare Lebensfülle) zu mehren, zumindest aber zu erhalten. Die Wirklichkeit bietet Gelegenheiten, die

Gemeinschaft stellt Mittel dazu bereit. Gemessen an den jeweiligen Zielen erscheinen einige Gelegenheiten und Mittel mehr oder weniger nützlich. Man ordnet diese entsprechend den eigenen Zielen und Möglichkeiten ein.

In Gesellschaft muss man einer fremden Wertschätzung Rechnung tragen. Kreuzen sich die Bestrebungen, ist die Auseinandersetzung unausweichlich. Je beehrter der jeweiligen Seite etwas erscheint, desto anstrengender ist das Tauziehen. **Kosten sind die jeweiligen Aufwendungen, um zu definierten Leistungen oder Gelegenheiten zu gelangen.** Kosten werden daran gemessen, wie viel an **Lebenskraft** diese negativ beanspruchen. Mit wachsenden Vermögen und Produktivkräften sinken Kosten und erforderliche Kraftaufwendungen.

Kräfte sind keine Zustände, sondern Vorgänge, die sich an Resultaten messen lassen. Das schon Erbrachte ergibt erschlossene Verhältnisse und erschaffene Gegenstände, das zu Erbringende umfasst die Leistungsfähigkeit oder Produktivität. Das Vollbrachte bildet die Grundlage für gegenständliche Waren, das zu Entrichtende bildet die Grundlage für den Lohn.

Ware

Arbeit und Fleiß sind Voraussetzungen aber keine Eltern der Wertschöpfung. Der wirkliche Schöpfer der Werte ist die Kompetenz. Diese erschließt die höchsten Werte mit geringstem Aufwand.

Kompetenz ist allgegenwärtig, jedoch nicht gleich verteilt und ausgerichtet. Jeder Besitz und jedes Vermögen haben deswegen neben dem individuellen Wert einen von diesem abweichenden gesellschaftlichen Wert. Kann man mit dem Teil des eigenen Vermögens weniger anfangen als ein anderer, liegt sein Eigenwert unter einer andersartigen Beschäftigung, so entsteht ein Anreiz zum

Tausch, bei dem jeder an einer Mehrung des gemeinsamen Wohlstandes arbeitet, obwohl er seine eigenen, oft gegensätzlichen Ziele verfolgt. Jeder Tausch (Lohn gegen Arbeit, Erzeugnisse gegen Bezahlung) ist ein Ausdruck der Kooperation. **Die Ware ist das Tauschangebot eines potenziellen Wertes, das mit einem Preis versehen ist. Dabei ist es unwichtig ob es sich um ein Produkt oder eine Leistung handelt. Beide können Waren sein.**

Wertschöpfer

Für den Wertaustausch sind Leistungen und gegenständliche Waren wesensgleich, wichtig ist, dass diese der Vermögensschöpfung beitragen. Nur **bei Löhnen tritt der Produzent als (Tausch)Wertschöpfer auf**, den er in das eigene Vermögen umsetzt. Der Arbeiter ist dabei der Auftragnehmer. **Bei Waren ist der eigentliche Wertschöpfer der Massenkäufer**, für den der Warenproduzent ein Auftragnehmer ist.

Wie bitte? Müsste es nicht umgekehrt heißen? Schafft nicht derjenige Werte, der schuftet oder zumindest die Waren herstellt? Nein! Er macht diese möglich. Löhne oder Waren, die nicht umgesetzt werden und somit nicht dem Zweck einer Wertschöpfung dienen, haben keinen Wert. Erst die Umsetzung (oder die Möglichkeit dazu) durch die Abnehmer macht die Waren zu Werten.

Ist der Unternehmer mit der Arbeit seiner Lohnempfänger unzufrieden, kann er hiermit keinen zureichenden Tauschwert gewinnen, so verweigert er deren Weiterbeschäftigung und den vom Arbeiter geforderten Preis für seine Arbeit. Können die Kunden mit der Ware keinen höheren Wert realisieren, weigern sie sich diese, zu den angesetzten Preisen abzunehmen.

Im Alltag wird oft eine bloße Steigerung des eigenen Vermögens als ein eigenständiger (sogar der eigentliche) Wert angesehen. Es finden sich Menschen, die um die größtmöglichen

Zahlen davon miteifern. Die Forbes-Liste führt eine Rangordnung der reichsten Menschen der Welt. Die Boulevardpresse und Börse heizen das Wettrennen an. Produzenten, Spekulanten, Anleger, Sparer, Besitzer interessieren sich dabei nicht für die realen Werte (eigene oder fremde), sondern allein für das nominelle Vermögen, das sich gewinnen lässt. Ein solches Herangehen mag kurzfristig sein. Es ist wirkungsvoll und hilft selbst den dümmsten Egozentriker sich in das Gemeinsame einzubinden, ohne dass er die Zusammenhänge verstehen muss.

Preis

Der Warenpreis wird im Anpreisen der Angebote geboren und in (Erstattungs-) Kosten ausgedrückt.

Äußerlich muten sich Preisverhandlungen wie ein Schachern mit vorgegaukelten Schätzungen an, bei dem hemmungslos gestritten wird, wo und wie einem etwas bringen und kosten würde. Wenn jedoch Werte und Preise bei diesem Feilschen in erstattungspflichtigen Kosten ausgedrückt werden, warum nicht gleich alles: Werte, Preise, Kosten, Vermögen durch fair berechneten Arbeitsaufwand ersetzen und festhalten?

Vorgeschlagen hierzu wurde die Multiplikation von Anstrengungen mit der Zeit. Viele andere Äquivalente der menschlichen Kraft, oder ganz allgemein der Energie wurden ebenfalls erwogen. Wenn auch, abstrakt gesehen, durchaus interessant, bewährt hat sich keiner dieser Vorschläge. So verwunderlich ist das Ergebnis nicht. Die mathematische Angleichung gegenseitiger Kräfteaufwendungen ist fehl am Platz. Preise, Werte und Kosten sind grundverschiedene Dinge. Ihre Schätzung dient jeweils anderen Zwecken. Beim Feilschen und An- bzw. Herunterpreisen werden nicht die „exakten Kalorien von Anstrengungen“ ermittelt, sondern die Bereitschaft sich an der fremden Wertschöpfung zu

beteiligen. **Die angesetzten Preise sind Erstattungskosten, bei denen das Individuum (oder die Gesellschaft) bereit ist, bei einer fremden Wertschöpfung mitzuwirken,** statt geradeaus die eigenen Ziele im eigenen Kompetenzbereich zu verfolgen.

Preise sind ein Ausdruck der Möglichkeit (mitunter Notwendigkeit), die Kosten der eigenen Wertschöpfung zu senken. Man begibt sich auf den Umweg einer Mitbeteiligung an fremden Unternehmen und wird hierfür, durch Bezahlung angesetzter eigener Preise entlohnt.

Preisbildung

Rein rechnerisch, entspricht das konkrete Preisminimum der Höhe des Vermögens, das der Aufstellende durch andersartige Beschäftigung (bzw. seine Mitbeteiligung woanders) einholen kann.

Das Maximum des angesetzten Preises beträgt die Höhe des Wertes, den der Käufer durch Erwerben preisgegebener Werte für sich rausschlagen könnte, und daher bereit ist, eine fremde Forderung zu begleichen. Preisverhandlungen bewegen sich zwischen dem potenziellen Minimum und Maximum und werden von den Interessen der Teilnehmer und ihrer Kompetenz gelenkt.

Das klingt relativ leicht zu ermitteln, ist es aber nicht.

Werte sind vorausschauende Größen des Angestrebten, des noch nicht Erschaffenen. Ihre geschätzten Ausmaße können richtig liegen, aber auch falsch sein und werden erst im Prozess der Realisierung deutlich. Der Käufer weiß selten genau wie viel (die ihm gebotene Ware) an Wert bringen wird.

Kosten sind real feststellbare Aufwendungen, in ihrer Gültigkeit jedoch zeitlich begrenzt. Mit steigender Produktivität fallen diese. Werte sind vage in der Gegenwart und gewichtig in der Zukunft. Kosten sind deutlich in der Gegenwart und verschwommen in der Zukunft. Weniger real sind die (realisierbaren) Werte gegenüber

den derzeit notwendigen Kosten nicht, ganz im Gegenteil, nur ersichtlich, verständlich und anziehend sind sie nicht für alle und nicht sofort. Ihre Ausmaße zu bestimmen und in gültigen Watt, Stunden oder Kalorien bindend für alle Beteiligten auszudrücken ist genauso unreal, wie die Zukunft mit der Unvollkommenheit der Gegenwart zu ermessen. Der eine ist besser, der andere schlechter im Vorausschauen, jedoch nicht generell, sondern jeder auf seinem speziellen Gebiet.

Wer die Preise bezahlt, versucht nicht, den Verkäufer für seine Werte zu interessieren. Er bietet ihm etwas, das seinen Interessen entspricht und von diesem gesucht wird. Der Käufer bezahlt fremde Preise mit dem Abzug von seinem Vermögen. Er tut es nur dann, wenn er von dem gewonnenen Wert ein viel höheres als das abgetretene Vermögen erwartet und erwirtschaften kann. Die Gewissheit, als Maß der eigenen Kompetenz ist entscheidend dabei. Die Erstattung von Preisen sichert Mithilfe dort, wo Einsicht (das Interesse an der Werteschöpfung) fehlt. Die Realisierung von Lohn-, Dividenden- und Warenpreisen garantieren wiederum den Zweifelnden (Lohnarbeitern, Verkäufern), dass das, woran sie sich (durch Preisgabe des eigenen Vermögens) beteiligen, auch lohnt und zwar nicht irgendwann, sondern jetzt. Verstehen müssen sie dabei nicht, worum es eigentlich geht. Eine klingende Münze ist Erklärung genug. Der Unwille, die Unpünktlichkeit, Ausflüchte und Unehrllichkeit bei der Bezahlung der Preise sind ein sicherer Hinweis dafür, dass das Unternehmen nicht solide bzw. ehrlich gemeint ist, dass es niemandem außer den Verursachern etwas nützt.

Verfügbarkeit

Ganz allgemein gesehen, zeigen Preise der Löhne und Preise der Waren eine entgegengerichtete Dynamik. Während Löhne mit

steigender Befähigung steigen, sinkt der Preis der Waren mit der Senkung ihrer durchschnittlichen Herstellungskosten und deren Verfügbarkeit. Das liegt unter anderem an dem Preisdruck.

Jedes Preisangebot will generell das Maximum an Gewinn realisieren. Dieser maximal realisierbare Preis entspricht der Höhe des öffentlichen Interesses (und hängt von den gesellschaftlichen Zielen und Ausrichtungen ab). Die mangelnde Verfügbarkeit steigert das Interesse an der Ware bis zum maximal realisierbaren Wert. Bei hohen Gewinnspannen finden sich jedoch mehrere Preisanbieter, die diese Differenz für ihre eigene Vermögenssteigerung nutzen wollen. Ihre Tätigkeit erhöht die Verfügbarkeit und senkt das Interesse. Je höher die Leistungsfähigkeit der Gesellschaft und je schneller die Produktionskosten sinken, desto schneller kann der Markt mit den Waren gesättigt werden. Der Preis verfällt bis zu den Gewinnspannen, die gerade noch rentabel sind.

Die steigende Leistungsfähigkeit von Lohnarbeitern macht ihre Beschäftigung bei unrentablen Aufgaben sinnlos. Sie wenden sich erträglicheren Betätigungen zu. Der Preis der Lohnarbeit steigt. Dies geschieht jedoch nur dann, wenn der steigenden Leistungsfähigkeit der Lohnarbeiter ein Anwendungsfeld offen liegt. Nicht die Kraft, Schnelligkeit, Effektivität als solche sind entscheidend, sondern ob das, worauf diese gerichtet sind, einen Sinn ergibt. Sind die innovativen Anwendungsfelder ausgeschöpft, findet eine Kraft keine sich lohnenden Ansätze in ihrem Anwendungsbereich, so verfällt der Preis einer Lohnarbeit. Der Verfall geschieht genau auf die gleiche Weise, wie der Preis einer gegenständigen Ware verfällt, wenn deren steigende Verfügbarkeit und Sättigung des Marktes zu Desinteresse führen. Da die Menschheit jedoch in ihrer Gesamtheit nie stillsteht und sich immer neue erträglichere Betätigungsfelder eröffnet, ist der Verfall der Lohnpreise nie generell und ein Zeichen dafür, dass die Gesellschaft

sich in ihrer Entfaltung (an diesem konkreten Ort und dieser Stelle) verlangsamt oder zum Stillstand gekommen ist, dass eine Nachfrage nach dem Bisherigen erloschen ist.

Nachfrage

Menschen suchen Glück. Was sie weiterbringt, erzeugt Freude, was ihre Kräfte erschöpft – sättigt. Überforderung ruft Müdigkeit und Ablehnung hervor. **Nachfrage ist das Maß der Aufnahme-fähigkeit ohne Sättigung oder Überdruß.**

Die Nachfrage ist wählerisch. An einer Festtafel voller Leckerbissen stürzen wir uns nicht auf Pellkartoffeln, wohl wissend, dass die Augen größer als der Magen sind. Je hastiger man dem Appetit nachgibt, desto schneller kehren sich die Gaumenfreuden in Übelkeit und Brechreiz um. So steht es mit jedem Streben. Vieles ist wertvoll und wir sind uns des Wertes durchaus bewusst, dennoch verspüren wir keinen Wunsch, den Buckingham-Palast oder Leonardos „Mona Lisa“ zu erwerben. Selbst wenn es uns gelingen würde, das Geld dafür aufzutreiben, würde uns der Kauf nicht bereichern. Wir würden in Höhe der Ausgaben ärmer, vielleicht brächten uns die Schulden ins Gefängnis oder Armenhaus. Gewinne, die über den jedem zugänglichen ideellen Wert hinausgehen, bleiben aus. Wir können mit diesen Gegenständen nichts annähernd anfangen, was ihrem deklarierten Preis entspricht.

Von gleichen Überlegungen geleitet, laufen wir an protzigen Schaufenstern vorbei, bewundern mal diese, mal jene ausgestellte Kostbarkeit, ohne sie zu kaufen oder auch nur daran zu denken, obwohl die Angebote, an ihrem potentiellen Wert gemessen, vielleicht sogar ausgesprochen billig, genauer ausgedrückt, äußerst preiswert sind. Der Mensch wird in seiner Verwirklichung vom Wert angezogen und vom Machbaren gelenkt. Das Streben muss sich decken und darüber hinaus weiterführen. Vieles ist wertvoll,

doch angesichts des jeweils Erreichbaren ist nur weniges erstrebenswert.

Die Ungerechtigkeit des Marktes besteht in dem Umstand, dass man von ihm nicht mehr an Gegenleistung erwarten kann, als hierzu Nachfrage und Kaufkraft bestehen. Darum werden niedrige Werte mitunter hohen vorgezogen und Erhabenes findet keine zureichende Würdigung durch die Gegenwart. Was nützen der Urgesellschaft Abschriften von Gensequenzen und Nukleinsäuren? Was hat ein Ameisenvolk von einem Taschenrechner im Ameisenhaufen? Das Angebotene muss für die Abnehmer sowohl dienlich als auch verdaulich sein. Ein Tausch, der den Menschen bereichert, seine Aufwendungen senkt, seinen Geist stärkt, sein Vermögen steigert, weckt zugleich die Nachfrage und hierzu erforderliche Kaufkraft. Es geht auch anders. Wird dem Menschen etwas vorenthalten, so schätzt er mangelnde Elemente umso mehr, je stärker dadurch seine Entfaltung behindert wird. Das Verlangen nach Notwendigem nimmt zu. Der Umfang dessen, was der Mensch sich leisten kann und die Kaufkraft schrumpfen. Man lebt vom Saatgut künftiger Ernten.

(Des)Interessen

Beim Bedienen fremder Interessen ist der Lohnempfänger primär am Lohn, nicht aber an den Zielen des Unternehmens interessiert. Die Investoren und Warenhersteller sehen vorrangig den Erlös, nicht aber was genau die Kunden mit ihren Waren anfangen.

Die angesetzten Preise (für Lohn, Arbeitsmittel und Waren) sind umso höher, je weniger die Beteiligten die Ziele der Wertschöpfung teilen.

Sind die Interessen sogar entgegengesetzt, so halten die Hersteller und Besitzer die Waren (ihre Beteiligung an Leistungen) zurück, um die Verfügbarkeit ihres Angebots zu senken und den Preis

möglichst hochzuschrauben und geben die Waren zum Verkauf nur dann (unter ihrem Wunschpreis) frei, wenn nicht anders möglich. Sind sie dennoch zur Freigabe gezwungen, zum Beispiel infolge steigender Belanglosigkeit ihrer Angebote, Preisdruck der Konkurrenz, staatlicher oder revolutionärer Maßnahmen der Enteignung, so tun sie alles, damit der Preis für die Erzwingenden bzw. Schuldigen an dem Preisverfall unverhältnismäßig hoch ausfällt. Sie investieren in die Ausgrenzung und Diffamierung alternativer Denk- und Produktionsansätze, bestechen die Macht zwecks günstiger Zölle und Lizenzen, wiegeln die Revolutionäre und sonst alle Unzufriedenen bei ihren Widersachern auf, entfesseln Zoll-, Sanktions- oder blutige Kriege.

Bei gleichen Interessen werden die Preise umgekehrt klein gehalten. Oft wirken die Beteiligten umsonst oder zahlen noch drauf und lassen ihr Vermögen in die gemeinsamen schöpferischen Anstrengungen einfließen. Das liegt nicht an der Selbstlosigkeit, ganz im Gegenteil. Nur der Gewinn solcher gemeinsamen Unternehmen übersteigt die Investitionen astronomisch und macht jegliches Feilschen peinlich-überflüssig, ja schädlich und unangebracht.

Was, so etwas soll es geben? Ja, und es erfolgt alltäglich. Jede gemeinsame Tätigkeit im Rahmen der Genossenschaft, der Kameradschaft, der wissenschaftlichen oder Kulturgemeinschaft ist auf gegenseitiger Unterstützung und Förderung aufgebaut. Entscheidend für die Gefährten sind nicht gegenseitige Verrechnungen (was hätten z.B. sich liebende Eheleute mit diesen erreichen können?), sondern gemeinsam erschaffene Lebensfülle. Die höchsten Werte (die Liebe, der Geist, das Leben sind Gaben) werden daher ohne jegliche Entlohnung oder Gedanken an die damit verbundenen Kosten vergeben und wollen allein würdig empfangen werden. Wie lobenswert die letzten Verhältnisse auch sein mögen,

man kann Gemeinsamkeit weder verordnen noch aufzwingen, sondern man muss diese entdecken, verdienen und entwickeln. Absolut falsch wäre es, Gemeinsamkeit und Einvernehmen in allem und für alle anzustreben. Die Herstellung von Brot, Uhren, Maschinen, Zahnstochern etc. erfordert jeweils Spezialkenntnisse. Einen unbehelligten Laien zur Mitarbeit daran in Aufklärungsarbeit zu gewinnen (ihm die Vorteile von diesen Gegenständen für die Menschheit und ihm selbst zu erklären), bedeutet einen nicht zu bewältigenden Aufwand. Der Kauf seiner Mitwirkung durch Begleichen vom angesetzten Preis seiner Arbeit erspart leeres Gerede. So gelingt es der Menschheit, eine unglaubliche Vielfalt an Tätigkeiten zeitgleich frei von Reibungen auszuüben, ohne dass sie alle in jedem einzelnen Kopf/Ort untergebracht werden müssen.

Jedem das gleiche Bewusstsein zu verordnen, ist weder möglich, noch wünschenswert. Im Gegenteil es wäre eine Katastrophe. Der menschliche Kopf wäre überfordert und lahmgelegt und die Menschheit ihrer Vielseitigkeit beraubt.

Markt

Orientbasar: Lärm, schrille Farben der Verkaufsstände, Kitsch und Kostbarkeiten neben und übereinander gehäuft. Kaufleute preisen ihre Ware und schmähen die Konkurrenz. Gauner spähen nach leichter Beute, wie übrigens alle anderen Besucher auch. Es wimmelt von unbekanntem Gesichtern.

Wie anders wirkt da ein Zeitungskiosk, dessen Verkäufer seit dreißig Jahren an der gleichen Stelle die bunten Blätter ausbreitet und (während er es tut) ganz nebenbei, viele der Passanten wie alte Bekannten begrüßt. Ein noch anderes Bild bieten ein klimatisierter Supermarkt für Alltagswaren, eine Boutique mit Vitrinen voller Glanz und abschreckender Preise, oder ein Internetshop.

Die Gegensätze sind scheinbar. Sowohl Aufdringlichkeit als auch schlichte Zurückhaltung dienen dem gleichen Zweck. Sie suchen eine Preis-Würdigung für die angebotenen Werte und sprechen dabei verschiedene Zielgruppen an. Feilscht man lautstark oder berät man leise und sachlich, verteilt man Kataloge oder gestaltet Webseiten – die Unterschiede sind äußerlich, vielmehr noch entwicklungsgeschichtlich.

Der Markt ist die Summe von Instrumenten zur besseren Wert-Preis-Kosten-Schätzung und Lenkung der Vermögensflüsse in Richtung maximaler Entfaltung. Die verwirrende Vielfalt der Angebote und die Tiefe oder Oberflächlichkeit der Beratung, Ernst und Verstellung, der Wunsch sich hervorzuheben und die verständliche Hoffnung auf ein Schnäppchen trüben die Übersicht. Die Fehlentscheidungen flüstern den Enttäuschten zu, dass der Betrug den Markt regiere und jedes Unternehmen nach Kräften bemüht sei, den Tauschpartner zu überrumpeln. Nicht ohne so etwas. Wäre jedoch der Betrug entscheidend, dann wären Firmen, die zunehmend schlechtere Autos, Fernseher, Waschmaschinen oder Werkzeuge herstellen, die erfolgreichsten. Das Gegenteil ist der Fall. Denn jeder Teilnehmer, der Entscheidungsfreiheit besitzt, ist ein Garant für fremde Ehrlichkeit. Man fällt selten zweimal auf den gleichen Trick herein. Mit Betrug und Betrügereien lässt sich nichts Anhaltendes aufbauen. Sicherlich sind Fehler unvermeidlich. Sie führen jedoch zur Minderung der realen Wirtschaftskraft und Umverteilung des Eigentums.

EIGENTUM

Es gibt eine Prüfung, der sich niemand entziehen kann. Andere mögen dein Werk für gelungen halten. Die fremde Anerkennung ist jedoch ein schwacher Trost für den, der weiß, dass er mit seinem Leben Besseres hätte anfangen können. Die Verantwortung

vor der eigenen Gesinnung, vor dem eigenen Leben ist das Eigentümliche am Menschen. Der Bereich, in dem sich das Eigentümliche ungestört entfalten darf, ist sein tatsächliches Eigentum.

Ungestört? – Ungestört ist nicht einmal das Denken. Man wird gelenkt, kontrolliert, manipuliert, so oft man mit Anderen in Berührung kommt, nicht unbedingt böswillig, sondern weil Meinungen unterschiedlich ausfallen. Die Kraft der Persönlichkeit erlaubt es, das eigene Denken Einmischungen zu entziehen. Man bricht die Bindungen zum Alltag ab, entfernt sich vom Tumult der Ereignisse, damit eine vage Vorstellung zur Gewissheit heranreift. Die Tat hat es schwerer. Sie bedarf der Mittel und Duldung von Mitmenschen. Dort, wo jeder etwas zu sagen hat und gefragt werden möchte, ist das Können gelähmt. = **Eigentum ist der Umfang und Charakter von Mitteln der Entfaltung (Land, Immobilien, Instrumente, Patente, persönliche Freiheiten), welche die Gesellschaft der Entscheidungsgewalt einzelner überlässt und garantiert.**

Eigentum ist gesellschaftlich bedingt. Zwar ist es auf einzelne Individuen und Gruppen bezogen, hat aber ausschließlich das Allgemeinwohl im Sinn. Die Frage: „Warum Eigentum?“, stellt sich nicht. Ohne Eigentum gibt es keinen gesellschaftlichen Zusammenhalt. Wichtig ist, wie man zu Eigentum kommt, und welchen Zielen es dient.

Der Zweck von Hilfsmitteln besteht (wie schon der Name sagt) in der Förderung (Hilfe) der Wertschöpfung und diese soll dorthin fließen, wo am meisten geleistet wird. Leistung und nicht Einbildung oder fromme Wünsche, sollen Eigentumsverhältnissen zugrunde liegen. In seinem Ideal ist Eigentum weder Diebstahl noch Verantwortung, sondern eine Regelung von Befugnissen, welche Arbeitsmittel denjenigen zuspricht, die zu ihrer Erhaltung und Mehrung maßgeblich beitragen.

Wir wissen leider viel zu gut, dass es keine Idealzustände gibt, in einer heterogenen menschlichen Gesellschaft schon gar nicht. Das Prinzip der Naturvölker – wer was schafft, hat es auch – funktioniert heutzutage nicht. Die Gesellschaft entwickelt sich fortwährend, mit ihr entfalten sich ihre Produktivkräfte und das hierfür erforderliche Eigentum. Zwar wird das Eigentum gemeinsam über mehrere Generationen erschaffen und übersteigt in Summe alles, was der Einzelne zu seinen Lebzeiten bewältigen kann, zugesprochen wird es einigen Wenigen, die zu dessen Entstehung nicht beigetragen haben, ja nicht beitragen konnten.

Wieso garantiert die Gesellschaft (und mit ihr die Mehrheit) das Eigentum wenigen, wenn viele an diesen Mitteln existenziell interessiert sind? Was bringt sie hierzu – der Betrug, die Verblendung, die Gewalt? Nein, es sind genau wie in der Wildbahn – die Umstände und realen Kräfteverhältnisse. Denn Eigentum, wenn es richtig behandelt wird, gibt Kraft, sich den fremden Ansprüchen zu widersetzen.

Gewachsen ist das Eigentum aus den Territorien des Tierreiches. In der Wildbahn setzen Individuen, Familien, Rudel die Unantastbarkeit ihrer territorialen Ansprüche durch. In der menschlichen Gesellschaft wurden die Ansprüche des Eigentums über die Familien, Berufsgruppen bzw. Interessenverbände realisiert und mündeten in Dynastien, Ständen, Staaten, Hansen bzw. internationalen Gesellschaften, gipfelten in Imperien und Reichen. Ihr Aufkommen und Niedergang hingen unmittelbar vom Beitrag dieser Strukturen zur menschlichen Entfaltung ab. Historisch gesehen waren ihre Entstehung und Gestaltung selten bewusst, niemals umfassend und vorausschauend, meistens chaotisch und dem unmittelbaren Gewinn folgend. Dennoch wurden sie nachträglich durch einen tatsächlichen, wenn auch oft unverhofften Erfolg, zementiert. Jedes dieser Mittel war unvollkommen, dennoch ist der

Trend vom Einzelnen zum Allgemeinen von weniger zum höher Wirksamen unverkennbar. Familien erhoben sich über Individuen, Stände über Familien, Städte über Stände, Staaten über die Städte, Reiche über Staaten. Und wenn auch ihr relatives Gewicht und ihre Bedeutung sich mit der Zeit änderten, auf keine der Strukturen wurde verzichtet, solange diese Entfaltungs-Dividenden abwarfen.

Die ineinander verschachtelten Organisationsstrukturen garantierten durch Traditionen, Gesetze und Politik, dass das Eigentum mit maximalem Output für alle verwaltet wurde. Gesellschaften, die diesen Ansprüchen nicht genügten, zerfielen. Maßnahmen, die der Mehrheit einen größeren Entfaltungsraum gewährten als jegliche Alternativen, setzten sich auf Dauer stets durch. Ob dieses Durchsetzen still und im Einvernehmen oder schreiend, blutig und gewaltsam erfolgte, kam auf die Begleitumstände an. Von allein lief nichts. Nicht die proklamierten Absichten, sondern aufstrebende und sich messende Interessen und Kräfte entschieden den Ausgang.

Eine Abwägung, was am Eigentum wichtiger ist, seine Zuwendung und Verankerung im Individuum, der Gruppe, Gesellschaft oder im Staat, ist inkorrekt. Ohne organisierte Gemeinschaft ist das Eigentum nicht funktionsfähig und nicht haltbar. Eigentum kommt von und durch soziales Zusammenwirken. So befremdlich es auch dem introvertierten Privateigentümer klingen mag, das Hauptprinzip des Eigentums ist: **„Unus pro omnibus, omnes pro uno - „Einer für alle und alle für einen“.**

Der (imperiale) Rechtsstaat war bisher die höchste Garantie jedes Eigentums, der freien Entfaltung und des Zusammenlebens der Menschen. Das (römische, osmanische, spanische und britische) Imperium bot bisher die breitesten Voraussetzungen für die Entfaltung des Wirtschaftslebens und der Kultur. Man soll sich nicht

täuschen lassen, sie waren alle nicht besser oder schlechter als das Mongolenreich, das auf den Knochen besiegtter Völker entstand. Sie alle waren pervers und makaber in ihren Machtinstrumenten und Grundlagen. Die aufständischen Sepoys mit dem Rücken an die Kanonenöffnung zu binden und diese abzufeuern, wie es Engländer bei der Zerschlagung des Indischen Aufstandes 1857-59 taten, wäre weder dem Mogul noch seinen mongolischen Vorfahren eingefallen. Verglichen mit dem Treiben „aufgeklärter, freiheitsliebender Engländer“ im 19. Jahrhundert waren Pyramiden aus Schädeln von Timur und Dschinghis Khan (ein halbes Jahrtausend davor) reinste Kinderspiele. Dennoch, sowohl im Mongolenreich wie auch im Britischen Empire, blühten Handel, Kunst und Wissenschaften, solange diese Reiche funktionierten, und nicht von Machtkämpfen zerfleischt wurden. Ein stabiler Ersatz hierfür wurde noch nicht geschaffen, allerdings sind Ansätze durchaus erkennbar. Zwar ist der Völkerbund kläglich eingegangen, die Vereinten Nationen siechen dahin, die Tendenz ist dennoch unverkennbar. **Eigentum lässt sich nur als ein rechtliches Instrument der gesamt menschlichen Entfaltung effektiv nutzen. Je breiter und gerechter die Basis, desto mächtiger der Überbau und dessen Geltung.** Eigentum hat jedoch, gleich einem Stock oder Stein, kein Gehirn und übt in seiner materiellen Gestalt auch keine Macht aus. Deswegen sehen wir ein Tauziehen zwischen den internationalen Strukturen der Macht. Das Schwinden der Macht an einem Ort wird vom Aufkommen an einem anderen begleitet. Wieso dieses hin und her, wenn es bei allen, um dasselbe geht? Die Absichten mögen gleich sein, die Kompetenz dahinter ist es nicht. Begabungen lassen sich nicht verordnen. Die Absichten lassen sich leider viel zu leicht durch den kurzsichtigen Profit bestechen und in die irre führen. Eigentum bietet eben nur Hilfestellung und keine Garantie. Zwar gewinnen auf lange Sicht immer die

Interessen der Mehrheit (eine Alternative bieten allein Parasitismus, Stillstand und Untergang), jedoch nichts geschieht von selbst. Erinnert man sich an den vom 16. bis 18. Jahrhundert marktwirtschaftlich prosperierenden Sklavenhandel, die vielen Kolonial- und Eroberungskriege, so wird deutlich, dass das angesammelte Eigentum gleichermaßen der Versklavung wie der menschlichen Befreiung, dem Ab- wie dem Aufstieg dienen kann. Die Selbstregulierung des Marktes sagt nichts über die Richtung und Geschwindigkeit in die und mit der sich der Markt gerade entwickelt. Die Selbstregulierung optimiert lediglich die bestehenden Tendenzen und zwar im Guten wie im Bösen. Jede Zukunft ist ein Resultat der schöpferischen Befruchtung (sexuellen, kulturellen, geistigen). Das Zustandekommen und die Geburtswehen des Künftigen sind häufig äußerst schmerzhaft.

Ent-und Eignung

Der Marktpreis des Eigentums, zu dem dieser gehandelt wird, ist die äußere, sichtbare und zugleich vorzeigbare Seite des gesellschaftlichen Reichtums. Obwohl (in Zahlen ausgedrückt) mitunter gewaltig, ist der Marktpreis bloß ein Schatten des realen Wertes des Eigentums. Wird das Eigentum nicht oder falsch benutzt, so strebt sein eigentlicher Wert gegen Null. Der reale Reichtum besteht im realisierbaren Umfang der Lebenskräfte.

Das Prinzip ist einfach, nicht aber dessen Umsetzung. Die Entfaltung, Reife, Alterung und Sterblichkeit des menschlichen Geschlechtes bewirken ein gleitendes Missverhältnis zwischen dem Eigentum und Können. Mit dem Vergreisen und Sterben der einsichtigen Gründer geraten Arbeitsmittel nach und nach in zufällige, oft schlicht unfähige Hände und verfallen. Die Disproportionen (zwischen dem, was der Mensch sich aneignet und dem, was er tatsächlich bewältigen kann) wachsen mit dem Anschwellen des

Eigentumsumfangs. Die Missverhältnisse wachsen selbst dann, wenn das Eigentum den Richtigen zufällt, einfach weil es kaum zu bewältigen ist.

Die Entfremdung des Eigentums vom dem, wozu es dienen könnte, weckt wirksame Gegenkräfte. Die offensichtliche Schwäche und Nutzlosigkeit des brach liegenden Eigentums reizen dazu, es umzuwidmen. Die Enteignung kann chaotisch ablaufen (wie im Fall von Diebstahl, Raub oder Revolution) oder geordnet (wie z.B. im Fall von Steuern, vorgefasster Gesetze und Straf-Enteignungen). Obwohl sowohl der Spontanität wie der Gesetzgebung oft banaler Neid, Gier und Niedertracht zugrunde liegen, siegt letztendlich das Allgemeinwohl.

Seien wir nicht naiv. Der Ursprung der Steuern ist nicht der Sorge um das Wohl der Bürger zu verdanken. Die Eigentümer heuerten vielmehr Wächter, Schläger und Privatbanden an, um „ihr Eigentum“ vor fremden Übergriffen zu schützen. Später ergänzte und ersetzte der Staat diese primitiven Instrumente zunehmend durch Armeen und den Polizeiapparat. Administration und Finanzierung gewannen damit an Effizienz. Wenn auch aus Egoismus entstanden, führte die Notwendigkeit Schutzgelder zu zahlen automatisch zum Schwinden des Eigentums, das nichts einbrachte, und zur Umverteilung an diejenigen, die damit stärker wurden. Natürlich ist solch keimende „Gerechtigkeit“ vom Grund auf parteilich und dient vorrangig demjenigen, der am meisten hat und ausgibt. Auf kurze Sicht bevorteilt sie die größten und zahlungskräftigsten Eigentümer, aber eben nur zeitlich. Haben allein – bringt nur Kosten und vergeht.

Bei zu hohen Aufwendungen teilt der Eigentümer die Lasten auf. Leihen, Lehen, Pacht, Miete, Leasing überführen das Eigentum in fremden Besitz gegen bestimmte Auflagen.

Besitz ist das Eigentum, das dem Erhalt und der

Vermögenssteigerung dient, ohne dem Nutzer rechtlich zu gehören. Der Eigentümer wird hierdurch zum Verwalter.

Zu den Anfängen der Zivilisationen bildete das Erbrecht die wichtigste Garantie für Eigentum. Produktivkräfte waren unterentwickelt. Die Kumulation von Eigentum erforderte mehrere Generationen. Die Familie stellte das wichtigste Instrument der Kaderschmiede dar. Man musste in günstigen Eigentumsverhältnissen geboren sein, um darüber zu verfügen. Und man brauchte Eigentum, um eine Erfahrung im Umgang mit diesem zu sammeln. Nur so wurde man den hohen Ansprüchen gerecht. Kein Wunder, dass man soziale Unterschiede für naturgegeben hielt. Ausnahmen bildeten Raubzüge und Kriege, die mit Schwert, List und effektiver Administration zur Zentralisierung der Macht beitrugen und zugleich andere Mechanismen der Eigentumsverwaltung formten. Dauerhaft stabilisieren ließen sich diese Strukturen zunächst nur über die Großfamilien (bis zu Völkern) und Ständen. Das Erbrecht und die soziale Differenzierung gingen somit lange Zeit Hand in Hand. Mit der raschen Entfaltung der Produktivkräfte wurden Familien-Brutstätten der Eigentumsverwalter zu eng, ineffizient und unhaltbar. Dort, wo die Befähigung entscheidet und steile Zuwachsraten bringt, stört das in die Wiege gelegte Eigentum sogar. Die darin keimende Begabung ist durch die Unmenge des zu Verwaltenden gebunden und wird auf aufreibende Reflexionen des Übergeholfenen gelenkt. Bevor man etwas verwaltet, muss man es schließlich erst kennen, und dies stellt bei großen Vermögen allein schon einen kaum zu stemmenden Aufwand dar. Für Innovationen und freie Entwicklung des Geistes bleiben wenig Valenzen. Hellere Köpfe würden es vielleicht schaffen. Doch woher nehmen? Familien sind für die Auswahl geeigneter Prätendenten zu klein.

Die industrielle Revolution krepelte die Eigentumsverhältnisse

um. Universitäten, Wissenschaft und Industrie wechselten ihre Auftraggeber von Besitzern zu Machern. Wissenschaften wandten sich der Weltveränderung zu und von der reflektierenden Scholastik ab. Aus Senecas „*Die Philosophie lernt tun, nicht reden*“ wurde „*Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt darauf an, sie zu verändern.*“ Der Inhalt der Aussage blieb gleich, die Ausrichtung änderte sich. Umbrüche und Rollenwechsel fanden nunmehr zu Lebzeiten einzelner Menschen statt. Der rasche Aufstieg war psychologisch nicht für jeden verkraftbar. Die Romane der Gründerzeit beschrieben die resultierende seelische Dissonanz eindrucksvoll. Ihre Helden – die emsigen Betreiber einer Werkstatt oder an Erfindungen tüftelnde Ingenieure – steigen von armen Schluckern zu Leitern und Eigentümern industrieller Imperien auf. Nicht im Überfluss geboren, sondern dank des eigenen Einsatzes dort gelandet, spüren sie schmerzhaft den wachsenden Widerspruch zwischen dem Haben und Können, dem Notwendigen und bloß Belastenden, sind zerrissen zwischen wieso und wozu, sehnen sich nach der Zeit, als sie jung und draufgängerisch waren, nicht viele, aber noch wahre Freunde und Freuden hatten und ein echtes Leben führten. Was haben Sie von all den sich über sie ergießenden Gütern? Sie können doch nicht in mehreren Betten auf einmal schlafen, in mehreren Villen gleichzeitig wohnen, mehrere Paar Socken tragen, Mahlzeiten essen, zahlreiche Fabriken führen.

Beim Anwachsen des Eigentums über eine bestimmte Größe, kann der Eigentümer das ihm anvertraute Eigentum nicht mehr sinnvoll nutzen, und muss es entweder aufgeben oder mit anderen teilen.

Nicht jeder ist zu einer Trennung bereit und nicht immer ist eine solche sinnvoll. Um die angemessene Umsetzung des „Erworbenen“ bemüht, stecken die Eigentümer oft die eigenen Ambitionen

zurück und bleiben nur noch Diener anderer Werteschöpfer. Wenn sie dabei auch auf das eigene Wirken verzichten, ist ihre Bedeutung mitunter enorm und verdient bei erfolgreicher Tätigkeit höchste Anerkennung. Kritisch ist diese allerdings nicht. Auch wenn der Eigentümer fehl am Platz ist, sich gegenüber dem Fortschritt sperrt, Fehlentscheidungen trifft oder in Demenz fällt. Das Eigentum dient anderen Besitzern unabhängig davon, was der Eigentümer bezweckt und tut, mitunter besser als von jemand je beabsichtigt.

—

FINANZEN

Geld ist ein Transportmittel des gesellschaftlichen Vermögens. So wie der Blutkreislauf dem körperlichen Wachstum dient, dient der Geldkreislauf der Entfaltung des Marktes. Die Finanzkrankheiten sind nicht weniger komplex, als die körperlichen Gebrechen. Anämie und Geldknappheit, Polyzytämie und Überschuss an zirkulierenden Geldmitteln lassen sich nicht ohne Einsicht in die ihnen zugrunde liegenden Vorgänge und sozialen Zustände verstehen.

Geld

Eines Tages werden wir Zeugen seltsamer Ereignisse. Eine fliegende Untertasse landet am Straßenrand. Ein sonderbares Wesen steigt aus und watschelt zu einem Verkaufsstand. Es will sich vor dem Abflug ein paar Souvenirs besorgen. Nacheinander reicht es dem Verkäufer eine digitale Zauberflöte, eine Mini-Uranbatterie, ein 3D-Tischlein-Deckdich, doch der Kioskbesitzer lehnt alles naserümpfend ab. Der Besucher ist entsetzt. Schließlich bietet er Unschätzbare für billigen Ramsch. Nur wie macht er das dem Händler klar?

Die Borniertheit des Verkäufers zwingt den Fremdling Bürgschaften einzuholen. Er sucht jemanden, dem sein Angebot so bedeutend erscheint, dass er im Tausch eine Verpflichtung eingeht, an deren Einlösung der Souvenirverkäufer nicht zweifelt. Die Verpflichtung könnte ein Wort sein, wäre das Wort verlässlich. Fehden, soziale Umbrüche und Naturkatastrophen durchkreuzen selbst ehrlich gemeinte Absichten. Damit das Versprechen geltend bleibt, wird es durch ein Kostenpfand gesichert, das auch künftig bei mehreren Marktteilnehmern eingelöst werden kann. Versagt der eine, kommen andere dafür auf. So wird die Bereitschaft, sein Vermögen zu gewähren, zu einer **währenden** Verpflichtung, eben einer **Währung**.

Geld gegen Leistung oder Eigentum einzutauschen, heißt eine Bürgschaft des Marktes auf Gegenleistung einzuholen. Mit Geld bezahlen, heißt die Bürgschaft des Marktes einzulösen.

Geld ist ein Pfand des Vermögens. Die Menge am einlösbaren Marktvermögen bestimmt den Geldwert. (Achtung! Der Wortstamm „Wert“ im „Geldwert“ drückt nicht den Wert aus, sondern hat die gleiche messtechnische Bedeutung wie z.B. im Temperaturwert. Man soll auf den Unterschied achten, um Fehldeutungen ähnlich klingender Worte zu meiden. Geldwert ist kein Wert, sondern ein Umrechnungsfaktor.)

Steinbeil, Kamel oder Schafsfell – die ersten Währungen sind Gebrauchsgegenstände. Ihr Wert für die Allgemeinheit garantiert die Abnahme. Die Breite des Abnehmerkreises, die Bequemlichkeit der Handhabung und ihre Verfügbarkeit regeln den Zahlungsverkehr. Ideal sind diese Zahlungsmittel nicht. Der Wert von Gebrauchsgütern schwankt und mit ihm das Vermögen, das man daraus erlösen kann. Bei der Vermögensakkumulation wächst der Aufwand der Erhaltung gleichartiger Gebrauchsgegenstände steiler an, als der realisierbare Gebrauchswert. Versuchen sie eine

Herde Kamele in der Wüste zu halten um es einzusehen.

Das Geld muss als Pfand keinen eigenen Gebrauchswert haben. Die reinen Aufwandswährungen verpfänden (statt Werte) die Mühlen (eigene oder kollektive), die notwendig sind, um an diese Zahlungsmittel heranzukommen. Auf diese Weise sind neben wertvollen und jederzeit eintauschbaren Steinschabern und -klingen riesige Steinmünzen entstanden. Die behauenen Steine dienten als Maß und Sicherung des Versprechens. Ihr Gewicht ließ sie zwar für nichts Sinnvolles gebrauchen, schützte aber vor Diebstahl und bot ein anschauliches Maß der Leistung. Tragen musste man die Steine in der Regel nicht. Die zentnerschweren Münzen wechselten den Eigentümer, ohne dass man diese hin und her bewegte. Man bekam die steinernen Zahlungsmittel entweder im Tausch oder durch schwere Arbeit. Oft wurden die Steine gar nicht zum Tausch gedacht, sondern dienten der Demonstration des eigenen Reichtums. Die Fälschung einer solchen Währung war ausgeschlossen, denn der Aufwand für ihre Herstellung war selbst für geübte Steinmetze das zu verpfändende Leistungsmaß. Die Nachfrage nach der Währung regulierte deren Menge. Wurden zu viele Steinmünzen produziert, sank der Tauschwert unter den Aufwand der Herstellung. Stieg die Nachfrage, stiegen sowohl der Lohn des Herstellers als auch der Produktionsanreiz.

In der Steinzeit war der Beschaffungsaufwand der Steinmünzen anhaltend stabil. Der Metallmeißel entwertete Steingeld unwiderlich. Lediglich Edelsteine behielten ihre Bedeutung (aber auch nicht wegen der Schönheit, sondern gemäß dem Aufwand, der in ihrer Beschaffung und Bearbeitung steckt). Die Verehrung, die der Mensch dem Stein einst entgegenbrachte, blieb in der Monumentalkunst der folgenden Epochen erhalten, so wie die Vergoldung von Gegenständen längere Zeit als Ausdruck von Schönheit galt. Ähnlich erging es dem Eisen und der Eisenwährung. Einst

wertvoller als Gold, hat das Eisen jetzt nur noch Schrottwert. Stein, Kupfer, Silber, Gold, Diamanten, Platin – die Aufwandswährungen sind empfindlich gegenüber der Entwicklung der Produktivkräfte. Zucker, billig aus Holz hergestellt, drückt den Preis erst, wenn der Bedarf gedeckt ist. Die Aufwandswährungen haben keinen Eigenwert. Sie sind Anweisungen an Vermögen, deren Wert durch Beschaffungsaufwand aufrechterhalten wird. Die glaubwürdige Nachricht, dass man Diamanten beinahe kostenlos aus Steinkohle (was sie chemisch gesehen auch sind) gewinnen kann, würde Diamanten schlagartig „entwerten“, auch ohne einen einzigen zusätzlich verkauften „Edelstein“. Die meisten der einstigen Aufwandswährungen sind daher in Misskredit geraten und haben ihre Bedeutung eingebüßt. Allein das Gold hält seine Stellung.

Gold

Ein Herrscher wünschte sich leichtfertig, es werde alles zu Gold, was er anfasse. Der Wunsch ging in Erfüllung und endete böse. Die Sage ist alt und fast jedem bekannt. Dennoch vermochten keine „Gründe der Vernunft“ die Stellung des Goldes zu erschüttern. Regierungen kommen und gehen, Weltordnungen versinken in Schutt und Asche. Das Gold bleibt.

Das Metall ist weich, leicht zu handhaben und schwer zu fälschen. Es ist chemisch stabil. Ein auf dem Acker vergrabener Goldschatz ist in mancher Hinsicht einem Schließfach in der Schweizer Bank überlegen. Der Beschaffungsaufwand blieb über Jahrtausende hoch, hoch blieb auch die Sicherheit, die das Gold dem anvertrauten Vermögen bietet. Erst das 20. Jahrhundert brachte die Goldwährung in Misskredit. Wächst der Leistungsumsatz eines Marktes schneller als die Goldförderung dem Bedarf an der zirkulierenden Währung nachkommt, so steigt der Goldpreis über den

Aufwand der Goldförderung und kann nicht mehr zur Absicherung des stabilen Geldwertes dienen. Geld wird teurer für alle, außer für Goldgräber, für die der relative Aufwand bei der Gewinnung sinkt. Vom Goldfieber gepackt, greifen Menschen zum Spaten und ziehen in die raue Wildnis, um die verfügbare Goldmenge mit der erforderlichen in Einklang zu bringen. Der Goldpreis sinkt bis den Erschließungskosten. Menschenleben und Schicksale werden der Anhäufung ungenutzter Metallvorräte geopfert – letztendlich umsonst. Die Vorkommen an Gold können nicht dauerhaft den Bedarf an Währung für eine schnell wachsende Wirtschaft decken. Im anhaltenden Preisauftrieb wird Sammeln vorteilhafter als Ausgeben. Das Gold entzieht sich zunehmend dem Zahlungsverkehr. Wird es doch nur teurer, wenn man es irgendwo versteckt. Wiederkehrende Zusammenbrüche der Geldzirkulation folgen. Mit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wurden neue Währungsgarantien dringend erforderlich. Die Welt wurde reif für Zentralbanken – Einrichtungen, welche die Stabilität der Zahlungsmittel überwachen und an dieser Stabilität existentiell interessiert sind. Das Mittel zur Stabilisierung ist der Kredit.

Kreditwesen

Mutter Natur legt dem Menschen weder Vermögen noch Berufserfahrungen in die Wiege. Das Neugeborene ist hilflos und nackt. Es hat aber auch ein Gut, das man eintauschen kann: die Lernfähigkeit, den Eifer und vor allem die Lebensdauer. **Der Kredit ist ein Tauschgeschäft, bei dem das Vermögen zeitlich gegen Teilhabe an künftigen Gewinnen bereitgestellt wird.** Der Kredit begleicht heutige Ausgaben aus künftigen Einnahmen und ermöglicht Wachstum dort, wo Mittel fehlen.

Banken

Banken leben von der Vermehrung des geliehenen Vermögens. Der Gläubiger überspringt die Zeit der Akkumulation, die Bank lässt sich ihre Kompetenz bezahlen.

Eine sinnvolle Vergabe von Kreditmitteln stärkt die Geldrückflüsse und die Handlungsbasis einer Bank.

Das Kreditwesen ist alt. Ein Bauer, der im Frühling dem zugezogenen Siedler mit Saatweizen aushilft und im Herbst das Mehrfache des Geliehenen von der Ernte zurückerhält, ist einer der unzähligen Vorläufer. Käme er auf die Idee, seinen Lebensunterhalt gänzlich durch Verleih von Mitteln an die „wirtschaftlich wachsenden“ Siedler zu bestreiten, hätte er schnell entdeckt, dass Wertgegenstände unhandlich, aber auch entbehrlich sind. Die Saat, zu Kreditzwecken vergeben, bleibt als schriftliche Abmachung zurück. Diese Abmachung könnte der Bauer als Zusicherung eines Ernteanteils an die Kaufleute abtreten, ohne die Ernte abzuwarten. Schließlich hätte er es nur noch mit Verbindlichkeiten, aber nicht mehr mit Gegenständen zu tun.

Die Bank geht eleganter vor. Sie schreibt auf einem gesicherten Träger (Papier, Münze, Plastikkarte, in einer Computerdatei) eine Zahl und setzt diese Zahl ins Verhältnis zu einem bestimmten Vermögen. Die Bank verpflichtet sich, den „Geldwert“ einer Währungseinheit in einem bestimmten Korridor zu decken und schafft somit einen universellen Vermögensersatz.

Die ersten Deckungen bestanden aus überall einlösbaren Gegenständen wie Edelmetallen und umtauschbaren Währungsäquivalenten. Ihre Verfügbarkeit in der Bank schuf Vertrauen und stabilisierte den „Wert“ des Papiergeldes. Mit Einführung der Staatswährung wurden Vorräte an Vermögensgegenständen in der Bank überflüssig.

Die modernen Kredite bestehen in einer schriftlichen Anweisung an ein Marktvermögen. Gläubiger kaufen mit den Kreditmitteln auf dem Markt ein. Sie müssen wiederum Leistungen auf dem Markt anbieten, um ihre Kredite zurückzuzahlen. **Das Leistungsangebot der Schuldner auf dem Markt bildet innerhalb des Währungsgebietes die Geldwertdeckung.** Die Währungshüter müssen nur noch darauf achten, dass die Relation stabil oder zumindest auf absehbare Zeit berechenbar bleibt.

Nationale Währungen

Je größer die Bank, desto größere Unternehmen kann sie finanzieren. Je gewinnbringender ihre Geschäfte, desto stärker die Kreditkraft der Bank. So kommt es, dass größere Unternehmen größere Banken aufsuchen und die Banken gedeihen umso besser, je kräftiger ihre aufstrebenden Schuldner sind. Die wirtschaftliche Macht hängt von der Leistungsfähigkeit der Kreditinstitute ab.

Mit dem Gold als „Maß und Garant des Vermögens“ waren Banken grenzüberschreitend. Jeder, der diese universellen Sicherheiten besaß, konnte weltweit als Kreditgeber auftreten. Das Vertrauen galt dem Gold und nicht primär der Finanzeinrichtung. Der Umfang flüssiger Kreditmittel war jedoch an die Goldreserven gebunden und behinderte die industrielle Entwicklung. Wie soll man Unternehmungen finanzieren, wenn sie ein höheres Vermögen erfordern, als die Pfandsomme aller Weltgoldvorkommen erbringen kann?

Zum Anfang des 20sten Jahrhunderts wurde das Verhältnis zwischen Goldreserven und gesellschaftlicher Leistungsfähigkeit weit überzogen und nicht mehr haltbar. Bei Mangel an physikalischer Golddeckung genügte es, wenige Tonnen von einem Kontinent zu einem anderen zu transferieren, um Weltwirtschaftskrisen auszulösen. Nach solchen Transaktionen konnten die Leistungen

vor Ort nicht mehr fließen. Dabei waren sowohl der Bedarf, wie die Kaufkraft real vorhanden und nicht zu knapp bemessen. Die Liquiditätsengpässe machten Alternativen zu den Gold-Währungen zwingend erforderlich. Länder mit größerer Wirtschaftskraft und Währungsreserven waren im Vorteil. Die Stunde nationaler Währungen war gekommen.

Die Stabilität einer nationalen Währung wird durch Kreditnehmer aufrechterhalten, die innerhalb des Währungsgebietes tätig sind. Die Kreditnehmer sind um die pünktliche (straffreie) Rückzahlung ihrer Verbindlichkeiten bemüht und bieten auf dem Markt Leistungen gegen Geld an. Indem die Zentralbank das Angebot und die Nachfrage einer zirkulierenden Währung und der Kredite kontrolliert, kontrolliert sie auch den Geldwert. Der Geldwert kann somit direkt von den Leistungen abgeleitet werden und entspricht einem Warenkorb, den man innerhalb des Währungsgebietes für eine Menge Geld erhält. Die Preise einzelner Gegenstände, einschließlich des Goldes, mögen schwanken. Die Währung bleibt stabil, solange der Preis eines Warenkorbs gleichbleibt.

Wenn die Bank die Geldmenge bestimmt, ihre Schuldner die Gelddeckung tragen und das Gold und andere Sicherheiten nebensächlich sind, was hindert eine Notenbank daran, die Geldscheine zum eigenen Vorteil zu drucken? Diese Frage zielt in die falsche Richtung. Eine korrekt funktionierende Bank ist die beste Garantie des Geldwertes. Bei Wertverfall tauscht der Sparer die unsicheren Geldmittel gegen stabile Fremdwährungen oder gegen Waren von bleibendem Wert. Der Unternehmer hebt die Preise, um die Kosten einzuholen, ohne die er seine Tätigkeit nicht decken kann. Aus gleichem Grunde setzt der Lohnempfänger über die Gewerkschaft eine Gehaltserhöhung durch. Und die Bank? Was kann die Bank gegen Verluste unternehmen, die ihr eine Geldabwertung bringt? Etwa noch mehr Geldnoten drucken und ausgeben?

Eine gute Notenbank tut genau das Gegenteil. Sie friert die verfügbare Geldmenge ein, verlangt für Kredite abschreckende Zinsen und lockt Anleger mit hohen Zinsen. Sie verkauft ihre Wertpapiere und Aktienanteile. Sie kauft fremde Währungen zu räuberischen Kursen, um diese gegen die eigene Währung einzutauschen. Die Geldabwertung wird abgefangen, allerdings durch Ausgaben des eigenen Vermögens und sogar Verschuldung der Bank (wenn die liquiden Mittel fehlen).

Wieso gibt die Bank ein Vermögen aus und stützt den Geldwert der Scheine, die sich außerhalb ihrer Tresore bewegen und ihr nicht gehören? Der Grund liegt in der Ungleichheit des zirkulierenden und des verliehenen Vermögens. Der Anteil des Bankvermögens, der zu Kreditzwecken vergeben ist, ist riesig im Vergleich zu dem, was sich im Umlauf (einschließlich ihrer Tresore) befindet. Die Summe des von der Bank verliehenen Vermögens ist enorm. Der geringste Verfall einer zirkulierenden Währung bringt einer Bank (umgerechnet auf den Umfang aller laufenden Schuldenzuweisungen) immense Verluste. Das was hereinkommt, ist nicht das, was herausging. Die Bank macht Miese. Ihr Vermögen schmilzt.

Die massive Aufwertung einer Währung schadet der Bank ebenfalls. Als Kreditgeber bezahlt die Bank Aufwendungen noch nicht erschaffener Werte und beteiligt sich dafür an den Gewinnen. Damit die Rechnung aufgeht, muss der realisierbare Marktpreis dieser Werte ein höheres Vermögen (als die bisherigen Aufwendungen) bringen. Werteschaffen erfordert einen Sachverstand, den eine Bank nicht besitzt. Verheißt jemand größere als die durchschnittlichen Gewinne, so ist man geneigt, ihm zu folgen. Je nach Glaubwürdigkeit des Kreditnehmers stellt die Bank ihm Vermögen zur Verfügung. Die Skepsis, die sie dabei empfindet, äußert sich in den Sicherheiten, die sie verlangt. Der Kreditnehmer

überlässt der Bank einen Teil seines Eigentums als Pfand: ein Haus, ein Grundstück, eine Fabrik, eine Lebensversicherung.

Je ungewisser das Unternehmen, desto größere Sicherheiten werden verlangt. Bei einer Geldaufwertung ist der Unternehmer gezwungen, seine Preise zu senken. Seine tatsächlichen Gewinne können umgerechnet im neuen Geldwert (Warenkorb) beachtlich sein und die erwarteten sogar übertreffen. Dennoch wird er unfähig, Kredite zurückzuzahlen, da ihre in alten Zahlen ausgedrückte reale Höhe nunmehr weit über seinen Einnahmen liegt. Mit anderen Worten, die Bank bekommt nicht zurück, was sie als Kredit herausgab. Und wenn schon, könnte man sagen, die Bank behält ja die Sicherheiten. Dies stimmt nur zum Teil, bzw. stimmt überhaupt nicht.

Die Sicherheiten sind für den Unternehmer wertvoll und sollen ihn davon abhalten ihren Verlust zu riskieren. Für die Bank bedeuten Sicherheiten nichts als Lasten und zusätzliche Kopfschmerzen. Die Bank kann mit Sicherheiten erst etwas anfangen, wenn diese veräußert sind. Nun führt der Preisverfall auch an diesen nicht vorbei, auch sie bringen (in die neuen Währungen umgerechnet) weniger Vermögen ein. Ein Konkurs bedeutet darüber hinaus die Übertragung der Verantwortung vom Schuldner auf die Bank. Die Bank hat keine Kompetenz, um das Unternehmen bzw. Vermögen zu führen. Ramschverkäufe folgen.

—

KONJUNKTUR

Rezession

Rezession, Arbeitslosigkeit und Inflation sind Drillinge der nachlassenden Kaufkraft. Einst platzten sie gleich Bomben mitten im regen Wirtschaftstreiben, heute schleppen sie sich über Jahre und Jahrzehnte. Woher das Siechtum? Büßt die Gesellschaft ihr materielles Vermögen ein?

Gewissermaßen Ja und, eigentlich – Nein.

Fabriken, Kraftwerke, Arbeiter und Angestellte sind da. Nur stehen Fabriken und Kraftwerke still. Die Arbeiter und Angestellten werden entlassen und dies alles mit der Begründung des Mangels an Nachfrage, Investitionen und flüssigem Geld.

Das Vermögen ist lahmgelegt. Dabei wächst die Not im sichtbaren Widerspruch zum steigenden Bedarf und stillgelegten Kapazitäten. Was geht hier vor? Was fehlt eigentlich? Weshalb halten sich Investoren zurück, warum wird ihnen nicht mit Krediten geholfen? Ist etwa Armut an Mitteln und Ressourcen ausgebrochen? Auch das trifft nicht zu. Reichtum und Reiche gibt es genug, das gesellschaftliche Vermögen ist enorm.

Handelt es sich um eine Verschwörung? Spitzen skrupellose Schurken absichtlich die Situation zu, um billig Arbeitskraft aufzukaufen? Schon möglich, dass die Reichen geizig sind. Sie tragen an den Missständen wenig Schuld. Im Gegenteil, das Laster der Gier macht sie zu Wachhunden des gesellschaftlichen Vermögens. Die Bereitschaft zu investieren, das Vermögen einem anderen anzuvertrauen, ist erst dann gegeben, wenn die Anlage einen Vermögenszuwachs verspricht. Weder die erzwungenen Kauf- noch Beschäftigungsanreize, wie der Bau von Pyramiden, Kanälen oder Straßen, können daran etwas ändern. Die Geldknappheit bedeutet nicht, dass es an Vermögen mangelt, sondern dass es zu keinem

Vermögenswachstum kommt oder schlimmer noch, dass das Vermögen beim Investieren schneller schwindet, als wenn es untätig liegt.

Bei anhaltenden Verlusten zieht sich das Vermögen aus dem Geschäftsleben zurück, fließt ins Ausland, versteckt sich in Gegenständen mit stabilem Tauschwert und geringen Erhaltungskosten. Gold und Diamanten werden teurer. Die Aktien suchen einen Käufer, doch obwohl genug Geld vorhanden ist, finden sie keinen Abnehmer. Die Unternehmer brauchen Investitionen, doch Interessenten fehlen oder verlangen als Risikoabdeckung einen Wucherzins. Der Zins steigt trotz Überschüssen an brachliegendem Vermögen. Die Beschäftigung stagniert, Arbeitskräfte werden abgebaut.

Beschäftigung

Je größer der Wachstumskörper und der gesellschaftliche Reichtum, desto größer müsste der Bedarf an Arbeitskraft sein, (wenn auch nur, um diesen Wachstumskörper zu bedienen). Die Beziehung ist dennoch nicht reziprok und auf ein schnelles Wachstum folgt mitunter eine tiefe Rezession. Manche starken Länder, von sozialen Konflikten zerrissen, sehnen sich dann nach den „guten alten Zeiten“, als sie noch schwach waren, jedoch noch keine Arbeitslosigkeit kannten, im Gegenteil unter Mangel an Arbeitskräften litten, sogar überbeschäftigt waren. Sie sehnen sich an den Tatsachen vorbei. Armut ist kein Gönner der Beschäftigung. Gerade die armen Entwicklungsländer der Gegenwart werden von der schlimmsten Arbeitslosigkeit geplagt. Arm oder reich, leistungsstark oder schwach, entscheidend für die Lohnarbeit ist, wie viel diese bringt, verglichen mit den Aufwendungen ihrer Erhaltung, und nicht die Gesamtgröße des gesellschaftlichen Vermögens. Armut kann großzügig sein, Reichtum um jeden Cent ringen.

Es gibt eine Milchmädchenrechnung. Sie besagt, dass Intensivierungen jeder Art Arbeitsplätze gefährden. Eine vollautomatische Anlage, von zwei oder drei Personen bedient, senkt den Preis eines Oberhemdes um die Hälfte. Die sprunghafte Steigerung der Produktivität kann tatsächlich von heute auf morgen tausende Beschäftigte der Branche arbeitslos machen. Sie können bei dem neuen Preis ihre Aufwendungen nicht decken. Dies ist allerdings nur eine Seite des Vorgangs. Millionen anderer Marktteilnehmer zahlen für das Oberhemd den halben Preis. Der Restbetrag und mit ihm die menschliche Kraft, bleibt eingespart, fließt nicht mehr in überholte Produktionsweisen, sondern weckt neue Bedürfnisse, schafft Arbeitsplätze.

Die Kaufkraft ist der Umfang dessen, was der Mensch sich nach Begleichen seiner Verbindlichkeiten aus dem Erwirtschafteten noch leisten kann. Die sinkenden Ausgaben des Marktes für bisher unvermeidbare Kosten erlauben es, den Überschuss an Vermögen in eine Nachfrage umzusetzen. Die Wünsche werden auf einmal bezahlbar. Die steigende Nachfrage regt die Produktion neuer Waren an. Ganze Industriezweige entstehen und reichen Aufträge weiter. Vom Wachstum angelockt, stellen Besitzer ihr Vermögen für Investitionen bereit. Sind keine Wachstumsgrenzen in Sicht, dann schwillt die Menge der Investitionen soweit an, dass sie keine freien Arbeitskräfte findet. Der Wert der Lohnarbeit für die Unternehmer steigt. Sie sind bereit, höhere Preise der Löhne zu tragen. Der Arbeitsmarkt ist leergefegt. Die Menschen verlassen ihre bisherigen, wenig produktiven Betätigungen und wenden sich den Bedürfnissen des Wachstums zu. Der Wechsel erfolgt freiwillig. Keiner trauert der Vergangenheit nach oder betrachtet den aufgegebenen Beruf als Verlust des Arbeitsplatzes. Arbeitskräfte werden importiert und sind willkommen. Angesichts fremder Gewinne, von der Angst erfüllt, seine Stunde zu verpassen, wird das

Vermögen immer zutraulicher und risikofreundlicher. Obwohl immer mehr Kredite vergeben werden, scheint das Geld unerschöpflich zu sein. Das Vermögen zwingt sich dem Unternehmer auf und die Zinsen fallen. Ein reges Treiben ergreift alle, man fühlt sich jung und man ist jung, man entfaltet sich.

Grenzen des Wachstums

Der Marktwert einer Leistung entspricht ihrem Beitrag zur Entfaltung des Marktes. Bei steigendem Angebot sinken der Marktwert und die Realisierbarkeit der Preise.

Das sinkende Entgelt für gleiche Arbeit wird als ungerecht empfunden, dabei weist es lediglich auf die Notwendigkeit hin, sich anderen Bedürfnissen zuzuwenden. Dies ist schwer, wenn sowohl die neuen Bedürfnisse, noch der Weg sie zu stillen, erkennbar sind. Man will die Zeichen nicht wahrhaben, sieht aber auch keinen Ausweg. Je mehr man sich gegen den Trend stemmt, je emsiger man darum bemüht ist, die Konkurrenten zu überbieten, desto bitterer sind die Folgen. Es ist, als ob der Zug vor der Endstation, statt zu bremsen, noch an Geschwindigkeit zulegt, um anderen zuvorkommen, und selbst nach dem Aufprall auf die Mauer nicht stehen bleibt, sondern Kraft der Trägheit weitergeschoben wird, sich und alles ringsum zerstörend. Unter diesen Umständen entsteht ein verkehrtes Bild, welches die Krisen, die Arbeitslosigkeit und das soziale Elend aus dem Wachstum ableitet.

Schuld am Zusammenbruch ist das Wachstum, gewiss, allerdings nur das stupide Wachstum jenseits von Innovationen auf Teufel komm raus. Erinnern wir uns der englischen Maschinenstürmer zur Zeit der industriellen Revolution und der französischen Textilarbeiter (Saboteure) die ihre Holzschuhe (Sabots) in die Maschinen warfen und diese beschädigten. Ihr Geist wirkt auch heute noch, obwohl man meinen sollte, dass die Geschichte das

Gegenteil hinreichend bewiesen hat, dass nicht die Zerstörung, sondern die Erschaffung neuer Maschinen Arbeitsplätze und Wohlstand schafft. Die Aufrufe zur Umkehr, zur Mäßigung des Fortschritts wollen nicht abbrechen. Einem Holzpflug erscheinen zehn Hektar Land unendlich, einem Traktor winzig. Ehe der Holzpflug die erste Furche gezogen hat, ist das Feld vom Traktor bearbeitet. Allerdings, man könnte den Traktor stilllegen, alle zum Pflug zurückbeordern. Schließlich ließen sich umso mehr Menschen auf dem gleichen Feld beschäftigen, je leistungsschwächer die Einzelnen sind. Die Rechnung geht nicht auf. Sie wurde schon in der Sklavenhaltergesellschaft ausprobiert und konnte nicht einmal diejenigen sicher ernähren, die unmittelbar auf dem Feld arbeiteten. Geographische Räume und Lebensräume sind nicht gleich.

Eine Sammlergesellschaft ist an Früchte tragende Pflanzen und ihre Areale gebunden. Viele gibt es davon nicht. Die winzigen Oasen liegen weit auseinander. Die Jäger nutzen viel größere und erträglichere Jagdreviere. Die primitive Agrargesellschaft wächst entlang eines Ufers mit leicht kultivierbarem Boden. Die urwuchtigen Flüsse sind lang und boten reichlich Platz für die Pioniere. Der Pflug und die Amelioration machten die Bindung an Flüsse entbehrlich. Das Rad, der Wagen und Zugtiere banden isolierte Enklaven zu einem Ganzen. Heute sehen wir das zaghafte Entstehen eines die Erde umspannenden Wirtschaftsraumes.

Beim Übergang zu einer anderen Lebensweise, beim Ausbruch der Kultur aus der Enge in die, im Vergleich zu den alten, schier unerschöpflich erscheinenden Dimensionen vom Sammler zum Jäger, vom Jäger zum Bauer, kommt es zu einem anhaltend zügigen Wachstum und Anschwellen des erwirtschafteten Vermögens weit über die Aufwendungen hinaus. Die menschliche Energie blüht in diesem Überschuss auf, formt mächtige Reiche, bezwingt

atemberaubende geistige Höhen. Dem folgen triste Tage des Rückfalls in die Barbarei. Jahrhunderte werden mit Kleinkriegen verbracht, um diesen oder jenen Landstrich zu erobern, um diesen oder jenen Verlust wettzumachen, ohne dass Merkwürdiges geschieht, und doch wird hier und da die Tür einen Spalt breit geöffnet, hin und wieder ein Schritt nach vorn gesetzt. Wie ein Fluss, der seinen Weg bahnt, äußert sich jede Epoche durch eine bestimmte Bewegung, die bald diese, bald jene Richtung einschlägt, je nach dem Raum, den sie bei ihrer Ausbreitung vorfindet. Könige und Reiche wechseln sich spektakulär ab. Die wichtigen Ereignisse aber bleiben unbemerkt: die Entwicklung des Alphabets, der Schrift, des Stuhls, des Tisches, des Löffels, des Messers, und vor allem einer gesünderen Lebensweise. Kein König, Politiker oder Philosoph hatte eine vergleichbare Auswirkung auf unser Zeitalter wie die Entwicklung der Uhr. Die Entdeckung von Nylon und Verhütungsmitteln stärkte das Selbstbewusstsein der Frau mehr als alle Opfergänge der Emanzipation. Die heutige Geschichtswissenschaft steckt noch viel zu tief in der Psychoanalyse der Herrscher und Aufwiegler. Die gesellschaftlichen Auswirkungen des Buchdrucks, der Elektrizität, des Benzinmotors, des Aspirins und des Computers warten auf ihre Chronisten. Nicht Kriege, Annexionen oder Zusammenschlüsse, sondern die Suche nach neuen, effektiveren Methoden und Energiequellen sprengt die Schranken der Lebensräume.

Mit der Erschließung der Kernkraft haben wir den praktischen Schritt über jede denkbare Enge gemacht. Inmitten der Uferlosigkeit sich anbietender Möglichkeiten wird jedoch offenbar, dass weder Geld noch Ausrüstung und Bodenschätze, sondern der Mensch selbst, seine Verfügbarkeit und Bereitschaft, neuen Wegen zu folgen, sein geistiges Fassungsvermögen und seine Gesundheit zu den eigentlichen Engpässen werden.

Einst war der Mensch nackt. Hungrig und schutzlos wanderte er zwischen unermesslichen Schätzen. Sonne und Wasser, Wind, Kohle, Erdöl waren da und jederzeit bereit, ihre Kräfte zu leihen. Alle heute bekannten Metalle und Energieträger lagen ihm zu Füßen. Der Mensch ging achtlos an diesen vorbei. Ist es heute wirklich anders als es damals war? Unsere Lebens- und Entfaltungsräume sind nicht naturgegeben, sie liegen in der Reichweite unserer Unternehmungen. Nicht die Ressourcen, die künstlichen Grenzen überholter Vorstellungen und Vorurteile hindern Energie und Verstand dorthin zu fließen, wo sie am meisten gebraucht werden und real bringen.

Mathematik des Wachstums

Menschen wirken miteinander und gegeneinander, das Ergebnis ist folglich nicht voraussetzbar. Gehen wir von der vereinfachten Annahme aus, dass jeder Mensch zunächst eine durchschnittliche Leistungsfähigkeit aufweist, davon lebt und sich in dem verfügbaren Umfang seiner Möglichkeiten verwirklicht.

Alles, was sein Vermögen steigert, hat einen Wert, der dem Beitrag zur Selbstverwirklichung entspricht.

Nehmen wir an, jemand startet ein Projekt, dessen Aufwand die durchschnittliche Leistungsfähigkeit einzelner Marktteilnehmer tausendfach übersteigt. Er will eine Fabrik bauen oder neue Handels- oder Produktionswege erschließen. Im Alleingang hat er keine Chancen. Zur Realisierung von Visionen braucht der Unternehmer fremde Mittel. Gelingt es ihm, die anderen hierfür zu interessieren, (und gibt es diese Anderen mit hinreichendem Vermögen), so bekommt er von diesen Anleihen. Mit Anleihen entzieht der Unternehmer dem Markt Leistungen gegen ein Versprechen von Gewinn (Zinsen auf Kredite) oder Beteiligung (Aktien, Geschäftsanteile) und verarmt den Markt um die beanspruchten

Kräfte.

Gesetzt der Unternehmer erschafft mit dem Geliehenen etwas Neuartiges: einen Kanal, eine Straße, eine Brücke, ein Auto, eine Waschmaschine – Produkte, die imstande sind, die bisherige durchschnittliche Jahresleistung des Menschen z.B. vierfach zu steigern zu einem Herstellungsaufwand, der 1/10 der durchschnittlichen Jahresleistung des Menschen beträgt. Verlangt der Unternehmer für das neue Produkt am Markt den Preis in Höhe einer durchschnittlichen Jahresleistung des potenziellen Käufers, so bietet er ihm als Gegenwert das Vierfache an Leistung an. Der Käufer tritt beim Erwerb ebenfalls als Wertschöpfer auf, der seinen Wirkungskreis und Vermögen erweitert. Seine anfängliche Schwäche an Kaufkraft, lässt sich durch Kredite oder Ratenzahlungen überbrücken. Mit dem Kauf steigen die Leistungsfähigkeit des Käufers und seine Zahlungskraft. Daher braucht man weder zusätzliches Vermögen noch Geldmittel zur Deckung dieser Transaktionen. Die neuen Verbindlichkeiten sind durch ein reales, neu erschaffenes Vermögen gedeckt. Ein Krediteintrag in Geschäftsbücher, Zahlenbewegungen auf elektronischen Konten (z. B. VISA) genügen. Das Risiko ist minimal, die gegenseitigen Gewinne sind beträchtlich. Übersteigt der Preis der neuartigen Ware mehrfach die bisherige Leistung des Käufers, so kann es zu anfänglichen Kaufschwierigkeiten kommen. Die Menschen messen ihre Schuldenbelastbarkeit an den bisherigen Einnahmen und leiten davon ihre Kaufbereitschaft ab, was die Verbreitung teurer innovativer Produkte erschwert.

Die Angst, sich zu verheben, kann durch vorausschauende Sonderprogramme genommen werden. Staatliche Programme und zweckgebundene Kredite wie BAföG, Hypotheken verrechnen jetzige Ausgaben aus künftigen Gewinnen ohne Geld anschaffen zu müssen. Ein garantiertes Versprechen genügt. Solche Hilfen

können dem Einzelnen, wie den Unternehmen dienen und über Förderfonds fließen. Die Förderung kann alle Aspekte der Gesellschaft betreffen und Bildung, Wissenschaft, Kultur, Religion und Infrastruktur einschließen. Voll werden die Kassen dieser Programme nur dann, wenn sie das Vermögen der Gesellschaft steigern.

Die gleiche Missachtung finanzieller Engpässe demonstrierte die sozialistische Planwirtschaft der UdSSR in den dreißiger Jahren. Nur anstelle von Individuen und ihrer Unternehmen wirkten dort junge, bewegliche und miteinander verbundene staatliche Trusts. Die Leistungen wurden aufeinander bezogen und innerhalb des gesamtwirtschaftlichen Plans ausgewogen. Die einen förderten Öl, Kohle und Erze, die anderen produzierten Stahl, Chemiefabrikate, noch weitere machten daraus Maschinen, welche die ersten für ihre Betriebe brauchten. Alle gemeinsam trugen dem Ausbau einer erforderlichen Infrastruktur und von Produktivkräften bei. Das knappe Bargeld wurde dabei lediglich zu Lohnzahlungen benutzt. Die restlichen finanziellen Flüsse erfolgten auf dem Papier in Form von gegenseitigen Verrechnungen von Arbeitsaufwendungen im Rahmen des vorgefassten Plans. Die freie Verschiebung einzelner Positionen zwischen Lohn- und Produktionsausgaben war streng untersagt und garantierte den stabilen Tauschwert der Währung im Handel mit Waren des Individualbedarfs.

Bei näherer Betrachtung erweisen sich sowohl die sozialistische (staatliche) und kapitalistische (individuelle) Wirtschaft auf den gleichen Prinzipien der vorausschauenden Wachstumsförderung aufgebaut. Unterschiede betreffen lediglich die konkreten Instrumente, mit denen Ziele und Kompetenz aufgespürt und ausgewählt, sowie die Weise, wie Fehlentscheidungen abgestraft wurden. Im Kapitalismus obliegt die Planung den Privatpersonen und ihren Vereinigungen, im Sozialismus dem zentralisierten Staat. Im

Kapitalismus werden Missgriffe durch Bankrott, im Sozialismus durch Administration abgestraft.

Strafen und Verantwortlichkeit sind wichtiger, als es nach außen scheinen kann, und sind ein fester Bestandteil eines gut geölten wirtschaftlichen Systems. Ein Großteil der Härten ökonomischer Krisen im wilden Kapitalismus und des staatlichen Terrors im Sozialismus war der Notwendigkeit einer Kompetenzauslese zu verdanken. Denn die Folgen einer unternehmerischen Tätigkeit können sowohl für die Einzelnen wie für die Gesellschaft im Ganzen entgegengesetzt sein.

Nehmen wir an, der Unternehmer (privater oder staatlicher) beanspruchte die Leistungen des Marktes umsonst. Er verbrauchte Kreditmittel, Steuergelder, ihm anvertrautes oder vererbtes Vermögen, aber erschuf nichts, was der menschlichen Vervollkommnung beiträgt. Obwohl der Umfang der hergestellten Produkte dabei wächst, obwohl einige Teilnehmer reicher werden, sinkt die Summe der erbrachten Leistungen innerhalb des Wirtschaftsraums unter die Summe bestehender Verbindlichkeiten, weil die Menschen keine reale Steigerung des bisherigen Vermögens erfahren. Das Übliche wird auf einmal unbezahlbar. Inflation und Arbeitslosigkeit, wachsende Lebenskosten und Steuerabgaben sind der gesamtwirtschaftliche Ausdruck hierfür.

Sinkende Leistung und wachsende gesellschaftliche Verschuldung führen zur Verknappung von Kreditmitteln. Der Zins steigt. Die unternehmerische Risikobereitschaft schwindet. Politik tritt in die Zone von Turbulenzen und Instabilitäten ein. Sowohl der Staat als auch der Privatmensch überlegen mehrfach, bevor sie eine weitere Kreditaufnahme wagen oder sich wichtigtuerischen Dummschwätzern anschließen. Ob die Rückwärtsspirale abgefangen wird, hängt von den Zielen und der Kompetenz der Gesellschaft ab. Je ärmer die Gesellschaft, je mehr sie auf das Abwenden

ausgerichtet ist, desto weniger Zeit und Mittel hat sie für innovative Unternehmen, für Bildung, für Entwicklung neuer Technologien. Ein Trost bleibt. Es gibt zwar kein Gut, das durch Dummheit und Misswirtschaft nicht ins Gegenteil verkehrt werden kann, aber auch keine schlechte Lage, die sich durch Vernunft nicht zum Vorteil wenden lässt. Die Grundrechnung der Marktprosperität ist einfach. Alles, was den Menschen herabsetzt, schadet dem Markt und umgekehrt. Kümmern wir uns als erstes um den Menschen, der Rest folgt.

—

..ISMEN der Dämmerung

Die Fahne hoch

und stets in falschen Reihen

Menschen wollten schon immer zündende Ziele für ihre Bestrebungen haben. Ideologien sind Ideen-Fahnen. Man hält diese hoch und schwenkt sie, um andere zu führen. Die Vielfalt ideologischer Konstrukte ist enorm. Es kommen täglich weitere hinzu. Jedes pocht auf seine Einmaligkeit und Richtigkeit. Die meisten erweisen sich im Nachhinein als Fehlgriffe. Ihre Vielerlei zu systematisieren ist aufreibend. Ich bleibe daher bei einigen wenigen Mustern, die sich regelmäßig wiederholen und erhebe keinen Anspruch auf irgendeine Vollständigkeit. Mir geht es vor allem darum, die Fehlerbildung an einigen Beispielen zu erläutern und die Überheblichkeit des „Eigenen“ gegenüber dem „Fremden“ zu dämpfen. Beide haben oft gleiche Wurzeln in unserer biologischen Vergangenheit.

Man könnte sich fragen: Wozu das Abgelegte überhaupt aufwühlen? – Nun, angeblich werden britische Gesetze nie aufgehoben,

sondern einfach nicht weiter benutzt. Ich weiß nicht ob es so stimmt, aber ähnlich ergeht es bei den meisten Ideologien. Nach einer Zeit regen Umsetzens, kühlt sich die Vehemenz des Eifers ab. Die Slogans werden nicht verworfen, sondern nur abgelegt, es finden sich aber kaum noch Menschen, die sich dafür begeistern lassen. Werden die Fehler nicht bereinigt, so kommen sie immer wieder Fahnen schwenkend auf, tragen neue Gewänder und bringen altes Unheil.

Sollte man bei diesem Streifzug Inhalte berühren, die bisher nur Missverständnisse und menschliches Leid mehrten? Ja, anders lassen sich diese nicht überwinden. Fangen wir jedoch mit dem Romantischen und Poesievollen an, das ist weniger deprimierend. Die Zeit nahm ihm die Bitterkeit des Erlebten und die Volkssagen verschönerten die Folgen.

Die Ritter der Tafelrunde Arthurs zogen aus, um den heiligen Gral zu finden. Gesucht haben sie das ewige Leben. Sie wussten genau (und wahrscheinlich besser als der Gegenwartsmensch), dass es dieses ewige Leben gibt, allerdings ahnten sie nicht wo und worin dieses besteht. Der Gral, so wie vorher der philosophische Stein sollten ihre Besitzer unsterblich machen. In Ermangelung eines Besseren, trauten sie dem Märchenhaften. Die Unkenntnis elementarer Zusammenhänge führte zu erbitterten Kämpfen, Rastlosigkeit und sinnlosen Opfern. Die Ritter haderten, litten bei der Verfolgung ihrer Ideale, aber sie drehten sich sinnlos im Kreis unvollkommener Vorstellungen. Sie wollten Ketten zerreißen, Gnade und Verklärung erringen, aus der ewigen Lebensquelle trinken und schleppten bloß ihre Vorurteile mit sich herum. Daneben zogen unzählige, kleine und große Helden und Schurken mit. Ihr Allerlei machte das resultierende Bild unnachahmlich bunt.

Sind wir mit unserem „sachlich geprüften und weit überlegenen“ Wissen anders? Leider irren wir uns auch, gleich den armen

Ritern. Die Lehre Darwins ist ein böser Irrtum. Irrtümer sind nun einmal unvermeidlich. Dieser Umstand erklärt jedoch in keiner Weise das Aufkommen und explosive Sich-Ausbreiten dieser menschenfeindlichen Theorie. Unklar ist auch, warum die Menschen im Irrtum verharrten, ja das Bekennen dazu zu ihren Vorzügen zählten und stolz auf die eigene Uneinsichtigkeit pochten. Es gab genug triftige Gegenargumente, um wenn auch nicht bei der richtigen Erklärung für die Evolution zu bleiben, die schon von Lamarck und anderen großen Systematiker formuliert wurde, so doch zumindest bei den Behauptungen der „Selektionshypothese“ stutzig zu werden. Auch wurden die Widersprüche des Kampfes ums Überleben von Zeitgenossen offengelegt und scharf kritisiert. Allein genutzt hat es alles nichts. Die Gegenstimmen verhallten ungehört. Worauf gründet sich diese Bereitschaft zum Irrtum und der Unwillen, Gegenbeweise zu sehen?

Der Welt zu zeigen, dass etwas falsch ist, genügt nicht. Man muss das Richtige offenlegen. Was boten Kritiker im Gegenzug zum Darwinismus an? Etwa den Glauben an die Autorität Gottes? Die Alternativen lehnte man ab und verschmähte gleichsam den Rest. Der Darwinismus zeugte den Marasmus von Mutationen, hässelste Überheblichkeit, Egoismus und unverdeckte Gewalt. Er züchtete den Faschismus und Nationalsozialismus, aber er stellte sich weder der Biologie und experimentellen Genetik, noch der Naturwissenschaft oder Industrialisierung in den Weg.

So war es schon immer. Eingepfercht zwischen Widersprüchen, in Unkenntnis der eigentlichen Zusammenhänge, ohne zu wissen wohin, entscheidet sich die Menschheit unbewusst für das definitiv Falsche, wenn es ihr zumindest erlaubt, zu atmen, zu leben und sich fortzuentwickeln. Die Widersprüche werden dabei großzügig übersehen oder als unwesentlich abgetan.

Die menschliche Geschichte ist voll von solchen Interludien.

Kapitalismus, Sozialismus, Kommunismus, dann gab und gibt es noch Monarchie, Oligarchie, Autokratie, Demokratie, Anarchie und Globalisierung – sie alle waren Stöckchen, mit denen der Verstand im Unbekannten bohrte. In geschickten Händen kann selbst ein krummer Ast nützlich sein. Der Stümper versaut alles selbst mit allerteuersten Präzisionsinstrumenten. Sollte man nicht deswegen das Stümperhafte mit Feuer und Eisen ausmerzen?

Kampf der Lüge

Schluss mit den Götzen, Religionen, Märchen von der unsterblichen Seele. Schluss mit dem Unsichtbaren, Unfassbaren, Transzendenten!

Allein das Gesicherte (heute wird dieses von der Wissenschaft vereinnahmt) hat das Recht auf ein Urteil. Dem Rest soll man das Maul ein für alle Mal stopfen.

Wieso eigentlich? Wem wird damit geholfen?

Alles was wir bei den „Alten“ lesen, klingt für uns nicht nur unreif, sondern grundverkehrt. Es fällt uns schwer vorzustellen, dass sich Menschen zu solchem Blödsinn ernsthaft bekennen konnten, dass sie für die Durchsetzung von Chimären kämpften und starben.

Wie soll man das erbitterte Ringen verstehen, um die Fragen ob man Bildnisse von Heiligen verwenden darf oder nicht, ob man zwei oder drei Finger zum Kreuzigen verwenden sollte, ob der Glaube ausreicht oder es auch guter Werke bedarf, ob sich das Brot und Wein tatsächlich in Leib und Blut Christi verwandeln? Wenn die Kontrahenten um diese Fragen bloß zanken würden. Sie opferten Hab und Gut, starben und töteten andere hierfür.

Die einzige rationale Erklärung, die dem Gegenwartsmenschen einfällt, ist der böse Wille von Klerikern und Machthabern, die ihre Gefolgschaft mit einem Opium von Lügen in Schach hielten. Dabei sind auch wir nicht weniger verblendet als unsere

Vorfahren, ohne das dahinter ein böser Wille zu erkennen ist.

Die Gräueltaten des religiösen Eifers sind noch nicht aus dem historischen Gedächtnis verschwunden. Die Literatur ist voll Beschreibungen darüber. Die blutigen Spuren der Inquisition sind allgegenwärtig und nicht weniger aufwühlend als die Schreie der Autodaféopfer.

Der Wechsel von Mythen zu den polytheistischen und dann monotheistischen Religionen erscheint daher als etwas Anormales und zutiefst Rückschrittliches. Der Kampf von Mark Aurel gegen das Christentum wirkt vor diesem Hintergrund heroisch. Was er niemals war. Die umgekehrte Ausrottung von polytheistischen Mythen durch Weltreligionen wirkt dagegen als etwas unverdient Makabrerer. Was ebenfalls nicht stimmt.

Der Irrwitz mythischer Behauptungen, Oden und Volksüberlieferungen ist (für uns) dermaßen offenkundig, dass wir diese für harmlose Kindermärchen halten und in eine Reihe mit der heutigen Version von Hänsel und Gretel oder Rotkäppchen stellen. Sie waren aber keine Märchen, sondern Gruselgeschichten. Die meisten Mythen waren buchstäblich gemeint. Die Menschen lebten und richteten sich danach. Mythen waren keine Betthüpfel, sondern ein geistiges Werkzeug und Spiegel von Kannibalismus, Menschenopfer, körperlichen Züchtigungen und Verunstaltungen damaliger Zeiten. Die spanischen Konquistadoren haben all das noch hautnah erlebt, als sie im 16.-17. Jahrhundert auf die Steinzeitkulturen prallten. Das, was sich ihnen dort bot, war für sie gänzlich unverständlich, ekelerregend und dermaßen abstoßend, dass sie es wie einen Albtraum schnell tilgen und selbst in den Spuren beseitigen wollten. Es blieben dennoch genug Zeugnisse des einstigen Lebensstils übrig, um sich heute ein klares Bild über die Verquickung von Mythen und der Realität eines damaligen Alltags zu verschaffen. Märchenhaftes war darin kaum etwas.

Mag sein, dass Konquistadoren ebenfalls keine Engel waren und mit Schwert, Feuer und Folter durch die eroberten Landstriche zogen. Ihre sinnlose Brutalität fällt jedoch erst im Vergleich mit den humanistischen Ideen späterer Zeiten auf. Verglichen mit den blutrünstigen Gottheiten von Azteken und Maya waren Konquistadoren reinste Engel.

Moctezuma lud sie ein, um auf dem großen Tempel an dem Geheimnis des sakralen Opfers teilzunehmen. Der Effekt war entgegengesetzt zu dem, was er erwartete. Es gefiel den christlichen Kämpfern nicht, wie die Menschen bei lebendigem Leibe aufgeschlitzt, den Opfern das noch schlagende Herz aus der Brust gerissen und die noch bebenden Körper mit vor Schmerz weit aufgerissenen Augen die Pyramide heruntergestoßen wurden. Spanier sperrten die Zugänge und stellten auf der Pyramide ein riesiges Kreuz auf. Diese Reaktion wurde von Moctezuma und den Einheimischen als Blasphemie aufgenommen und führte zum Aufstand. Cortés und seine Soldaten mussten fliehen und alle davor eroberten Schätze zurücklassen. Nur wenige kamen lebend davon. Ihre Nachfolger (obwohl durch das Beispiel Cortés vorgewarnt) taten dennoch alles Mögliche, um solche Praktiken und selbst eine Erinnerung daran, zu tilgen.

Man könnte einwenden, die griechischen Götter der Bronze und Eisenzeit waren doch harmlos. Das liegt daran, dass wir nicht wissen, wie die Geschichten im täglichen Leben umgesetzt wurden. Zu vieles wurde später rückwirkend bereinigt und beschönigt. Der phönizische Metall-Moloch und dessen lodernder Leib in den man Kinder lebendig warf und verbrannte, war es gewiss nicht. Der Ruf: „Karthago muss zerstört werden“, hat also nicht nur einen politischen Kontext. Die Unversöhnlichkeit von Rom und Phönizien hatte tiefere Gründe.

Ja viele Menschenopfer wurden in der Antike gegen Tieropfer ausgetauscht, und die Menschenopfer auf bestimmte Anlässe und nach besonderen Regeln begrenzt. Das geistige Werkzeug dahinter wurde hierdurch nicht besser.

Betrachten wir den zentralen Mythos der Griechen. Zeus war der jüngste Sohn des Titanen Kronos und Rhea. Sein Vater Kronos fraß alle seine Kinder auf. Als die Mutter Zeus gebar, versteckte sie ihn vor Kronos. Dem gefräßigen Kronos gab sie einen Stein anstelle. Mit diesem Stein, der ihn gerettet hatte, den sogenannten Omphalos, markierte Zeus später den Mittelpunkt der Welt, nämlich, mitten im Orakel von Delphi. Als Zeus erwachsen war, tötete er seinen Vater, befreite seine Geschwister, teilte mit diesen die Weltherrschaft auf und heiratete seine Schwester Hera. Schon bald darauf war Zeus selbst fast entmachtet und umgebracht.

Eine herrliche Weltanschauung, nicht wahr? Was wäre, hätte man diese beibehalten? Die Mythen der Naturvölker waren noch gruseliger als die vom Zeus.

Rom übernahm Zeus als Jupiter ins Pantheon der Götter. Die Geschichte mit dem Vätermord und Schwesterehe wurden aus seiner Biographie getilgt. Sinnvoller und menschenzugewandter wurden diese und andere Gottheiten dadurch nicht. Man könnte einwenden – Rom opferte keine Menschen. Im Gegenteil. Es hat damit die lange Geschichte der Menschenopfer von Etruskern beendet. Der Umstand, dass wir so wenig von den Etruskern wissen (den eigentlichen Vorläufern, Herrschern und Verwaltern vom alten Rom) verdanken wir dem Abscheu, den Latiner gegenüber den bestialischen Praktiken der Vorgänger empfanden. Alle etruskischen Schriften wurden konsequent vernichtet (sie enthielten zum großen Teil die Beschreibungen mystischer Handlungen und die Anleitungen zu diesen). Man hatte Angst, diese würden die alten Zeiten wiederbeleben. Die Gegenwart schiebt das auf Eifersucht

der rohen und unkultivierten Römer den weit fortgeschritteneren Etrusker gegenüber. Nein, die Ablehnung war Folge eines Ekels! Die Sachlichkeit Roms beeindruckt. Die antiken römischen: Rechtsprechung, Magistrate, Architektur wirken bis heute. Rom wandte sich von archaischen Mythen ab und pflegte stattdessen Polytheismus. Aber waren die Gladiatorenkämpfe besser, welche Römer ihren Göttern und religiösen Festlichkeiten widmeten? Man könnte einwenden, die moderne Wissenschaft tut so etwas nun überhaupt nicht, sie wäre zu so einer Menschenverachtung gar nicht fähig. Wirklich? Sind faschistische Rassentheorie, Euthanasie und Supermensenmentalität nicht eine unmittelbare Fortsetzung der Lehre Darwins? Waren Hiroshima und Nagasaki nicht der Triumph des amerikanischen Verständnisses für „Vernunft und Demokratie“?

Wir sehen das Positive der Gegenwartslehren und bemerken das Unsinnige nicht. Die künftigen Generationen werden umgekehrt das Positive für selbstverständlich und nicht erwähnungswürdig halten, und sich über das Unsinnige der Gegenwart aufregen.

Mag sein, dass die Wissenschaft die eine oder andere Wahrheit besser als die Religionen vertritt. Monotheismus war ebenfalls dem Polytheismus weit überlegen. Das Aufkommen von Religionen hatte andere Gründe als die Neigung zum Irrationalen. Die Menschen suchten besseres Wissen, bessere Erklärungen dafür, warum sie etwas tun oder meiden sollen. Gemessen am Blödeln der Mythen erscheinen die Postulate von Welt-Religionen wie Offenbarungen der reinen Vernunft und Sachlichkeit.

Genau diese Offenbarung waren sie auch für die Zeitgenossen, die die Ketten der Vorurteile abwerfen wollten. Ja, die Nachfolgelehren waren aus unserer Sicht immer noch lächerlich naiv. Bei den meisten ihrer Behauptungen lagen sie voll daneben, aber sie waren dennoch ein eindeutiger Schritt nach vorn und erlaubten der

Menschheit zu leben, mehr zu wagen und sich weiterzuentwickeln.

Der Buddhismus war fortschrittlicher als der Hinduismus, das Alte Testament war viel weiter als der Buddhismus. Der Islam zeigte sich in vielem geschlossener und konsequenter als das Neue Testament. Die Reformation relativierte Vieles und brachte die menschlichen Vorstellungen weiter. Historisch gesehen, verdanken Mythen, Religionen und Wissenschaften ihre Siege nicht ihrer Form oder Methode, sondern besseren Inhalten. Eins ist gewiss. Was heute gesichert ist, wird schon morgen ein Haufen Missverständnisse sein. Schlimm, käme es anders.

Man nehme nur die wissenschaftliche Tagesliteratur des 18. Jahrhunderts zur Hand und blättere darin. Aus heutiger Sicht erscheint das damals mit allem Ernst Verkündete nicht weniger peinlich und naiv, als manche Postulate der Religionen. Auch der Morgen wird sich für das Heute schämen müssen. Der Hinweis auf die eigene Überlegenheit gegenüber dem, was einst war, ist kein Argument für Richtigkeit und Unantastbarkeit des eigenen Wissens. Wissbegierde ist allen Zeiten eigen. Sie nimmt lediglich verschiedene Gestalten an.

Verdinglichung

Was sollen Ideen und Gedanken! Nicht sie, das Sein bestimmt das Bewusstsein. Der Mensch ist nicht gut oder schlecht, sondern gut oder schlecht gemacht worden. Lasst kein Streben, abgesehen von dem „Richtigen“ zu und die Missstände verschwinden. Befreit den Menschen von Widrigkeiten, gebt ihm genug Geld, leichte, abwechslungsreiche Arbeit, Wohnraum, medizinische Versorgung und er wird nur Gutes tun. Zugegeben, Menschen waren lange Zeit folgsame Schüler des Bösen, doch würde es sich lohnen, würden sie umso lieber hörige Diener des Guten sein.

Es stimmt schon, dass die Lebensverhältnisse wichtig, mitunter entscheidend sind. So einfach ist das Verhältnis dennoch nicht. Was macht es für einen Unterschied, ob man einem Lebkuchen oder Schlagstock folgt? Wer allein guter Umstände wegen gut ist, kann nicht gut sein! Man kündigt sein Wesen nicht an, indem man wie das Wasser dem geringsten Widerstand folgt, sondern indem man sich, so wie es allem Lebendigen geziemt, über die Widerstände erhebt, inmitten und trotz aller Widerstände lebt und Möglichkeiten findet, Gutes zu schaffen. Nicht der Mangel an Mitteln, sondern der Reichtum an Vorurteilen, hindert den Menschen, das Richtige zu tun. Nicht der Bauch, nicht die Umstände, sondern der Zugang zum Licht des Wissens und des Könnens sind das, was die Menschen aus der Dunkelheit führt. Ein Buch mit Brot und einem Wasserkrug, ein Platz in einer staubigen Werkstatt, ein warmes Bett und Bibliotheksausweis boten bisher unvergleichlich mehr, als alle Götzen des einstigen Reichtums und des heutigen Wohlstands.

Scheiterhaufen

Jesus wurde gekreuzigt, Bruno öffentlich in Rom verbrannt, Galileo ins Gefängnis geworfen, Semmelweis in die Psychiatrie gelockt, eingesperrt und (um Widerstand zu brechen) zu Tode geprügelt. Diese grausamen Strafen sollten „Irrtümer“ ausmerzen und Mitmenschen von schlechten Beispielen abhalten. Die Erbarmungslosigkeit ist allerdings, milde ausgedrückt, mehr als verwunderlich. Immerhin wollten diese Menschen nur das Beste für alle. Ihre Ansichten stellten niemals eine Gefahr dar. Mehr noch, die Verurteilten und nicht die Richter behielten letztendlich in vielem Recht. Waren die damaligen Verfolgungen Missverständnisse, ging es ihren Urhebern wirklich um Verhinderung von Fehlern, so bleibt unklar, warum genau zur gleichen Zeit

offensichtliche Unruhestifter und Betrüger von der Allgemeinheit und den Machthabern gepriesen, geehrt, zumindest aber geduldet wurden.

Wie seltsam es sich auch anhört, aber das Märtyrertum war mitverschuldet. Die Verkünder hielten sich für Träger des Lichtes. Hätten sie es doch nur dabei belassen! Sie wollten mehr, wollten führen, bekehren und dafür Lob und Lohn haben. Stattdessen erteten sie Anfeindung. Menschen wandten sich nicht gegen ihre Ideen. Sie verstanden diese gar nicht. Menschen wandten sich gegen den von ihren Ideen ausgehenden Zwang.

Es ist ein Fehler vorzuschicken, dass jemand unsere Ansichten gutheißen muss, weil diese „richtig und für die anderen vorteilhaft“ sind. Erklärungen werden entsprechend dem Reifezustand angenommen und verdaut. Plattheiten finden sofort Zugang und sind in aller Munde. Die Menschheit reift nicht anders als jeder Einzelne von uns. Was heute mit besten Argumenten nicht zu vermitteln ist, kommt morgen von ganz allein. Verwerft den Irrglauben, die Menschen tun absichtlich etwas Schlechtes. Sie tun was sie können, aber sie können oft nicht viel und das Wenige davon, auch nicht anders, als sie es dann auch verrichten. Wir halten uns für etwas Besonderes und Überlegenes, wenn wir das eigene Können und Wissen mit dem unserer Vorfahren vergleichen und bemerken nicht, wie wenig an unserem Wissen, tatsächlich unseres ist. Das Meiste davon, haben wir ohne Überprüfung übernommen, einfach, weil der Aufwand einer kritischen Auseinandersetzung für den Einzelnen unzumutbar ist. Unsere Vorfahren taten es auch. Das eigentliche Denken ist etwas anderes als fremdes Wissen im Kopf hin und her zu schieben. Neues zu erfassen und selbst das Alte einfach besser zu ordnen, ist immer sehr schwer. Seien wir nachsichtig nicht nur bei eigenen, sondern auch fremden Schwächen, gleich was von diesen verkündet wird.

Was Sie nicht sagen!

Im eigenen Kopf lassen sich Gedanken frei hin und her schieben. Ein fremder Satz setzt der Deutungshoheit ein Ende. Fremde Schlüsse mischen sich unter die eigenen, würfeln die Argumente durcheinander, bringen die Sinne zum Kochen. Die primitivste Reaktion darauf ist Verweigerung: das Buch zuschlagen, Radio abschalten, die Ohren und Augen zuhalten. Wieso die Vehemenz? Es sind bloß Worte, fremde Worte dazu!

Andersartige Schlussfolgerungen stellen die eigene Urteilskraft in Frage. Die Gegenreaktion will die Zweifel beheben. Alexander soll den Gordischen Knoten, den er nicht entwirren konnte, mit seinem Schwert zerschnitten haben. So ähnlich schneidig reagierte die Menschheit Jahrhunderte lang in Bezug auf Köpfe, Glieder oder Zungen von Menschen, die frei ihre Meinungen aussprachen. Das Moderne brachte eine gewisse Zurückhaltung in die Ablehnungsformen. Die Spannung blieb. Der Umstand, dass Kerker, Folter und Mord heute nicht hoffähig sind, bedeutet nicht, dass man die Inquisition nicht gerne eingesetzt hätte, wäre diese zur Hand.

Nur, was kümmern uns fremde Ansichten, sollten wir tatsächlich bessere haben? Wehre dich nicht gegen Meinungen, auch wenn du diese ablehnst, nimm diese als gegeben, sie müssen ja nicht deine werden. Sie zeigen dir, wen du vor dir hast und sind darüber Sonden ins Unbekannte. Sie beleuchten für dich bereitwillig die Ecken des Universums, in die du dich selbst nicht wagtest, für die du bisher keine Zeit, Gelegenheit, Mittel oder Lust hattest. Was ist wiederum ungerecht an dem fehlenden Verständnis für die eigenen Gedanken? Missverstanden sein, ist der unvermeidbare Begleiter jedes Bahnbrechers. Was haben Klagen über die Ungerechtigkeit der fremden Wertschätzung für einen Sinn? Du bist unverstanden!

Aber auf dem richtigen Wege? Dann los! Sprich rücksichtsvoll, denk ungezwungen und vor allem lebe und handle! Albertus Magnus, Kopernikus, Descartes, Bergson dachten, arbeiteten und mieden Streit. Descartes sagte hierzu: „Larvatus prodeo“, „Ich trete mit einer Maske auf.“ Sie versteckten die Wahrheit nicht, sie drängten diese niemanden auf, schrieben für die Kommenden und hinterließen Werke, an denen sich Generationen aufrichteten und die auch heute noch lesenswert sind.

Was denn, man soll schweigen, wenn nicht danach gefragt?

Wäre es denn moralisch richtig, das Durchdachte für sich zu behalten, wenn es keinen interessiert?

Moral..(an)..Sprüche

Man glaubt, seine eigenen Gründe zu kennen. Sind diese gut gemeint, so erwartet man von den Anderen Billigung. Ablehnung kann nur Dummheit oder Bosheit der Gegenseite bedeuten. Berufen die Widersacher sich ebenfalls auf gute Absichten, so müssen diese relativiert sein. Denen geht es um das Gute, uns aber um das Höhere, am besten um Werte, die der gesamten Menschheit, Freiheit, Gerechtigkeit usw. dienen. Man will damit lediglich sagen: „folgt uns und keinem anderen, wir sind die einzig Guten!“ Um die Wahrheit geht es dabei nicht.

Moralansprüche schrauben sich hoch. Wenn auch das nicht hilft, wittert man Verschwörung. Artikuliert man die Vermutung einer fremden Verstellung und Hinterlist, so erntet man Empörung. Die Kontrahenten berufen sich nunmehr auf haltlose Anschuldigungen der Gegenseite. Was nun stimmt. Schlag folgt auf Schlag und erhitzt die Gemüter. Argwohn findet reichlich (von nun an) reale Bestätigungen. Der Kampf entflammt und fordert Opfer. In der Gewissheit von der Reinheit der eigenen Absichten, prallen Menschen aufeinander. Dabei hat Ehrlichkeit nichts mit Wahrheit zu

tun, das Gutgemeinte der Absichten noch weniger.

Das Gutgemeinte

Gehört nicht eine Ordnung abgeschafft zu werden, wenn diese absichtlich auf dem wirtschaftlichen und politischen Eigennutz aufbaut?

Wer soll es tun, wie?

Wo fängt man damit an, wo hört man auf?

Das sind die eigentlichen Fragen, die einer Antwort bedürfen.

Es stimmt, *wir verdanken Mahlzeiten nicht dem Wohlwollen der Fleischer, Brauer oder Bäcker. Beim Einkaufen wenden wir uns nicht an ihre Nächstenliebe.* Dennoch siegt die Menschenliebe, wenn wir Fremde mit Geschenken, mit den Früchten unseres Schaffens für uns gewinnen, statt sie unter billigem Vorwand zu berauben. Das tun nur Parasiten. Bist du gut, willst du das Gute, dann bewirke es, statt jemand um dieses zu berauben.

Wie soll man das Angebot an die Anderen gestalten, dass dieser nicht zum Nachteil und Schwinden von eigenen Möglichkeiten wird?

Wie ich dir...

Da jede Seite im Tausch einen größeren Wert anstrebt als den, von dem sie sich trennt, müsste (so die christliche bis hin zur marxistischen Logik) jedes Handeln unredlich sein. Als Gegenmittel empfehlen diese das Verbot freier Tauschgeschäfte und die Übergabe der Wertschätzung an die „gerechtere“, übergeordnete Gewalt. Der Wert wird nicht vom erzielten Preis abgeleitet, sondern nach Formeln des gesellschaftlichen Nutzens festgelegt. Zuerst betraf „der gesellschaftliche Nutzen“ Glaubensäußerungen, später die Bezeugungen der Mühen und des Arbeitsaufwandes. Die Einschätzung lag stets in den Augen des Aufpassers und lief auf die

Erfassung von dienlichem Fleiß hinaus.

Die Geschichte enthüllte mehrmals, was sich hinter diesen „Gerechtigkeitsformeln“ verbirgt. Dennoch fällt die Menschheit immer wieder darauf herein.

Was nutzt der Tausch, wenn er nichts mehrt, sondern nur hin und her schiebt? Darf der Mann von einer Frau nichts anderes und nicht mehr erwarten als er ihr bieten kann und umgekehrt? Darf das Kind nicht nach der Mutterbrust schreien, weil es keiner Rückzahlung fähig ist?

Der Tausch muss gegenseitig erweitern und bereichern, nur dann ist dieser gerecht.

Die Formel: „Wie ich Dir, so Du mir“ ist falsch.

Was aber, wenn umgekehrt, jemand danach trachtet, etwas wegzunehmen, was ihm gar nicht gehört? Sollte man nicht mit Gegenwehr antworten, ihm so wie er dir?

Rücksicht und Toleranz

Rücksicht und Toleranz. Die Aufforderungen dazu klingen, als würde man in einen Warteraum gebeten, wo man untätig bleiben muss, während die anderen bereits auf und davon sind und ihre schmutzigen Geschäfte verrichten.

Sollte man wirklich zusehen wie Schurken und Betrüger das Wahre wegdrängen, Erhabenes mit Dreck übergießen, Lügen umherstreuen, Leichtgläubige einfangen und gegen Aufrichtige aufwiegeln? Jedem unserer Schritte stellen sie Schritte von Tausenden, ja Millionen Verdummer entgegen. Wir schreien und erreichen das Gegenteil. Unsere Aussagen werden dabei entstellt, verschwiegen, ausradiert. Soll man all das gewähren lassen?

Ist das gebotene Jammerbild denn echt? Ist man bei solchen Klagen tatsächlich, um die anderen und um die Lage der Menschheit besorgt?

Seien wir ehrlich. Bei all dieser Pathetik geht es nicht um die Angemessenheit fremder Absichten, wir kennen diese nicht einmal richtig, sondern allein darum, welche Gesinnung unserer Meinung nach die Anderen haben sollten. Jemand möge sich ändern, Wissenschaft, Politik, die Menschheit müssen sich anderen Themen zuwenden, als sie gerade verfolgen. Wieso eigentlich? Die Einsicht darüber, was gut oder schlecht ist, lässt sich weder verordnen, noch kann sie vorausgesetzt werden. Nicht irgendjemand da draußen soll etwas tun, sondern wer das Richtige sieht, hat sich auch darum zu kümmern und zwar umso intensiver, je wichtiger das Gefundene ist.

Viel Feind', viel Ehr'!

Je größer der Preis, desto mächtigere Widersacher und Gefahren stehen einem angeblich gegenüber. Wieso angeblich? Weil es umgekehrt ist.

Je erhabener die Ziele, desto frischer die Luft, interessanter, uneigennütziger und treuer die Begleiter, unverfälschter die Gewinne. Zugegeben, Parasiten, Fälscher und Betrüger kleben an Macht und Erfolg, und das Höchste der menschlichen Gefühle, die Liebe, ist von den schlimmsten Geschlechtskrankheiten umstellt. Doch um welche Liebe handelt es sich dabei? Geschlechtskrankheiten strafen nicht die Liebe, sondern deren Entwürdigung. Schließlich, um welchen Reichtum und Erfolg entbrennt der Kampf, und scharen sich die Widersacher? Um die Schöpfung? – Nein!

Schmarotzer kippen Stämme um, die dem Verfall geweiht sind. Parasiten wollen haben, statt tun, nehmen, statt hervorzubringen, sie riechen Geld, Blut und Mist, sie fliegen darauf. Eine Schöpfung erkennt der Parasit nicht, selbst wenn er unmittelbar davorsteht.

Die Heuschrecken der Gier rotten sich mitunter zu dunklen

Wolken zusammen, kommen Blitze zuckend bedrohlich nah. Mit allen Wolken ist es jedoch gleich. Sie folgen einfachen, leicht durchschaubaren Gesetzen, können sich nicht frei bewegen und ziehen vorbei.

Man sollte auf die Zeit zwischen Blitzen und Donner achten, sich und das Wertvolle in Sicherheit bringen um dann während eines Sturms heißen Tee zu trinken und die blinden Naturgewalten aus dem Fenster zu beobachten.

Kann man denn das immer und in allem tun?

Was wenn man draußen unverhofft überrascht wird, von etwas und aus einer Richtung, die man noch nicht in Betracht zog?

ALLES WIRD GUT

Das Böse ist erschreckend allgegenwärtig und äußerst erfinderrisch. Kaum hat man es besiegt – wächst es wieder, rückt von dort an, wo man es nicht erwartet und ist noch ruchloser als zuvor. Im Kampf mit der Hydra sinken zuweilen die Hände. Wird es denn niemals ein Ende nehmen?

Nein, – es wird nicht!

Das Leben ist ein Wettrennen mit dem Tod. Selbst dort, wo es siegt und vorankommt, muss das Leben immer wieder von vorn, schwach und unbeholfen, beginnen. Der Ausgang der einzelnen Versuche ist ungewiss. Die stumpfe Wiederholung des Bisherigen sichert und füllt aus, Schöpfung strebt voran. Das Eine peitscht und maßregelt brutal, da eng und uneinsichtig, das Andere sieht weit voraus und erschafft eine neue Welt. Beide sind wichtig. Dennoch bringt nur die Schöpfung das Leben im Ganzen weiter und gewinnt deswegen am Ende immer, was auch geschieht.

Eins ist sicher **ALLES WIRD GUT!** für alle und für jeden einzelnen. Wenden wir uns diesem letzten, dem Individuellen und

Persönlichen zu.

Gehen wir nunmehr auf die Gaben des Lebens ein, die wir zwar für selbstverständlich halten, doch im Grunde nicht recht verstehen und lediglich blind ihren Weisungen folgen. Solange wir es mechanisch und gedankenlos tun, werden wir niemals den richtigen Platz in dieser Welt finden.

**Der Schlüssel zum Verständnis des Universums
ist das Verstehen des eigenen Ichs.**

—

zweites buch

DIE GABE

**Das Leben ist im Allgemeinen einfach, einfach zu leben
ist dagegen sehr, sehr schwer**

Alles macht irgendwann satt, wirkt in Fortführung schal und bitter. Leben ist das einzige Gut, von dem man nicht genug haben kann. Doch wo findet man das so Ersehnte? Was versteht man unter dem Leben und worauf kommt es dabei wirklich an?

Auf der Jagd nach Lebensfülle horten die Einen – Geld und Einfluss, die Anderen – Kunst, Immobilien, Fabriken. Das Zusammengeraffte überschüttet manche mit Reichtümern, verarmt Andere, zieht Gräben zwischen Menschen, Völkern und Rassen.

Und? Was bleibt unterm Strich? Wie viel mehr am Leben geben einem diese Güter?

Es gibt eine Gerechtigkeit, die jeder Ungleichheit trotzt. Sie steht über jeder Macht, jeder Rechtsprechung. Sie lässt sich weder bestechen noch irreführen. Wie viel kostet der Anblick des Sonnenaufgangs, der berauschende Duft von Wiesenblumen, freies Atmen bei einer Wanderung, ein erquickender Gedanke bei der Lösung eines Problems? Nichts und unendlich viel. Die Gaben des Lebens sind frei erhältlich und zugleich unerschwinglich für jede Raffgier.

Das Leben ist das höchste Gut, gewährt durch die Geburt. Jedem werden seine Schätze in vergleichbarem Umfang zuteil.

Was wissen wir von dem uns vererbten Reichtum? – Erstaunlich wenig. Wie gehen wir damit um? – verschwenderisch und gedankenlos, gleich einer laut summenden Fliege, die durch den Raum irrt, um irgendwann zu verschwinden. Wer weiß wo. Alter und

Krankheiten bringen uns die Einsicht, dass die einfachsten Lebensgaben weder käuflich noch selbstverständlich sind. Spätestens im Krankenbett beginnen die Menschen über das eigene Streben und den Sinn des bisherigen Eilens nachzudenken. Sie schauen zurück und fragen sich – war das alles, hatte es eine Bedeutung, war es das wert? Wenn auch diese Fragen größtenteils unbeantwortet bleiben, so sind sie dennoch wichtig.

Die Kunde der Krankheit

Vater, Vater, warum hast Du mich verlassen!

Die Patienten in meiner Sprechstunde klagen über vermeintliche Tücken ihres Körpers, fragen bitter und vorwurfsvoll, warum dieses oder jenes nicht mehr klappt, wieso es hier oder da weh tut, wie lange die Pein noch andauert? Man kann ihren Verdruss verstehen. Von Geburt an erhalten wir unsere körperlichen Fähigkeiten umsonst, ohne uns um ihren Erwerb oder Erhalt zu kümmern. Sie zwingen sich uns geradezu auf. Wir folgen den Trieben und erhalten im Gegenzug Erlebnisse und Erfahrungen. Das Leben wird farbenfroh und erlebnisreich. Wenn uns etwas fehlt, sagen uns die gleichen Triebe, was wir tun oder lassen sollen, um die Lebenslust zurückzugewinnen. Wir müssen lediglich unser leibliches Wohl ansteuern, Freuden suchen und das Unangenehme meiden – der Rest ergibt sich von selbst.

Kaum stellen wir uns auf diese, mehr als angenehme Führung ein, schon ändern sich die Regeln. Einst weiser Förderer und zuverlässiger Ratgeber verkommt der Körper zum wankelmütigen Waschlapen, auf den man sich immer weniger verlassen kann. Die einzelnen Regungen sind widersprüchlich und inkonsequent, die Gedanken verworren. Die eigene Gestalt wird entstellt. An Kinn, Beinen und Hüften sammelt sich Fett. Die Brust fällt ein, der Bauch quillt vor. Die Haut wird rau, grau und faltig. Die Kräfte

schwinden, die Luft wird knapp. Ja, die Welt um uns scheint zu verderben. Das Gewohnte wirkt fremd. Was bisher stärkte – zehrt. Lieblingsspeisen und Getränke ekeln an. Der Genuss schlägt öfter in Völlegefühl um. Übelkeit und Schmerzen gesellen sich ungerufen hinzu. Spiele ermatten, Reize stumpfen ab. Die Nachtruhe treibt sich irgendwo herum und will nicht einkehren. Die Abendstille lässt uns mit den Plagen des Tages allein, statt die Sorgen zu vertreiben und zu erquicken. Nach den Mühen des Ein- und Durchschlafens kommt kein erlösendes Erwachen. Im Gegenteil – der Kopf ist leer und dröhnt, der Verstand findet sich nur mühsam in der fremd wirkenden Umgebung zurecht. Die Gelenke sind eingerostet, die Glieder bleiern, alles kostet Überwindung....

Woher diese Misslichkeiten? Man hat doch nichts falsch, zumindest nicht absichtlich, falsch gemacht. Man folgte hörig dem, was der Körper vorsagte und verwöhnte ihn nach Kräften. Gewiss, man hat zuweilen schwer gearbeitet, sich über die Maßen belastet, auf manches verzichtet, doch nur, um eine Position zu erreichen, von der aus man alle Wünsche des Körpers erfüllen kann. Sollte man dem Leib versehentlich Wichtiges vorenthalten haben, so ist man bereit, es zu ändern. Jetzt, wo man es sich leisten kann, wird man gern das Fehlende besorgen, Rückstände aufholen, alte Rechnungen begleichen. Nennt mir die Ursache und das Gegenmittel. Der Preis spielt keine Rolle! Ich bin bereit, mein ganzes Vermögen in die Waagschale zu werfen.

Als wäre das so einfach! Als würde irgendein Vermögen hierfür im Geringsten genügen!

Die Medizin entdeckte viel Außergewöhnliches: Infektionen, Entzündungen, Tumore, Defekte des Stoffwechsels, Enzyme und Gene. Die Details sind auf hunderttausende von Werken verteilt. Niemandem ist es gegeben, das alles durchzulesen, geschweige denn sich anzueignen. Es mutet verdammt viel an, ist es aber nicht.

Das Meiste davon ist eine zeitraubende Wiederholung. Das wenige Gewisse ist kaum geordnet. Doch selbst, wenn man das Wichtigste auch zusammenträgt und auf seine Wirksamkeit prüft, das Resultat ist ernüchternd. Im Ozean der vielfältigen Äußerungen schwimmt das ärztliche Wissen wie ein Benzinleck auf der Wasserfläche – schillernd in allen Regenbogenfarben und dennoch hauchdünn. Was ist mit dem Rest? Wo sind die Schlüssel zu den Beschwerden, für die weder Befunde noch erkennbare Gründe vorliegen?

Man deklariert diese als „nicht-medizinisch“. Es wirkt ehrlich. Schließlich erstellt man Rechnungen für ärztliche Dienste, und man sollte kein Entgelt für mangelnde Leistungen fordern. In Wirklichkeit entzieht man sich bloß der Verantwortung. Die Bezeichnungen „nicht-medizinisch“, wie übrigens auch „rein psychisch“, „autoimmun“ oder „genetisch“, sind Schattierungen von ein und demselben und bedeuten so viel wie „selber schuld“. Solche Feststellungen stellen Betroffene selten zufrieden. Anders als Ärzte es ihnen bescheinigen, wissen die Patienten: die Beschwerden sind echt, und sie sind neu. Es muss also wirkliche Gründe für die anfallenden Misslichkeiten geben. Erkennt man diese, könnte man den Vorgang stoppen oder gar umkehren. Man braucht nur Störendes auszuschließen und Gutes hinzutun.

Auf der Suche nach den Ursachen wechseln Patienten Ärzte, Heilpraktiker, Schamanen, Psychologen, pilgern zu heiligen Orten und befließigen sich der Mystik. Irgendwann taucht dann eine Diagnose auf. Es ist nebensächlich, ob die Diagnose auf Tatsachen beruht oder überhaupt einen Sinn ergibt. Meist handelt es sich um eine Worthülse ohne Inhalt. Der Name wird dennoch als Erlösung empfunden. Eine Widerlegung ist unerwünscht. Nichts ist undankbarer als einen Patienten über die Leere seiner Mutmaßungen aufzuklären.

Ich habe mich öfter gefragt: Woher dieser Drang zu Pseudodeutungen stammt, wenn die gekünstelten Interpretationen nichts an den bestehenden Gebrechen, noch an den Krankheitsfolgen ändern? Wozu dient diese aussichtslose Unrast, die zu den schon eingetretenen Einbußen weitere Lasten hinzufügt und die verbleibende Lebenszeit raubt? Geht es dabei um Schuldzuweisung?

Vielleicht.

Von Kindheit an lernen wir: Wer unschuldig ist, darf nicht bestraft werden. „Schaut, hier ist alles verdreht. Wer war das? Ich bin nicht schuld, also mache ich keinen Finger krumm! Sollen die Anderen ihren Mist selbst aufräumen!“

Ist die Diagnose genannt, so ist die Schuldfrage geklärt. Man muss weder sein Leben umdenken noch auf Gewohntes verzichten. Zweifel finden ein Ende. Man kann weiter wie bisher durchs Leben gleiten, wohin der Weg auch immer führt.

Die Klärung von Schuldfragen mag erlösend wirken: im Kindergarten, gegenüber der Obrigkeit oder einer Wählerschaft. Die Krankheit nimmt keine Notiz davon, mitunter wird sie durch kopfloses Stemmen sogar beschleunigt.

Warum versagen aber die körperlichen Funktionen, warum schreitet der Verfall ohne erkennbaren Grund fort, obwohl wir dem Körper scheinbar jeden Wunsch erfüllen?

Die Frage lässt sich so nicht beantworten, da sie die Zusammenhänge verdreht. Sie setzt voraus, dass die Gesundheit selbstverständlich ist, deren Einbruch dagegen etwas Unnatürliches darstellt. Dabei ist es genau umgekehrt. Alles bricht irgendwann unweigerlich zusammen. Richtige Fragen sollten heißen: Woher kommt unser Leben, worin besteht und wie funktioniert es? Kennen wir die Quellen der Lebenskraft? Verstehen wir das Leben? Können wir die einfachsten Vorgänge des Lebens steuern? Wissen wir, wie sich die einzelnen Zellen zu

unserem Körper zusammensetzen und miteinander agieren, damit es zu keinem Versagen kommt? Oder zugespitzt – wissen wir, wie aus einer Raupe ein Schmetterling, aus einem Samen ein Baum wird? Bei diesen Fragen wird uns erst die Schwere der Aufgabe bewusst.

Ich kenne die Antworten nicht. Niemand kennt diese. Wir sind erst dabei, Grundsätze der lebenden Organisation zu erahnen. Das Leben hervorbringen oder nachmachen, können wir nicht.

Das Leben ist ein Wunder. Ich bin voller Begeisterung, Ehrfurcht und Dankbarkeit darüber, dass es überhaupt funktioniert, und zwar auch ohne unser Dazutun. Atmen, denken, fühlen, Freude und Schmerz empfinden – nichts am Leben ist simpel, selbstverständlich oder vorausgesetzt!

Aber muss man so tief schürfen und sich in kopfzerbrechende Einzelheiten verstricken? Letztendlich geht es dem Patienten nicht um organische Moleküle und Raffinessen der Molekularbiologie, sondern um die Einfachheit, mit der sich das Leben bisher anbot. Man stand auf und lief, streckte die Hand aus und griff zu, öffnete die Augen und sah, dachte nach und erinnerte sich, kombinierte Tatsachen und traf Entscheidungen. So wie es war, will man es und nichts darüber hinaus. Ist damit etwa zu viel verlangt?

Der Arzt soll das Leben einfach so machen, wie es schlicht schon einmal war!

Wie naiv!

Ja, das Leben kann angenehm, leicht und heiter sein. Diese Attribute sind jedoch keine Eigenheiten, sondern schwer erarbeitete Vorschüsse. Leben ist nicht leicht, es ist uns leicht gemacht worden. Der Aufwand hierzu ist enorm und die Möglichkeiten knapp bemessen. Er wurde nicht von uns erbracht. Unser Körper ist nicht unserer, sondern das Werk der Evolution! Der Eintrag im Ausweis täuscht. Wir sind viel älter als die Zahlen darin es uns

bescheinigen. Das Leben ist vor etwa 4 Milliarden Jahren entstanden. Jedes heute existierende Lebewesen ist ein Nachkomme dieser Urzeit. Damals wurden wir geboren und seither leben wir in einer ununterbrochenen Generationsfolge fort. Diese Milliarden Jahre des schöpferischen Werdegangs sind das tatsächliche Alter jedes heute bestehenden Wesens. Kein Abschnitt lässt sich auslassen.

Gäbe es nur eine einzige Unterbrechung, wären wir nicht da. Dem Individuum scheint es nur, dass sein Leben von neuem beginnt, ihm gehört und mit ihm endet. Das Individuelle ist ein Zwischenstand des Fortwährenden. Zwar empfinden wir die Ereignisse unseres Lebenslaufs als einzigartig, für die Abläufe, die uns aufbauen, sind sie nicht neu. Unsere Ahnen haben vor uns unter ähnlichen Umständen agiert, Widrigkeiten bekämpft, Hindernisse gestürmt, gesiegt und auch versagt. Die Erfahrungen ihrer Triumphe und Niederlagen verflechten sich in uns. Unser Körper ist nichts anderes als ein Vorrat gelungener Lösungen. Diese angesammelten Erfahrungen der Evolution ermöglichen es uns, aus einem DNA-Strang, Wasser, Licht und Mineralien einen denkenden vielzelligen Organismus aufzubauen, ohne dass wir an dem Vorgang bewusst teilnehmen. Alles geschieht von allein und mit unvorstellbarer Perfektion. Wir stützen uns bei der Reifung auf eine lange Geschichte erfolgreicher Vorstöße und erstürmen mit Elan Hindernisse, die einst unsere Vorfahren belagerten und schließlich bezwangen.

Je ursprünglicher die Stadien der Individualentfaltung sind, desto umfangreicher ist der verfügbare Erfahrungsschatz und umso seltener sind unvorhersehbare Eventualitäten. Der werdende Organismus ist schwach. Seiner Schutzlosigkeit entsprechend müssten die befruchtete Eizelle und der Embryo für Störungen am anfälligsten sein und sich immer wieder in Missgriffen und

Missbildungen verirren. Dies ist nicht der Fall. Was auch geschieht, wo man sich auch befindet, was man isst oder tut, der Embryo erfüllt sein Entwicklungsprogramm genau, bis hin zu den identischen Gesichtszügen eineiiger Zwillinge. Trotz schnellen Wachstums und Austauschs von Milliarden von Zellen sind Abweichungen in der Embryogenese selten. Erst als die Wissenschaft Substanzen entdeckte, die in der Evolution nicht vorkamen und daher vom Leben nicht berücksichtigt werden konnten, wurden Mutationen und Fehlbildungen alltäglich. Bekannt berüchtigte Beispiele hierfür sind radioaktive Strahlungen (jenseits des natürlichen Hintergrunds) und neuartige Medizinsubstanzen wie Thalidomid. Die Werbung versprach, dieses Beruhigungsmittel (Thalidomid) sei weniger gefährlich als ein Glas Milch zur Nacht. Man empfahl es besonders schwangeren Frauen. Das Medikament zeigte tatsächlich keine Nebenwirkungen bei den Frauen, half ihnen stressfrei über die Zeit der Schwangerschaft zu kommen, brachte jedoch grässliche Missbildungen, fehlende bzw. verstümmelte Arme und Beine bei den Neugeborenen hervor. Die Verstümmelungen waren umso grausamer, da sie die geistigen Fähigkeiten der Betroffenen nicht einschränkten. Jenseits solcher Eingriffe ist die Embryogenese erstaunlich stabil. Aus einer einzigen Zelle formt sich nach mehreren spektakulären Umwandlungen ein Baby, wächst und entfaltet sich. Mit jedem abgeschlossenen Reifungsabschnitt gehen Unbeschwertheit und Leichtigkeit zurück. Der Elan bleibt jedoch beim Kind und Jugendlichen noch reichlich erhalten.

Die Vielzahl an Problemen, denen unsere Art in der Vergangenheit gegenüberstand und die sie löste, erklären, warum uns gerade am Anfang die schwierigsten Aufgaben „wie von selbst“ gelingen. Wir ziehen uns hoch, stehen auf, laufen, lernen, packen an, als hätten wir nur darauf gewartet. Die Sprache wird im Vorbeigehen

erlernt, wir wissen nicht einmal wie es geschieht. Komplexe Fertigkeiten werden spielend angeeignet. Es gibt kaum ein Ereignis, das den wachsenden Körper überrascht, kaum einen Störfaktor, für den kein Gegengift bereitsteht. Die Sinne helfen uns und begutachten die Entwicklung mit weisem Augenmaß der biologischen Erfahrung. Was in der Evolution gut war, erfreut uns beim Wiederauftreten, was kritisch war, schmerzt und ängstigt uns. Wir folgen biologischen Wegweisern ohne nachzudenken, quittieren Erfolge und werden von Gefühlen der körperlichen Zustimmung überschwemmt. Die Jugend ist voller Freuden.

Die helle Zeit der unbekümmerten Entfaltung in den Grenzen des mehrfach Geprüften ist das, was Menschen für Gesundheit halten. Die Zuverlässigkeit, mit der sich das Erprobte durchsetzt, verwechseln sie mit Selbstverständlichkeit und halten sogar das Gelingen für ein dauerndes Anrecht. Es ging doch bisher, und war so selbstverständlich, also muss es auch weiter so gehen können. Treten Probleme auf, gehen sie zum Arzt und verlangen, er möge ihnen die einstige Unbeschwertheit zurückgeben und die schwindenden Kräfte auffüllen. Der Wunsch ist verständlich, der Glaube, jemand anderes könnte diesen für sie erfüllen – nicht. Die Patienten verlangen Unmögliches, nicht an der richtigen Stelle und von den Falschen.

Wenn ein Krankheitsfaktor den gewohnten Pfad der Individualentwicklung versperrt: ein Virus, Bakterium, ein Unfall, der Mangel an Stoffen, eine Fehlstellung und der Arzt diese Hindernisse erkennt und beseitigt, so scheint es, als könne er dem Körper befehlen, Leben schenken und mehren. Das stimmt so nicht. Der Arzt vermehrt nichts und gibt kein Leben, sondern entfernt Stolpersteinchen aus dem Weg der körperlichen Entfaltung. Er kann also nur das Laufende erleichtern. Es mag ungewohnt klingen, aber der Mensch, wie jedes andere Leben, entsteht nicht durch

äußere Eingriffe, Zufälle oder Mutationen, sondern gestaltet sich selbst und kann sich nicht anders vervollkommen als durch das eigene Streben und die Ziele, die er verfolgt.

Wo will der Mensch hin? Was treibt ihn an? Macht er sich Gedanken darüber?

Im Allgemeinen kaum. Der Durchschnittsmensch lässt sich von seinem Körper leiten. Sagt der Körper: das ist gut, so streben Menschen danach, warnt der Körper vor etwas, so meiden sie es. Man nennt das „seinen Bedürfnissen nachgehen“.

Sackgasse der Bedürfnisse

Im 19. Jahrhundert wurden Bedürfnisse auf einmal wichtig. Glückseligkeit, Gott, Seelenheil, Humanismus – das alles war gestern – verworren und zum Erfassen unbrauchbar. Bedürfnisse erklärten dagegen dunkle wie leuchtende Hintergründe menschlicher Taten auf einfache, klare und für alle Zeiten und Länder bindende Weise. Sie ließen sich messen und statistisch bearbeiten. Von nun an dürfte alles wissenschaftlich ergründbar sein. Doch irgendwie ging die Eintracht nicht auf. An dem Satz: „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen! – zerbrach die Welt in zwei sich bis aufs Blut bekämpfende Lager. Während der Kapitalismus sich demonstrativ hinter den Egoismus stellte (jedem was er an sich reißen kann), verlangte der Kommunismus Gemeinschaftssinn (jedem was ihm zusteht). Je nach Deutung, fielen die Ansprüche und Vergütungsregeln unterschiedlich aus, gemeinsam war nur die Anspannung der Ambitionen. Beide Systeme wetteiferten um das maximale Einbeziehen Einzelner in die Güterproduktion.

Die Menschheit profitierte von diesem Ansporn. Der Wettstreit der Systeme entfesselte ungeheure Kräfte. Menschen bauten Megastädte, verbanden den Erdball mit Land-, Wasser- und

Luftwegen, versetzten Berge, verwandelten Landschaften und flogen in den Kosmos. Das bereits Errungene, wie die Erwartungen für das Kommende waren enorm. Die Science-Fiction Romane des 19. und 20. Jahrhunderts geben die Anspruchshaltung dieser Zeit unverfälscht wieder. Ich wuchs in diesem Optimismus und dieser elektrisierenden Aura auf. Nichts schien mehr unmöglich, jedes Problem lösbar. Das Moderne schaffte es tatsächlich, allen biologischen Bedürfnissen zu genügen. Doch es kam anders als gedacht und bewirkte etwas, womit niemand gerechnet hatte.

Als alle körperlichen Wünsche erfüllbar wurden, musste man zusehen, wie sich jeder Schritt auf ihre Befriedigung statt Erlösung und Stärkung das Gegenteil – Last und Unlust – brachte. Die Woge der Gesundheitserfolge des 19. und 20. Jahrhunderts ebte ab. Die weiteren Fortschritte der Medizin wurden schwerfällig, teuer und kleinlich gemessen am Aufwand. Sie trugen kaum der menschlichen Gesundheit bei und begannen unmerklich das Gegenteil zu bewirken. Die Erscheinung der Menschheit änderte sich. Statt Sportlichkeit, Grazie und Harmonie breiteten sich Übergewicht, Depression, Fettleber, Alzheimer und andere Zivilisationskrankheiten aus. Der Mensch wurde immer anfälliger. Inzwischen sind das durchschnittliche und noch mehr das maximale Lebensalter der Menschheit in Gefahr, selbst der IQ ist im Rückzug. Die statistischen Erhebungen hierzu sind eindeutig. Die USA sind Vorreiter, betroffen von dem Verfall ist jedoch die gesamte „westliche“ Welt. Selbst dort, wo die Zahlen standhalten, schrumpfen die Lebensinhalte.

Ich war mit 23 Jahren approbierter Arzt und Vater. In diesem Alter waren eine feste Berufsanstellung, eine eigene Wohnung und Familie typisch für meine Generation. Burnout war noch nicht entdeckt. Man beklagte Unterforderung.

Das eigenständige Berufsleben beginnt heute um das 35.

Lebensjahr, das Familienleben (falls es dazu kommt) ebenfalls. Die Vorbereitungszeiten wurden länger, die Belastbarkeit sank. Verglichen mit den 50er-80er Jahren des 20. Jahrhunderts verkürzte sich das eigentliche Leben deutlich, da bis zum Rentenalter wenig Zeit bleibt.

Meine Generation träumte vom Fliegen, dem Erkunden des Makro- und Mikrokosmos. Heute finden Berufe wie Physiker, Architekten oder Ingenieur kaum Bewerber. Die ungetrübten Visionen des Fortschritts wurden von Fantasy- und Mystik-Literatur mit finsternen Gestalten abgelöst. Die dreist forschenden Wissenschaftler, Entdecker und Industriellen wurden von Anwälten, Managern und Anlageberatern verdrängt. Ich wurde über 2 Meter groß. Doch im Kindergarten, in der Schule und im Institut waren viele Jugendliche größer als ich. Die Akzeleration war sichtbar, sobald Klassen die Aula oder den Sportsaal füllten und sich nach Jahrgängen neben den deutlich kürzeren Lehrern aufstellten. Damals empfand ich mich als ein Regelfall, glaubte sogar, dass meine Körpergröße in der Zukunft zum unteren Level des Durchschnitts wird. Es kam anders. Die Menschen wurden nicht größer, sondern dicker und schwerfälliger. Was ist schief gegangen?

Am treffendsten kann man es mit der Zweckentfremdung biologischer Bedürfnisse beschreiben. Dabei lag der Fehler weder bei den politökonomischen Theorien noch bei deren Umsetzung, sondern im Wesen der Bedürfnisse selbst.

Die Gründer der Politökonomien machten sich keine Gedanken darüber, was Bedürfnisse sind. Bedürfnisse waren eine Selbstverständlichkeit und gehörten befriedigt zu werden. Allerdings verhält es sich mit allen Selbstverständlichkeiten so. Himmel und Erde treffen sich am Horizont der sichtbaren Erdscheibe, die Sonne geht an ihrem Rand auf und wandert über die Himmelskuppel, das Schwere fällt herunter, das Leichte steigt auf und

schwimmt. Selbstverständlich sind Dinge deren Deutung einleuchtet, die für aktuelles Handeln entbehrlich sind und zunächst keiner Prüfung bedürfen. Die Situation ändert sich schlagartig, sobald man das Selbstverständliche in Handlungen einbezieht.

Wie kommt man zum Rand der Erdscheibe? Was stützt die Himmelskuppel? Kann man über die Stützen der Himmelskuppel zu den Sternen klettern? Wie erleichtert man Schweres so weit, dass es schwimmt, schwebt oder sogar aufsteigt? Sogleich bröckelt die Selbstverständlichkeit und zwingt die wahre Bedeutung gewohnter Erscheinungen zu hinterfragen. Tun auch wir es im Hinblick auf die Bedürfnisse.

Was sind und wozu gibt es sie?

Bedürfnisse sind Sehnsüchte des dauerhaft Unerfüllbaren. In der Wildbahn gelten Bedürfnisse Gegenständen, die wegen ihrer Knappheit oder Unbeständigkeit nicht ein für alle Mal gesichert werden können. Sie erweitern wertvoll das Bestehende und sind allein in Spitzenleistungen zu gewinnen. Ausgerichtet auf das Unerreichbare dienen Bedürfnisse nicht so sehr ihrem dauerhaften Besitz, sondern vielmehr dem Ansporn zur eigenen Ertüchtigung. Die Politökonomie ordnet die Warenproduktion den körperlichen Begierden unter. Anders als in der Natur, schafft es die moderne Industrie tatsächlich, alle biologischen Bedürfnisse völlig zu stillen und behebt damit die zugrundeliegende Herausforderung. Von der Herausforderung losgelöst, verliert die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse ihre ertüchtigende Wirkung. Die Sättigung lähmt den Willen, stumpft die Sinne ab und erstickt das Streben. Ein voller Bauch studiert nicht gern. Überdruß ist auch in der Politik, Wissenschaft, Kunst und Sport hinderlich. Die Verbrauchergesellschaft verliert ihre einstigen biologischen Antriebe schneller als sich neue herausbilden können. Dies ist heute deutlich wie nie. Die Folgen sind ernst. Die Körperlichkeit erschlafft. Dies wäre noch

halb so schlimm, bliebe der Geist ungetrübt. Der Geist kann aber ohne Körper nicht existieren und degradiert ebenfalls. Das alles geschieht vor dem Hintergrund eines enormen gesellschaftlichen Reichtums. Ein Durchschnittsamerikaner beansprucht bei gleichen Voraussetzungen dreimal so viele Kalorien wie ein Mensch in Entwicklungsländern. Das Gefälle ist noch gravierender bei der Beanspruchung von Energie, Kleidung, Medizin oder Wohnfläche. Doch, statt Kräfte zu wecken, erdrückt dieser Wohlstand die unternehmerische Bereitschaft.

In Ermangelung von Antrieben versucht die Moderne, Verbrauch durch Globalisierung anzukurbeln, arme Länder arbeiten zu lassen und zugleich Wünsche im übersättigten Sozios zu aktivieren, die bisher als abartig galten, jedoch noch nicht ausgereizt wurden. Vielleicht könnten diese noch als Triebfeder dienen. Hemmungslosigkeit, Glamour und Prahlucht, Viagra für Männer und Frauen, Dekadenz jeder Art werden beworben und zur Normalität erklärt, Cannabis und härtere Drogen legalisiert.

Die neuen „freiheitlichen“ Werte sollen Aufschwung bringen? Sie bringen etwas ganz anderes: Hemmungslosigkeit, seelische Leere, Krankheiten und vorzeitigen Tod.

Bedarf

Die Auswüchse der Verbrauchergesellschaft sind unübersehbar, die Folgen für Umwelt und Mensch beklemmend. Kritische Stimmen werden laut, prangern den Konsum an, schüren Zukunftsängste und verlangen eine Beschneidung des Verbrauchs. Die „68er“, der „Club of Rome“, die „Grünen“, die „Piraten“ geben dem Wachstum Schuld, fordern dessen institutionelles Verbot. Ihre Rezepte greifen in die persönlichen Freiheiten ein, bevormunden und entrechten das Individuum. Die Ideen finden dennoch Verbreitung und Eingang in die Programme fast aller politischen

Bewegungen.

Lässt sich denn ein Rückwärtsgang überhaupt einlegen? Sollte man dies tun?

Nicht jede Alternative ist ein Gewinn. Die Verbrauchergesellschaft geriet in eine Sackgasse? Umdenken tut not? – Gewiss! Wer sagt aber, dass das Umkehren einen Ausweg bietet? Ist das Baby inzwischen nicht etwas zu groß, um es zurück in den Mutterbauch zu drängen? Kann die Reglementierung menschlicher Ansprüche überhaupt eine Lösung bieten? Wo macht man bei den Einschränkungen Halt? Genau beim Bedarf? Welchem? Wessen? Gibt es Präzedenzfälle?

Es gibt genug davon. Die Geschichte bietet reichlich Beispiele für auferlegte Beschränkungen. Man will sie nur nicht in Betracht ziehen.

Der freiwillige Asketismus ist in jeder Epoche anzutreffen. Die Askese wurde öffentlich gepriesen, jedoch kaum befolgt und insgeheim belächelt. Die religiösen Verbote waren durchgreifender, jedoch fern jeder Logik für die Außenseiter. So muss es sein, da Gotteswille und Schluss! „Wenn und Aber“ sind nicht zulässig. Angeblich sind wir heute besser dran. Die Wissenschaft könne den Bedarf berechnen und die Güterverteilung frei von Mystizismus regeln. Ist das so? Wohl kaum! Die sogenannte etablierte Wissenschaft steht heute für das eine, morgen für das andere, schwankt, zweifelt und hat, abgesehen von den Geldgeberquellen, keine eigene Durchsetzungsmacht. Das semitische Verzehrerbot des Schweins und das Heiligsprechen der Kuh in Indien wirken dagegen bis in die Gegenwart. Alles wegen der Launen religiösen Starrsinns? Nein – aus purer Berechnung! Die religiösen Verbote fassen die historische Weisheit der Gemeinschaft zusammen und setzen diese effektiv um.

Was denn, die Religionsdogmatik soll die Volksweisheit

vertreten? – Durchaus! Sehen wir uns die Umstände etwas genauer an.

Ein Schwein kann, anders als Weidetiere, nicht von Gras leben. Es benötigt zum Wachstum die gleichen Lebensmittel wie der Mensch. Zu Notzeiten musste man, um einen Menschen mit Schweinefleisch zu versorgen, zwei oder mehreren anderen Menschen die Lebensgrundlage entziehen. Die Ächtung des Schweins sichert die Ernährung der Mehrheit, ohne sich in Rechtfertigungen zu verwickeln. Die religiöse Dogmatisierung verhindert darüber hinaus, dass die Maßnahme zerredet und durch Ausnahmen ausgehebelt wird.

Ähnlich kam es zur Heiligsprechung der Kuh. Eine Kuh war für den indischen Bauern Heizofen, Traktor, Milchspender und vieles andere mehr. Die Reichen konnten sich Rindfleisch auch zu Notzeiten leisten. Für die armen Bauern, die ihre Kuh verkaufen mussten, bedeutete die Trennung von ihren „Angebeteten“ qualvollen Hunger und Tod. Die Religion, die die Unantastbarkeit der Kuh allen sozialen Schichten aufzwang, schützte die Bevölkerung vor Katastrophen und wurde von der Mehrheit ersehnt.

Archäologische Funde und alte Schriften belegen, dass der Hinduismus bei seiner Entstehung bereitwillig die Kuh und das Kuhfleisch sowohl als Opfertier als auch zum Verzehr nutzte. Obwohl tief in der indischen Kulturgeschichte verwurzelt, wandten sich die Inder vom Kuhopfer ab, als die Bevölkerungsdichte und Ackerwirtschaft wuchs, das Land aber immer knapper wurde. Nicht der Gott sprach die Kuh heilig. Es waren Menschen mit ihren Wertvorstellungen. Die Kuh wurde in der anhaltenden Not zum zentralen Garanten des Mindestwohlstands, ja des Überlebens. Menschen wählten eine Religion, die ihnen Hoffnung auf Weiterleben gewährte und zwar nicht nach dem Tod, sondern hier und jetzt. Als der Hinduismus noch Kuhopfer billigte, musste

diese archaische Religion schmerzliche Schläge einstecken. Die zeitgemäßen und fortschrittlicheren Buddhismus und Islam breiteten sich in Indien rapide aus und verdrängten den Hinduismus beinahe gänzlich. Doch mit dem Heiligsprechen der Kuh eroberte der Hinduismus seine einstigen Positionen zurück und behauptete sich gegenüber den konkurrierenden Religionen, ohne andere längst hinfallige Postulate wesentlich zu reformieren. Es ist ebenfalls hinreichend belegt, dass die semitischen Völker in den Anfängen ihrer Zivilisation Schweinezucht betrieben und diese erst mit dem Judentum und Islam aufgaben.

Die Religionsgeschichte zeigt. Eine verordnete Mäßigung ist für Individuen, Gruppen (Kasten) und ganze Völker durchsetzbar. Allerdings stehen dahinter weder abstrakte Wünsche noch fromme Absichten. Der Sinn der Askese ist kein Verzicht, sondern im Gegenteil eine maximale Gewährung von Lebensnotwendigem für die Gesellschaft. In anhaltenden existenziellen Krisen bekommt die Sicherung des Bedarfs Vorrang und setzt sich vehement durch. Warum nicht gleich so?

Das liegt im biologischen Wesen des Bedarfs.

Gebundener Stickstoff ist eine absolute Voraussetzung für die Lebensfähigkeit von Tieren und Pflanzen. Der Bedarf ist enorm. Das Verlangen danach fehlt allerdings, weil im Allgemeinen kein Mangel besteht. Die Verfügbarkeit von gebundenem Stickstoff ist dank Bakterien garantiert. Dieselbe Neutralität betrifft andere im Überfluss vorhandene Güter wie Luft, Wasser, Licht. Selbst die Sprache bezeugt die Gleichgültigkeit gegenüber dem gesicherten Bedarf. Es gibt zwar Durst, aber keinen gegenteiligen Ausdruck der Freude am Trinken. Es gibt das Wort Luftnot, aber kein Wort, das die Lust am Atmen beschreibt. Warum nicht? Weil es solche Empfindungen nicht gibt. Im Gegensatz zu den Bedürfnissen, erzeugt der Bedarf erst dann einen Antrieb, wenn es zu einem

Mangel kommt. Dann ist dieser allerdings nicht zu bändigen. Bedürfnisse kann man wegstecken, ersetzen oder umgehen, den Bedarf nicht, da seine fehlende Deckung an die Substanz geht. Mangel und Not sind aber nicht beständig, kommen, gehen und ändern mit der Zeit ihre Inhalte. Der Wegfall des Drucks macht die Beschränkungsgebote skurril. Was soll man mitten im Luxus von der Inkarnation institutioneller Verbotswünsche und einer verordneten Askese halten? Sie rufen uns zurück in die Steinzeit, wo die Probleme mit Überfluss noch nicht bestanden. Man übersieht dabei, dass der so sehr geschätzte Wohlstand damals ebenfalls nicht bestand. Es herrschte bittere Not. Ist das eine besser als das andere, die Not besser als der Überfluss, dass man diese Extremen austauschen will? Geht denn der Umtausch überhaupt?

Das erste Gebot auf den Georgia Guidestones lautete: die Menschheit soll unter 500 Millionen gehalten werden und im fortwährenden Gleichgewicht mit der Natur sein. Eine gruselige Forderung bei der jetzigen Erdbevölkerung von 8 Milliarden. Vor kurzem kam die Meldung, dass jemand die Steine von Georgia sprengte. Wer hinter den Weisungen auf dem Monument stand und diese formulierte ist nicht genau bekannt. Einiges an den Weltereignissen deutet daraufhin, dass das Verkündete ernst gemeint war und nicht von isoliert wirkenden, harmlosen Wirtköpfen ausging. Hoffen wir, dass diejenigen, die diese Forderungen artikulierten, niemals genug Macht erlangen, um ihre Umsetzung tatkräftig voranzutreiben.

Triebe

Die Zeit zwischen dem 19. und 21. Jahrhundert ist ein einziger Siegeszug der Biologie. Alle Gebiete, geographisch wie geistig gesehen, waren betroffen. Im Zuge der Umgestaltung wurden biologische Triebe zu einer Selbstverständlichkeit erklärt. Man hat

diese auf ein Ehrenpodest des „fürwahr Menschlichen und überaus Natürlichen“ erhoben. Die Menschheit gab sich selbstvergessen ihren Gelüsten hin, ließ sich von diesen leiten und machte sich keine Gedanken darüber, was die Triebe sind, wohin diese führen und wie sie es tun. Holen wir dieses Versäumnis nach.

Bedarf, Bedürfnisse und Triebe sind biologische Automatismen. Über angeborene Vorlieben und Reize animieren sie den Menschen dazu, den Weg seiner Vorfahren zu wiederholen in Allem, was gut war. Wir folgen ihnen zunächst widerspruchslos: Ziehen bei Berührung der Mutterbrust saugend die Lippen zusammen, drehen uns auf den Bauch, wenn wir von Eltern auf den Rücken gelegt werden, zappeln mit Händchen und Beinchen, heben den Kopf, torkeln, krabbeln, laufen (kaum aufgestanden) gegen Dinge, die im Weg stehen, führen Unbekanntes zum Mund, nachher zum Gehirn. Die Begegnungen mit der Wirklichkeit wecken in unserem Körper Erinnerungen an die Erfolge und Niederlagen unserer biologischen Entwicklungsgeschichte, bringen Freuden der Bestätigung oder Schmerzen der Ablehnung mit. Von Trieben angeführt, reagieren wir auf eintretende Ereignisse und sammeln Erfahrungen. Dabei stimmen wir unsere Organe auf die Realität ein und machen die Wirklichkeit zur Fortsetzung unseres Selbst.

Die Bestimmtheit unserer Triebe hat zur Vorstellung geführt, Triebe wären zwanghaft und unkontrollierbar. Wozu nachdenken über das, worauf man keinen Einfluss hat?

Man irrt sich. Triebe sind hörige Diener. Sie nötigen ihre Herren nur, wenn diese, aus der Sicht der bisherigen Evolution, unangemessen handeln. Mit dem Erwachsenwerden und steigender Eigenständigkeit emanzipieren wir uns von dem Zwang der Triebe. Das unbändige Begehren wird zur Selbstbeherrschung, die Unsicherheit zur Gelassenheit, die Lust zur Liebe. Das Reifen setzt nach und nach genetische Formeln der Evolution in eigene, frei

einsetzbare Fertigkeiten um. Der Verstand bemächtigt sich der Triebe.

Das Kräftemessen der Triebe und des Verstandes ist nicht gerade angenehm. Doch was soll das Tauziehen, wenn Triebe nur das Beste wollen und anstreben? Sind Verstand und sein freier Wille denn eine Art von Vermessenheit? Was hat man an den Trieben und ihrer Führung auszusetzen?

Einiges!

Die gesammelten Erfahrungen der Evolution sind gewaltig, von der Geburt bis zum Alter stehen sie dem Menschen helfend zur Seite. Vollkommen sind sie nicht. So wie die elterlichen Erfahrungen unzureichend für das Moderne ihrer Kinder sind, helfen auch die Erfahrungen der Evolution bei der Bewältigung von Herausforderungen der Gegenwart kaum. Unsere Biologie kann keine Antworten auf Situationen bieten, die in der Evolution nicht vorkamen. Dort, wo der Vorrat an fertigten Lösungen endet, muss das Individuelle ins Ungewisse blicken, widersprüchliche Signale empfangen, ad hoc handeln, Verluste erleiden, Fehler und Störungen in Organen und Funktionen des Körpers ansammeln.

Erwachsenwerden bedeutet eine zunehmende Verwicklung in Auseinandersetzungen, die dem Körperlichen unbekannt sind und anders als erwünscht enden. Dieses Anhäufen unumkehrbarer Fehler, das Anwachsen der Verluste über die Gewinne nennt man altern. Das Altern beginnt nicht im Alter, sondern mit den ersten Schritten, bei denen Strukturen beschädigt werden, für deren Erhalt die Evolution noch keine Lösung fand und für die der Mensch keinen Ersatz oder Hilfen (Prothesen, Brillen, Hörgeräte, Schrittmacher) entdeckte. Altern und Versagen kennzeichnen die äußersten Grenzen, zu denen die Biologie bisher vordrang. Um darüber hinaus zu gelangen, genügt es weder den Bedarf zu regeln, noch die Bedürfnisse zu reizen. Man muss neue Wege gehen,

frische Lösungen suchen. Wo und wie?

Auf und davon

Wo willst du denn hin? Mit etwas Glück nach vorn!

Auch wenn man es nicht wahrhaben möchte und hofft, alles Missliche in diesem Leben wäre umkehrbar – altern heißt, sich unwiderruflich verbrauchen.

Widrige Lebensumstände fördern das Altern. Die Bilder von Fünfzigjährigen aus früheren Jahrhunderten zeigen ergraute Gestalten mit verwitterten Gesichtern, Narben, zahnlosem Mund, dystropher Haltung, irrem Blick. Nicht nur die schwer Schuftenden, selbst die Reichen und Mächtigen von einst: Könige, Minister und Kaufleute sahen früh genug stark mitgenommen und abgenutzt aus.

Geniale Kunstmaler vergangener Zeiten hinterließen uns genug Porträtmaterial, um Epochen anschaulich zu vergleichen. Auf den Bildern bis zum 17. Jahrhundert sehen wir überall 40-50-jährige Greise. Die 70-Jährigen der Gegenwart wirken viel jünger und verdanken ihre Frische dem hohen Lebensstandard.

Mit wachsendem gesellschaftlichem Reichtum stieg die Lebenserwartung deutlich. Sie verdoppelte sich in allen Industrieländern zwischen dem 18. und 20en Jahrhundert, blieb dann aber, trotz weiter anschwellendem Überfluss, stehen. Der Gegenwarts-mensch kann sich jede denkbare Verwöhnung gewähren, alle Härten meiden. Warum verbraucht er sich dennoch? Zumindest einige können ihre Lebensumstände gänzlich frei wählen. Angeblich drei Prozent der Menschen besitzen so viel wie alle anderen zusammen. Warum nutzt dieses enorme Vermögen selbst ihnen nichts? Darum, weil eine „freie Wahl“ der körperlichen Vorlieben eine Einbildung ist.

Tatsächlich, woran orientieren wir uns beim „Für und Wider“

leiblicher Wünsche? Meist an den angeborenen Gefühlen der Lust oder Abneigung. Halten wir uns jedoch an diesen biologischen Weisungen fest, so wiederholen wir neben den Sternstunden auch die Verfehlungen der bisherigen Evolution und folgen (allen neuzeitlichen Neuerungen ungeachtet) dem einst festgetretenen Weg. Dabei erkennt der Körper klar das anrückende Altern und die Gebrechen, drängt mit Schmerzen und Unwohlsein auf Kurswechsel. „Tu was“, – sagt der Leib: „Ändere etwas“. Der Mensch missversteht diese Zeichen und handelt unbedacht „wie bisher“.

Man ist müde, antriebslos, verkrampft. Was half früher darüber hinwegzukommen? Gutes Essen, Musik, Unterhaltung, Sex.

– Her damit!

Und so stopfen die Menschen trotz fehlenden Bedarfs alles Mögliche in sich hinein, testen Abartigkeiten, experimentieren mit Kräutern, Magneten, Strahlungen, Medikamenten, Drogen, fragwürdigen Verjüngungsmethoden wie Stammzelltransplantationen, Radio- und Getherapien. Eine Überreizung peitscht auf, löst gewaltsam Erschlaffung und hilft den Augenblick zu bewältigen. Diese Vitalisierung ist kurz und beschleunigt nur den Verfall. Da die Varianten der Stimulation jedoch unerschöpflich sind und die Folgen zeitlich versetzt und nicht sofort absehbar, geht das verbleibende Leben darauf ein, das Sonderbare auf Brauchbares auszutesten. Vergeblich!

Sowohl Befriedigung wie Überspannung der körperlichen Sinne lässt uns lediglich beim Stand unserer Vorfahren verharren. Diese lebten durchschnittlich 30-40 Jahre. Ist das unser Ziel?

Noch vor wenigen Millionen Jahren betrug die mittlere Lebensdauer von Affen nur 10 bis 20 Jahre. Ihre Lebensumstände waren rau und aufzehrend. Die Körperlichkeit deckte diese Zeitspanne ab. Alle ihre Bemühungen waren darauf ausgerichtet diese Lebensspanne abzusichern. Wir leben besser, gewiss, sind aber

Nachkommen von den kurzlebigen Affen. Anweisungen, wie man danach lebt, kann uns die Sinnlichkeit nicht bieten. Sie hatte einfach keine Gelegenheit, Erfahrungen mit Langlebigkeit zu sammeln. Unsere Vorfahren versagten früh. Wir werden es ebenfalls tun, wenn wir allein den Weisungen unseres Körpers folgen. Das Weiterleben über die biologische Vorbestimmtheit hinaus, benötigt viel mehr als körperliche Verwöhnung. Es erfordert Ertüchtigung, Anstrengung, Weitsicht über die flüchtigen und laufend wechselnden kurzsichtigen Gefühle, verlangt Überwindung von überholten Trieben.

Überwindung? Brrrr...

Schon das Wort Überwindung verrät, dass diese zumindest unangenehm ist und sich unter Umständen als Strafe anmutet. Wie kann etwas gut sein, was Missmut bereitet und schlicht abgeschlagen macht? Wie können geistige und körperliche Übungen, Fleiß, Diät, Verzicht auf Rauchen und Aufputzmittel gesund sein, wenn sich der Körper dagegen sträubt?

Bei dem leiblichen Unmut handelt es sich nicht um Widerwillen, sondern um die Skepsis des Bewährten dem Neuen gegenüber. Erst nach Durchsetzung, Prüfung und Bestätigung wird das Neue angenommen und der bestehenden Körperlichkeit zugefügt. Nicht alles „was uns nicht umbringt“ macht uns härter. Aber Vervollkommnung ist unmöglich ohne Meisterung von Herausforderungen und Zurechtweisung unangemessener Begierden.

Als ich diese Zeilen schrieb wurde ich 58 – ein „ganzes Leben“ könnte man denken. Jesus, Buddha, Sokrates, Aristoteles, Descartes schafften es nicht so weit. Doch auf einmal wurde mir bewusst: Ich habe mich, trotz des fortgeschrittenen Alters, mit dem eigenen Körper noch nie ernsthaft befasst. Ich aß, redete, las, schrieb, arbeitete bis dahin, weil es mir Spaß machte oder ich Unheil abwendete, aber nicht, weil es mich besser machte. Nicht ich – der

Körper führte mich.

Ist das Eine nicht wie das Andere, dreht es sich bei beiden letztendlich nicht um das eigene Befinden, Lust- und Wohlgefühle? – Eben nicht!

Wenn nicht an den Freuden, woran sonst soll man sich dann orientieren?

An ihrer Dauer!

Beschwerlichkeiten bei Bergwanderungen, Kopfzerbrechen bei der Lösung von Problemen, Hunger zu Fastenzeiten sind stetige Begleiter von Herausforderungen. Je höher das Ziel, desto heftiger die Belastungen. Sie schwellen an, bohren, drücken. Die Mühen drängen uns zum Aufgeben.

Vor dem kleinlauten Nachgeben, soll man sich fragen: was gewinnt und worauf verzichtet man dabei? Die Last verschwindet, doch auch die Behaglichkeit bleibt entweder aus oder ist kurz nach dem Wegfall des Drucks gewichen. Die Freuden des Sieges, des gesunden, schlanken Körpers, des klaren Verstandes sind dagegen greifbar, erhebend und währen länger. Eben dieser dauerhafte Bestand und die Mehrung von Daseinstriumphen und Lebensfülle, statt des Wegfalls der Mühen, bietet das untrügliche Maß des körperlichen Erfolgs.

Spätestens nach dem 30. Lebensjahr gilt: alles, was nicht der körperlichen Vervollkommnung dient, führt zum Verfall.

Ein wohlhabendes Leben bietet wenig Anlass, die körperlichen Weisungen anzuzweifeln. Stellung, Einfluss, Vermögen, Anerkennung gaukeln längere Zeit Gewinne vor und kaschieren insgeheim Verluste. Am Ende erweist sich das so mühevoll Beschaffene als unnütz, um das Versagen aufzuschieben, geschweige denn abzuwenden. Bei rastlosem Verfolgen von Angenehmen rückt unmerklich die Zeit heran, wo man keine Kraft mehr hat, um etwas zu ändern und nur noch zusehen kann, wie alles

zusammenbricht. In allen Epochen fanden sich jedoch Menschen, die ihren Trieben trotzten. Schwere Erkrankungen oder tragische Erlebnisse überschatteten die Anfänge ihrer Laufbahn und erschütterten die Autorität der Körperlichkeit. Um die Krise zu überstehen, lernten sie mitten in Verwüstung und Gefahr, sich statt vom Körper, von ihren Zielen und dem Sinn lenken zu lassen. Auf ihre eigene Besinnung stützend vollbrachten sie Dinge, die dem Gegenwartsmenschen unzumutbar scheinen. Liest man ihre Lebensbeschreibungen, betrachtet man all das, was sie vollbrachten, so kann man nicht recht glauben, dass es solche Menschen gegeben hat. Und doch ist ihr Wirken hinreichend belegt, auch gibt es ihrer nicht wenig.

In ruhigen Zeiten, fern ab von Umwälzungen und Kriegen, ist die Körperlichkeit herrisch und selbstverliebt. Unangenehmes wird ausgeblendet. Der leibliche Drang hat viele Tricks, womit er seinen Führungsanspruch begründet. Kopfschmerz, Unwohlsein, Hunger machen es uns schwer, am vollen Kühlschrank vorbeizulaufen. Bunte, wechselnde Bilder im Fernsehen, Glanz, Lobhudeleien verführen zum Seitensprung in den „Erfolgs-Rausch“ der Sinne. Mitunter wachsen ganze Generationen von Schönwetter-Menschen auf. Diese „goldenen“ Zeiten sind weder für den einzelnen noch für die Gesellschaft von Dauer. Wir erleben gerade den Ausgang einer solchen Epoche.

Der Zusammenbruch kommt und betrifft sowohl einzelne, als auch ganze Generationen und Gesellschaften. Ihn begleitet eine Schar quasi unzusammenhängender Misslichkeiten. Weicht man einem Unglück aus, sieht man andere Missgeschicke „Schlange stehen“. Die Aussichten sind zusehends trübe, die Gestalten, mit denen man immer öfter die traurigen Umstände und Räume (einschließlich wechselnder Krankenzimmer) teilt, grässlich. Die „Unbedachten“, die „Unschuldigen“ trifft das zufallende Leid wie

ein Blitz. Wieso ich? Es muss ein Fehler vorliegen. Ich bin meinen Pflichten nachgekommen, habe immer (sofern möglich) gesund gelebt, nur das Beste gegessen, einiges erreicht.

Die Erschütterung über die angeblich ungerechte Zerstörung des „braven“ Lebens ist vorgespielt. Im Inneren spüren alle: Nicht die Gerechtigkeit, der gepflegte Selbstbetrug wird zerschmettert. Bisher waren Schwächen, Krankheiten, Alter und Tod Angelegenheiten der Versager. Sie standen störend im Wege. Wir nahmen die Gelegenheit ihrer Schwäche wahr, schubsten die Torkelnden beiseite, überholten die Langsamen und machten uns keine Gedanken darüber. Wieso auch? Nun sehen wir, wie die Gewitterwolken sich über unserem Kopf zusammenziehen. Wir wenden uns dem bisherigen Leben zu. Dinge, die man für ungeheuer wichtig hielt, die man bisher mit aller Wucht verfolgte, erweisen sich auf einmal als banal, überflüssig, ja lästig. Das bisher Zusammengetragene hilft nicht einmal bei den einfachsten Dingen.

Was kostet ein einziger frischer Atemzug? Bisher haben wir immerfort ein- und ausgeatmet und uns diese Frage nie gestellt. Wir haben uns höchstens um die Reinheit der Luft, deren angenehme Feuchtigkeit, Temperatur und Aroma gekümmert. Jetzt, wo Lunge und Herz nicht mehr mitspielen und eine zähflüssige, braun-grüne Schmiere aus den Beinödemen quillt, stellen wir fest – keine Schätze der Welt reichen, um einen einzigen erfrischenden Atemzug dazu zu bekommen, gleich wie oft wir Luft holen und wie viele teure Medikamente wir auch einnehmen. Es bleibt nur noch eins im Bett angelehnt an die Kopfkissen zu sitzen und wie ein Fisch auf dem Trockenen gierig nach Luft zu schnappen. Nicht jeder wird das eigene Herzversagen, so wie oben beschrieben, erleben, doch auch die anderen Ausgänge sind nicht minder aussichtslos unheilvoll.

Wir haben unserer Körperlichkeit getraut. Jetzt lässt sie uns im

Stich und legt noch undankbar nach. Der Vorsatz, in Zukunft alles besser zu tun, ist naiv. Schwimmunterricht bringt wenig auf einer Titanic. Der letzte Abschnitt ist kurz. Darin ist gewissermaßen eine Milde des Schicksals erkennbar. Als junge Menschen konnten wir tagelang wach bleiben, Hitze und Kälte ertragen, Durst und Müdigkeit wegstecken – damit ist es vorbei. Das Altern verwässert den Willen, macht den Geist verworrener, wehleidiger, hilft aber auch schneller über das eigene Unvermögen hinwegzukommen. Der Vorgang ist selbstbeschleunigend. Jede neue Fehlfunktion bedeutet eine erhöhte Belastung und Verschleiß des noch Intakten. Im Verlauf stellen wir fest, dass alltägliche Dinge: sich aufrichten, etwas anfassen und festhalten, wenige Schritte laufen, Essen einnehmen, Stuhl und Urin halten/entleeren, uns zunehmend schwerer fallen oder öfter danebengehen. Man sucht Ärzte auf und bombardiert sie mit Fragen. Man verlangt, bettelt, droht, betreibt Selbstbetrug und nimmt dankbar Lügen an. Alles umsonst.

Ärzte sind ein Spiegel der Menschheit und teilen deren Verblendungen. Sie setzen ihre Bemühungen dort an, wo ihnen Mittel zufließen. Man kann das Leben nicht kaufen, die Umstände schon. Je nach Geldbörse bekommen Patienten eine angepasste Umgebung, umfassende Pflege, Zahnersatz, Medikamente, künstliche Beatmung oder eine Therapie auf der Intensivstation mit Rundumpflege, teurer apparativer Ausstattung und ärztlicher Betreuung. Alle diese Maßnahmen entlasten verbleibende körperliche Funktionen. Sie fügen keine neuen hinzu. Man soll die Bedeutung solcher Eingriffe nicht kleinreden. Die medizinischen Fortschritte sind großartig. Sie erhalten die Lebensfähigkeit über die Zeit der kritischen Belastung und erlauben es dem Körper Reparaturprozesse einzuschalten. Heilend sind dabei allein der Eigenwille und die Lebenskraft der Natur. Je weniger davon übrigbleibt, desto geringer sind die Chancen einer Besserung. Solange bezahlbar, stützt

die ärztliche Kunst das noch Vorhandene, bis der letzte Funke erlischt. Vom einstigen Lebewesen selbst bleibt dabei immer weniger übrig: beatmete Körper >> Gewebebanken >> Zellkulturen >> klonierte Gene. Es ist, als schalte die Evolution einen Rückwärtsgang vom Höheren zum Primitiven ein. Die Selbstständigkeit der Überreste schmilzt dahin, bis man die verbliebenen Zellkulturen in den Ausguss schüttet.

Was könnte, was sollte man anders machen?

Nun – das Leben mehren. Nicht befriedigen, sondern bereichern – nach den Sternen greifen, nicht irgendwann, sondern sobald sich die geringste Gelegenheit dazu ergibt. Nicht anhäufen (wovon auch immer), sondern gestalten und hervorbringen, hierfür alle Sinne offenhalten und suchen, streben, wachsen, lieben, schöpfen in und für alle Ewigkeit. Zuallererst muss man aber sich selbst entdecken, herausfinden, woher man kommt und wer man ist. Versuchen wir es gemeinsam.

–

TEIL II

QUELLEN des ICHs

Jedes Ich ist vielschichtig und unglaublich tief. Es vereint in sich alle bisherigen Schritte der Evolution, die uns aus der Urzeugung bis zum jetzigen Augenblick führen. Um das Ich zu verstehen, müssen wir zu den organischen Ursprüngen zurückkehren und den zurückgelegten Weg rekapitulieren. Beginnen wir dabei mit den allerersten chemischen Vorgängen und tasten uns über Gene, Sexualität, Körperlichkeit, Kultur und Stellung bis zum Geistigen vor.

"Tamensi movetur!"

Laut Platon ist das Leben eine sich entfaltende Idee, die ihre Verkörperung in der kosmischen Geschichte findet. Ich nenne dies auf den Punkt gebracht und kann aus biologischer Sicht nichts hinzufügen.

Lächerlich! Höre ich doch zugleich den Einwand. Womit kann Platon der modernen Biologie beitragen? Die Antike hatte keine Ahnung von der Organik, Biochemie und Molekulargenetik.

Stimmt! – und dennoch, Antike und Mittelalter kamen in Vielem dem Verstehen vom Leben näher als die Gegenwart.

Vor fast zweieinhalbtausend Jahren zählte Platon das Eins und Eins des damaligen Wissens zusammen, erkannte und formulierte in klaren Sätzen das, wofür die gehetzte Moderne den Zugang verlor. Zu viele Einzelheiten kamen hinzu, schoben sich als eine unverdaute, unübersichtliche Masse dazwischen und versperrten den ganzheitlichen Blick. Die Kenntnis von Gensequenzen und Strukturen komplexer Moleküle des Lebens ist zwar fortschrittlich, aber für das Verständnis von Prinzipien des Lebenden entbehrlich. Umgekehrt, zu viele zusammenhanglose Fakten verwirren nur. Lösen wir die Verwicklungen dieses Gedankenknäuels Schritt für Schritt auf.

Lebensfunke

Feuer symbolisiert Vitalität. Ist Feuer Leben? Ähnlich sind sie. Sind sie auch verwandt? Vielleicht, wenn auch nur entfernt. Beide überführen die Energie des Substrats aus einer gebundenen in eine freie Form. Das Wesen des Brennens und des Lebens unterscheiden sich jedoch grundlegend. Bei niedrigen Temperaturen ist die Energie am Träger gebunden. Hebt das Feuer die Temperatur bis zur kritischen Grenze, so erzwingt es die Energiefreisetzung sowohl aus dem betroffenen wie auch dem anliegenden Substrat.

Nun kann das Feuer um sich greifen und immer entlegene Bereiche einbeziehen. Die Ausbreitung des Feuers hinterlässt eine Substratwüste. An einigen Stellen verweilt das Feuer länger, jedoch nirgends durchgehend. Verglühen die letzten Brandherde, erlischt der Vorgang.

Die Kraft des Lebens entsteht wie beim Feuer aus dem Einbeziehen des Entlegenen in das Laufende mit Ausnutzung der gebundenen Energie. Anders als beim Feuer, richtet sich das Leben nicht nur auf den Verbrauch von Energiequellen. Das Besondere am Leben ist die Dauerhaftigkeit, die Ausrichtung auf die Sicherung des Vorgangs. Der Erfolg ist nicht an der jeweiligen Energieentfesselung, sondern an der Fortsetzung messbar.

Das Streben zur Ewigkeit ist die Grundausrichtung jeder Lebensform.

Genesis

Die Antworten auf „zentrale“ Fragen sucht man meist in der Ferne – im Kosmos, bei Außerirdischen, bei Gott. Dabei sind es gerade die Alltäglichkeit und Nähe, ja Banalität der Phänomene, die uns oft ihr Verstehen erschweren. „So einfach“ kann es doch nicht gewesen sein! Glücklicherweise doch.

Am Anfang des Lebens steht die anorganische Autokatalyse. Sie hat nicht viel, aber das, was sie hat – den Drang zur Erneuerung – ist für den Start entscheidend.

Die Evolution ist der Ausbau dieses Drangs.

In der Tat, wenn wir das Gemeinsame solch verschiedener Vorgänge wie der chemischen Autokatalyse, des organischen Lebens und des menschlichen Geistes mit einem Wort beschreiben sollten, dann trifft das Wort Durchsetzungsvermögen am besten zu.

Durchsetzung wovon? Durchsetzung einer Erneuerung des Strebens. Die Autokatalyse, das Leben und der Verstand setzen sich

gegenüber dem allgemeinen Trend durch, behaupten ihre Freiheit zur Entfaltung trotz äußerer Zwänge.

Geht es bei diesem Widersetzen um den Krieg, den Heraklit zum *Vater aller Dinge* erhob? Wenn dem so ist, dann ist es der Krieg der Voraussicht und des Könnens gegen den Stumpfsinn des Geschoben-seins.

Die Bequemlichkeit rät, sich den Umständen zu ergeben, deren Weisungen zu folgen, dorthin zu gehen, wohin der Druck des Windes, des Wassers, der Schwerkräfte und des Lichtes uns gerade schiebt. Der Widerstand gegenüber dem Druck der Umstände erhöht die körperliche Anfälligkeit, tut weh, zerrt an der Substanz. Der globale Energiefluss ist ungnädig gegenüber dem ihm Trotztenden und zerstört alles auf seinem Durchzug. Das Widerspenstige wird zerbrochen, aufgerieben und in alle Winde verweht.

Das Leben bleibt davon unbeeindruckt, stellt sich den Umständen in den Weg, steckt geduldig ihre Schläge ein. Der Grund hierfür ist einfach. Der Eigenwille und Trotz des Lebens bezwecken nicht das Beharren in eigener Sturheit. Im Gegenteil, das Leben lässt sich gern von Wind und Wasser tragen und von Sonnenstrahlen wärmen, wenn es diesem behagt. Der Widerstand des Lebens dient der Erneuerung und Erweiterung. Dies führt zu einer interessanten Schlussfolgerung. Die Mühen und der Eigensinn gelten von Anfang an nicht dem Trotz gegenüber den äußeren Umständen (der Druck entsteht erst durch den eigenen Widerstand), sondern der Überwindung der eigenen Unzulänglichkeiten. Das Aufbegehren dient dem Auffinden richtiger Lösungen, der Züchtigung des „Schweinehunds“ im eigenen Ich.

Die Unkosten des Widerstandes sind Abnutzung und Verbrauch. Das Leben gibt einen Teil von sich preis, um besser zu werden. Das Absterben ist das Wechselgeld der Erneuerung. Selbstverwirklichung ist das Streben zur Vervollkommnung.

Gelegenheit

Die Menschheit hat einiges erreicht und verändert. Ihr Konto der Errungenschaften ist nicht gerade klein. Das Leben in seiner Gesamtheit vollbrachte bisher noch viel mehr. Dennoch ist selbst die fortschrittlichste aller uns bekannten Lebensformen mickrig verglichen mit dem Universum und verfügt nicht über einen Bruchteil der Kräfte des Alls. Das Leben war bei seiner Entstehung viel zerbrechlicher. Doch einfach oder fortschrittlich, jetzt wie damals musste das Leben mit dem auskommen, was es gerade hat.

Ein Fisch kann auf dem Trockenen weder atmen noch laufen, das „Ur-Meerschweinchen“, von dem die Säugetiere abstammen, kann nicht fliegen und schon gar nicht Bücher schreiben. Dennoch eignete sich das Leben während der Evolution vielfältige Eigenschaften an, die in den Anlagen eines Virus oder Bakteriums nicht erkennbar, geschweige denn vorbestimmt sind, und dennoch schon angedeutet und irgendwie eingeschlossen waren. Die Fähigkeiten zum Schwimmen, Laufen, Fliegen, Denken, Sprechen, Schreiben kommen nicht von selbst über das Leben, werden nicht von Mutationen aufgesetzt oder durch höhere Kräfte verliehen. Sie sind ganz und gar der Verdienst des Lebens selbst.

Das autokatalytische Molekül ist klein, anfällig und kann sich nicht selbstständig bewegen – was soll's! Es nutzt zunächst Wasser und Luftströme zu seiner Ausbreitung, lernt darüber die Fortbewegung schätzen, ergreift und probiert verschiedene Gelegenheiten aus, bis es sich im Laufe der Evolution Flossen und Beine zulegt und später Schiffe und Raketen baut.

Das keimende Leben hat keine Augen, nicht einmal Rezeptoren, um die Umrisse der nächsten Wirklichkeit zu erkennen. Wenn schon! Es vermehrt sich, füllt die verfügbaren Räume, stößt an seine Ausbreitungsgrenzen, findet einfache, dem jeweiligen

Entwicklungsstand angemessene Mittel, um Barrieren zu überwinden und einstige Hürden sogar zum eigenen Vorteil zu nutzen. Hindernisse werden dabei zu Schutzwällen; harte, scharfe, ätzende und anderswie gefährliche Gegenstände zu Werkzeugen und Waffen. Das Leben erreicht die entferntesten Winkel des Erdreiches und Universums. Ganz ohne aufwendige Geräte wird es mit Luftströmen in die Stratosphäre und mit Kometenstaub zu den Sternen fortgetragen, und Weltraumsonden entdecken auf Asteroiden komplexe organische Substanzen. So wie Amerika vor den Europäern von Menschen erreicht und besiedelt war, streckte das Organische seine Ausläufer in das Weltall lange vor dem ersten Raketenstart. Ich wäre nicht überrascht, wenn eines Tages Kosmonauten fremde Welten erreichen und finden, dass irdisches Leben schon lange vor ihnen dort angekommen war und unerwartet fruchtete.

Das Geheimnis des Erfolgs ist einfach. Wo das Leben keine entsprechenden Organe und Fähigkeiten hat, bindet es Zufälle in die eigenen Bestrebungen ein und kommt mit deren Hilfe voran. Natürlich ist Beharrlichkeit wichtig. Sie stellt jedoch Vorbedingungen dar, bringt durch Erneuerung mit Vermehrung das primitive Leben an unerwartete Gelegenheiten heran, die es zum Aufrichten nutzen wird. Um welche Gelegenheiten es sich handelt, erfahren wir erst im Nachhinein. Es ist unmöglich vorherzusagen, welche Zufälle eines Tages dem Leben begegnen und das Vorwärtstreben ermöglichen werden, da man weder die Wirklichkeit noch die Umstände vollständig kennt. Man kann aber dennoch gewiss sein, dass diese helfenden Umstände kommen und das Leben in einer Weise verändern werden, die für die Gegenwart undenkbar ist.

Je nach den Besonderheiten des Zufalls wird die Art des Fortschritts unterschiedlich ausfallen, dennoch hat der Ausgang mit dem Zufall wenig zu tun. Denn was (wo und wie) das Leben auch

unternimmt, es ist die Realität, die ihm Geleit zum Erfolg bietet. Den Schlüssel zur Realität bietet das Denken.

DENKEN

Der Umstand, dass eine Äußerung mehrheitlich für genial gehalten wird, ist noch keine Garantie dafür, dass diese vom Autor zutreffend verfasst und von der Nachwelt richtig verstanden wurde. Die Gratwanderung zwischen Großartigem und Peinlichem ist schmal

„Ich denke, also existiere ich“.

Wie bitte? Der Stein denkt nicht, folglich existiert er nicht?Hm..m! Die einzige haltbare Interpretation des Descartischen Spruchs ist – „Ich denke, also lebe ich“. Es geht auch einfacher: Denken bedeutet leben – leben heißt denken.

Soll das heißen, dass das Denkvermögen jedem Leben eigen ist? Ja! – Denken ist das Eigentliche jedes Lebens.

Was? Viren, Bakterien, Schleimpilze sollen denkend sein? Sollen sie etwa darin mit dem Menschen vergleichbar sein? Zeigen nicht alle Tests, wie dumm Tiere sind? Folgen sie nicht einem Programm ähnlich einer mechanischen Ente, einem Roboter oder Computer? Sind sie nicht chemische Reaktionen der Vermehrung?

Nein!

Tests, die den Handlungen von Tieren eine Vorbestimmtheit bescheinigen, sind suggestiv. Auch der Mensch denkt nicht unentwegt, besonders in Situationen, wo er auch mit den vorgefertigten Reaktionen bestens auskommt. Ohne zu zögern oder im Geringssten nachzugrübeln, verlässt er sich auf seine Augen (die Sonne bewegt sich), Ohren (der Ton schwillt an), seinen Bauch (süß oder übel) und Argwohn (ich haue gleich zurück).

Reflexe sind vorgefertigte Reaktionen, welche die Orientierung

erleichtern und uns die Routine abnehmen, aber nicht dem Denken entsprechen.

Leben bedeutet „Sich-Durchsetzen“ gegen die Zwänge der Umstände, unter Ausnutzung eben dieser Umstände und auf deren Kosten. – Denken ist ein Auffinden von Lösungen für den eigenen Willen.

Klingt „unerreichbar gehoben“, ist es aber nicht. Die Ansätze zum Eigenwillen sind allgegenwärtig.

Das Durchsetzungsvermögen gegenüber dem allgemeinen Trend beginnt mit der Autokatalyse. Der Autokatalysator lenkt die umgebenden Reaktionen in eine auf seine Vermehrung ausgerichtete Richtung und trotz dabei der eigenen Zerstörung.

Das Leben ist eine Evolution des Durchsetzungsvermögens, das ganz ohne übersinnliche Kräfte mit gewöhnlichsten Mitteln seinen Willen der Physis aufdrückt.

Betrachten wir, wie es hierzu kommt.

Rezeptor-Reiz-Wahrnehmung

Ein Einzeller schwebt im Wasser. Für ihn ist die Wirklichkeit in alle Richtungen gleich zusammengesetzt. Seine Werkzeuge sind daher gleichmäßig über die Zelloberfläche verteilt. Teilt sich der Einzeller, ohne dass die Tochterzellen auseinanderdriften, so bekommt die Wirklichkeit Dimensionen wie neben, innen und außen. Mit der Aufteilung in einen Vier- oder Vielzeller kommen weitere Merkmale hinzu. Zwar werden Oben, Unten und Neben nicht als solche empfunden, denn Sinnesorgane, Gehirn etc. fehlen auf dieser Entwicklungsstufe. Diese Organe sind jedoch nicht erforderlich. Der Ausgang biochemischer Reaktionen an der Oberfläche eines Einzellers fällt in gleichmäßiger Umgebung gleich aus. In einem Verband ist dies nicht mehr der Fall. An der Grenze zur Nachbarzelle ist die Wirklichkeit deutlich anders. Alle

Prozesse laufen und enden an der Berührungsseite anders als gegenüber. Die auftretenden Unterschiede zeigen der Zelle, wo innen und außen eines Konglomerats ist.

Dabei ist nicht jeder Abschluss erforderlich. Wozu der Durchlauf eines Prozesses, wenn schon die Anfänge belegen, dass das Ende unerreichbar ist? Das Leben meidet unnötigen Aufwand. Erste Anzeichen, die dem positiven bzw. negativen Ausgang der jeweiligen Reaktions-Kaskade vorausseilen, sind die Fühler ursprünglicher Rezeptoren.

Das Agieren entsprechend den „ja-nein“ Anzeigen von Rezeptoren (**Reizen**) verleiht dem Leben eine dem Entwicklungsstand entsprechende **Voraussicht**. Diese Voraussicht mag primitiv sein – ihre Stärke ist die Angemessenheit. Die maximale Aussagekraft bei geringstem Aufwand – ist das grundlegende Prinzip, das auf allen Ebenen der lebendigen Organisation angestrebt wird.

Eine Analysenpause, die zwischen dem Reiz und der Reaktion eingeschaltet ist, bildet das Wesen der **Wahrnehmung**. Wahrnehmen heißt, Reize empfangen und ordnen, ohne auf diese unmittelbar zu reagieren und auf das Bessere zu warten.

Sich aus der Vielzahl an Reizen und Wahrnehmungen für die sinnvollsten zu entscheiden ist die Funktion des **Verstandes**. Die Analyse der Wahrnehmungsinhalte gewichtet die Situation, sortiert und ordnet Reize gemäß der besseren Reihenfolge des Angehens. Kräfte, die sonst im Zickzack-Streben verbraucht wären, können direkt auf das Ziel gerichtet werden.

Man sieht: Das Denken bedarf keiner besonderen Vorrichtungen. Ob Schleimpilz oder Mensch: das Leben nimmt wahr und bearbeitet genau so viel, wie es zu seiner Entfaltung gerade ausreicht. Man muss nicht spüren, um zu empfinden, man muss nicht sehen, um Visionen zu pflegen. Die Schwerkraft, die Chemie, die Umstände greifen in die Abläufe der Lebenstätigkeit ein und

können zur Einschätzung der Situation herangezogen werden. Auf jeder Ebene: Zelle, Organ, Organismus, Gesellschaft – die Wirklichkeit wird vom Leben nicht als eine Summe von abstrakten, in sich geschlossenen Naturgesetzen erfasst, sondern als eine Geografie von Gelegenheiten und Hindernissen wahrgenommen. Wir setzen das Denken mit der Entwicklung des Gehirns und der Wissenschaften gleich. Vollkommen richtig. Es sind jedoch Gratwanderungen. Wahrnehmen, analysieren, umsetzen – kurz das Denken ist das, was Belebtes vom Unbelebten unterscheidet. Körperlichkeit sind fleischgewordene Lehrsätze. Auch aus biologischer Sicht ist das Leben daher eine fortgesetzte Entwicklung des Denkens und seiner Werkzeuge. Es bleibt dabei, Leben ist Denken! In diesem Grundsatz sind wir uns mit Platon, Descartes und anderen Denkern davor einig.

–

GENE

Wie die Gen-Karten so fallen

Ein Zahnstocher, Glasscherben am Tatort, Lehm an der Schuhsohle bieten in Sherlock Holmes' Detektivgeschichten einen gleichermaßen eleganten wie überraschenden Schlüssel zur Aufklärung unlösbarer Fälle.

Die Namen einzelner Literaturhelden und Autoren werden einst vergessen sein. Die Begeisterung für die Entwirrung verzwickter Zusammenhänge ist zeitlos. Das Entlocken geheimer Botschaften aus der Gegenüberstellung und Ordnung banaler Details demonstriert die Macht des Denkens und animiert dazu, sich darin ebenfalls zu versuchen.

Sterne leuchten und bilden Muster.

Ihr Licht zieht magisch die Blicke an. Nacht für Nacht und Stunde für Stunde ändert sich die Anordnung in einer bestimmten Weise. Sieh, da ist gerade ein Stern gefallen, hier leuchtete einer auf und dort wechselt der Stern seinen Platz. Schon einfache regelmäßige Beobachtungen ließen Menschen feststellen, dass Vorgänge am Himmel und der Erde zusammenhängen und das Auftreten gewisser Sternenmuster irdische Ereignisse ankündigen. Es hat nicht lange gedauert und die Menschen lernten, aus den Sternen die geographische Lage, Sonnen- und Mondfinsternisse, Kometen, den Wechsel der Gezeiten abzuleiten. Die Annahme lag in der Luft: Wenn die Anordnung der Sterne solch spektakuläre Ereignisse bewirken, und zu solch weitreichenden Schlussfolgerungen führen, müssen diese nicht umso einschneidender in weniger gigantische Vorgänge eingreifen und die Politik, den Ausgang von Schlachten, Geschäften, Reisen und Unternehmungen mitbestimmen? Man ahnte nichts von dem Wesen der Sonnen. Es fehlte die Vorstellung, woraus Sterne bestehen, warum sie leuchten oder wo und wie weit entfernt sie sind. Dennoch glaubte man fest daran, dass die wandernden Glühwürmchen des Himmels die Schicksalswendungen menschlicher Mühen abstecken. Den Einwand, man könne den Sternen nichts vorschreiben und die Vorbestimmung ändern, nahm man nicht ernst. Ja, die Sterne lassen sich nicht beeinflussen, die von ihnen angekündigten Ereignisse ebenfalls nicht, aber man kann den Ereignissen ausweichen, sich auf diese einstellen und Vorbereitungen treffen. Schließlich tut man es bei den Gezeiten ebenso. Wer Ereignisse voraussieht, ist dem Unbedachten schon deswegen im Vorteil, weil er sich die passende Winterkleidung im Hochsommer zulegt. Wer bessere astrologische Karten hat – gewinnt. Und wer hat diese? – Wer dafür etwas tut, am besten zahlt!

Die Astrologie wurde hoffähig, verdrängte Wahrsager und Orakel

und stand plötzlich im Geldregen. Ihre Aussagen waren inhaltslos, die Voraussagefehler eklatant, dennoch stellte niemand die Möglichkeit in Frage, die Zukunft in den Sternen zu lesen. Fehler schrieb man der Unfähigkeit einzelner Horoskopverfasser zu. Um Pfusch zu vermeiden, holte man renommierte Meinungen ein, oder überprüfte die Gestirne persönlich, wie Wallenstein es vor jeder Entscheidungsschlacht tat. Bei all dem astrologischen Treiben ging es nicht um ferne Welten, nicht um die Ausdehnung und Beschaffenheit des Alls oder die Stellung des Menschen im Universum, sondern um schmalspurige Privatintentionen. Die Mittel flossen den Hochstaplern zu, deren Sternendeutungen den Wünschen der Auftraggeber am nächsten kamen. Das Ergebnis waren zahlreiche Horoskope: verschroben und selbst für die Geschichtsforschung bedeutungslos.

Aus heutiger Sicht erscheint diese Verschwendung höchst verwunderlich. Was hätte man mit einem winzigen Bruchteil dieser Mittel erreichen können! Nichts wäre anders. Die Geschichte kennt keinen Konjunktiv. Es gab niemanden, der diese Mittel in die richtige Richtung lenken konnte. Die eigentliche Botschaft der Sterne war den Geldgebern gleichgültig. Keine Vernunftgründe, geschweige denn wissenschaftliche Auslegungen hätten etwas daran ändern können. Was hätten die Geldgeber und die damalige Allgemeinheit mit dem Brodeln des Sonnenplasmas beginnen können? Wie hätten ihnen diese Kenntnisse bei den täglichen Sorgen, ihren Geschäften, Intrigen und Schlachten geholfen? Argumente haben kein Gewicht gegen den unmittelbaren Eigennutz. Enttäuschend? – Mitnichten!

Wir überschätzen die destruktive Wirkung des Irrtums und der Anmaßung. Welchen Einfluss auf den Fortschritt des Erdenlebens hat die Unfähigkeit von Spatzen, die Früchte der Wissenschaft zu begreifen? Alle den Wölfen vorgebrachte Erklärungen und

Argumente werden an ihrem Verhalten ebenfalls nichts ändern. Na und? Schadet das Treiben dieser Tiere in irgendeiner Weise dem menschlichen Vorankommen? Würde man diesen Lebewesen die Mittel nehmen, die sie „so sinnlos beanspruchen“, und in die zukunftsweisenden Unternehmen lenken, käme man damit wirklich weiter?

Menschen mit Spatzengehirn und Instinkten eines Wolfes gibt es genug. Ihr Beitrag zu den Ereignissen der Weltgeschichte ist nicht relevanter als der aller anderen, zeitgleich mit der Menschheit lebenden, Tiere. Welchen Sinn hätte eine Auflehnung oder Kampf mit ihrem Unverstand? Sie tun das ihre, bereichern die Vielfalt der lebendigen Welt, und sind darin hilfreich.

Umgekehrt, was wäre die Welt ohne alle diese Wesen? Ohne Wälder, Wiesen, Kraniche, die über den Himmel ziehen, ohne Rehe, Wildschweine und Wölfe, die durch das Dickicht streifen, selbst ohne lästig quakende Frösche im Teich. Man sollte ihnen allen dafür dankbar sein, dass sie ihre Rollen spielen, das Erdenleben bereichern und lediglich darauf achten, dass man sich gegen Tetanus und gefährliche Krankheiten impft und nicht ohne Licht bei Nacht in den düsteren Wald geht. Wirkliche Gefahr oder Nachteile gehen von diesen Wesen nicht aus.

Wir beurteilen die Menschheit und ihre Vernunft anhand von wenigen das Zeitalter erleuchtenden Genies. Von allen anderen zeitgleich Wirkenden dringt kaum etwas bis zum Schulunterricht vor, um von der Gegenwart wahrgenommen zu werden. Aber auch ihr Wirken war wichtig. Es bildete Halt für Denker, Ingenieure, Entdecker ohne den, sie sich nicht hätten aufrichten können.

Wie viele von diesen das Zeitalter ausfüllenden und aufrechterhaltenden Zeitgenossen haben aber Erasmus, Descartes, Newton gelesen und verstanden? Wenn wir ehrlich sein sollten, kaum einer. Der Umstand das Geniales von damals heute zum Grundwissen

eines Schulabsolventen gehört und es „alle beherrschen“, heißt nicht, dass die Menschheit gescheiter wurde, als sie es noch vor 300 Jahren war, dass jeder „Gebildete“ nunmehr nicht schlechter als Newton denken kann. Begabungen sind auch heute einzeln in einer gesichtslosen Masse versenkt und bleiben für die Menge unsichtbar und ohne direkten Einfluss. Trotz ihrer Unsichtbarkeit für die Zeitgenossen, gerade die Vorreiter gestalten maßgeblich die Zukunft.

Schlimm wäre es, wenn die Gegenwart nur Newtons gehören würde. Glücklicherweise ist es nicht so. Die menschlichen Begabungen sind extrem vielfältig und halten (dank diesem Reichtum) die Gesellschaft am Laufen nicht nur im Denken, sondern in allen ihren Äußerungen. Ein Einzelner kann so etwas niemals stemmen und ist in seinem Treiben auf alle andere im Guten wie im Bösen angewiesen. Hätten Denker ihre Visionen formulieren können ohne den Becher, aus dem sie ihren heißen Kaffee schlürften, ohne Stuhl, auf dem sie saßen und ohne Tisch, auf dem sie ihre Bücher und Instrumente ausbreiteten? Nein sie alle sind *Zwerge, die auf den Schultern der Menschheit stehen und für Riesen gehalten werden.*

Gedanken neigen dazu, die gegebenen Möglichkeiten zu überspringen und viel weiter einzudringen, als die Menschheit es gerade tatkräftig kann. Praktische Schritte lassen sich dagegen nicht auslassen. Jeder Geist braucht auch einen Körper, eine sexuelle, kulturelle und geistige Gemeinschaft, die ihn zeugt, trägt und hütet. Biologie ist nie so schnell wie die Gedanken es sind, aber sie steht nicht still und zieht nach Kräften nach, sobald die Richtung klar wird und die Schleusen eröffnet werden.

Die stille und zurückhaltende Art des Wahren kommt nicht von der Schwäche gegenüber dem marktschreierischen Drängen des Egos. Die Unsichtbarkeit des Zukunftsträchtigen kommt von

dessen Konzentration auf das Wesentliche und der Verärgerung über die Ablenkung. Denn allem Anschein zum Trotz – nicht Lüge, Gier, Geld oder Not, sondern Wahrheit regiert die Welt. Allerdings arbeitet die Wahrheit nicht ausnahmslos mit hellen Köpfen. Sie scheut nicht vor Minderbelichteten zurück und nutzt jeden Stoff. Das Geniale ist launisch. Wann, wo und wen die Eingebung streift, sei dahingestellt – das menschliche Wesen ist zu schwindelig und kurzlebig. Die „Fangstricke des Eigennutzes“ dagegen vermögen selbst Wesen mit einem Wurmgehirn zu erfassen, mitzureißen und in den Fortschritt einzubinden. Die Geschichte der Astrologie illustriert dies wie keine andere.

Während die „Mächtigen“ das Geld für Horoskope verschwendeten, förderten sie unbeabsichtigt die Entwicklung von Werkzeugen zur Sternenbeobachtung, trugen dem Erstellen und Ordnen von Himmelskarten bei. Dabei verrieten die Sterne stets etwas anderes als das, wonach man diese befragte. Die Unnachgiebigkeit des Himmels führte aufmerksame Beobachter unweigerlich zu Schlüssen, die weit über die ursprünglichen Fragen hinausgingen. Wahrlich fanden die entdeckten Neuheiten bei den Auftraggebern kein Gehör und lösten alles andere als Begeisterung aus. Die Sanddünen des Egoismus folgen dem Wind der Umstände. Ihre Sandkörner hüpfen nach oben, um gleich danach unter der Last der Neuankömmlinge zu verschwinden. Aber auch Sanddünen sind nützlich. Sie bieten Eidechsen, Käfern und Schlangen Lebensraum, gewähren Wind- und Sonnenschutz für Karawanen.

Zwischen Sandbergen von Eitelkeiten wandernd, vermochten es Kopernikus, Galileo, Brahe und Kepler, den Weltraum zu kartieren und unseren Lebensraum in die Unendlichkeit auszudehnen. Dank ihrem und dem Werk vieler anderer wissen wir inzwischen. Die Sterne bestimmen nichts. Sie sind passive Statisten des Alls. Ihr Leuchten verrät uns Entfernungen und Struktur des

Universums. Nicht die Sternkonstellation lenkt die Naturereignisse. Masse, Raum und Zeit ordnen die kosmische Materie. Mit diesem Wissen sind wir aus Beobachtern zu Akteuren geworden, fliegen ins Weltall und nutzen den Weltraum.

Die Macht der Gedanken liegt nicht in der Wahl richtiger Worte, Worte wiegen nichts, sondern in den Horizonten des Machbaren, die sie erschließen. Während das Ego sich dem (nächstliegenden) Vorteil widmet, gegen Mauern rennt und in Tümpeln landet, adiiert sich die Wirkung in echten Perspektiven nach wenigen Generationen zu Startrampen, Raketen und Weltraumstationen. Die Weitsicht hisst ihre Segel im Gegenwind, steuert der Freiheit sich öffnender Möglichkeiten entgegen, und kommt trotz aller Hürden an. Der Eigennutz folgt dem geringsten Widerstand, drückt und quetscht sich in jeden auftuenden Spalt zwischen den hüpfenden Sandkörnern, meidet Peitschenhiebe der Umstände. Beide bringen die Menschheit nach vorn.

Blamagen-Kreise

Der Irrtum ist tot – lang lebe der Irrtum!

Seit den Zeiten der Astrologie und Alchemie sind unser Wissen und Können enorm gestiegen. Die einstigen Denkfehler werden im Grundschulunterricht als Beispiele für Borniertheit und Dummheit verspottet. Sie erscheinen tatsächlich aus Sicht der Gegenwart mehr als lächerlich. Vor einem solchen peinlichen Hintergrund könnte man denken, eine Wiederholung wäre unmöglich. Wer möchte sich denn so blamieren! Die Menschheit hat die Pseudo-Wissenschaftlichkeit abgeschüttelt und würde niemals wieder auf die gleichen Fehler hereinfallen.

Weit gefehlt!

Die Themen wechseln, die Beweggründe und Handlungsmuster bleiben. Der Irrtum hält mit dem Progress Schritt. Eigentlich läuft

der Irrtum vor dem Fortschritt her, wie man es bei der Genforschung sieht. Denn die Verheißungen und Konzepte der heutigen Mainstream Genetik sind wie abgeschrieben von der Astrologie und ziehen ähnliche Kreise. Selbst ihre Anfänge ähneln sich.

Vergleichen wir die Geschichte der Stern- und der Gendeutung. Im zwanzigsten Jahrhundert wurden Nukleinsäuren als Gene identifiziert. Die Sequenzierung von Nukleinsäuren offenbarte einmalige bestimmt angeordnete Muster von vier Buchstaben (Nukleotiden). Diese Anordnung war bei einigen Krankheiten auffallend verändert. So lag die Annahme nah – die verkehrte Reihenfolge der Buchstaben bringt Krankheiten hervor.

Wenn die geänderte Anordnung der Nukleotide so gravierend wirkt, müssten Sequenzen nicht ebenfalls geistige und körperliche Anlagen bestimmen? Könnte man nicht die Folge der Gen-Buchstaben nutzen, dabei den Krankheiten ausweichen und sogar körperliche Fähigkeiten aufbessern? Heute fließen enorme Mittel in eine Forschung, die vorgibt, fast alle Fragen des biologischen Seins mit der richtigen Zusammensetzung von Genen zu beantworten. Alles, was man hierfür braucht, ist die nötigen Muster aufzudecken. Es wird sequenziert, aufgezeichnet, katalogisiert und analysiert. Die Nachrichten melden täglich die neuesten Entdeckungen von Genen der Langlebigkeit, Intelligenz, Anmut aber auch der Fettsucht, vorzeitiger Demenz und von Tumoren. Man bietet diese schon jetzt zur Diagnostik, der Vorbeugung und Therapie an. Wer nicht mitmacht, kommt womöglich zu spät. Wer nicht investiert, verpasst den Anschluss an die Zukunft.

Der Gegenwartsleser wird mich verwundert fragen: Was ist daran falsch? – Alles! – Der Vorsatz, die Versprechungen und die Perspektiven. Denn Gene wie Sterne bestimmen nichts, die ersten kartieren die Evolution des Lebens, die zweiten die des Universums.

Wer im Körper das Sagen hat

Der Mensch entsteht aus einer einzigen befruchteten Keimzelle. Die Zelle teilt sich. Die aufeinander geschalteten Teilungen formen ein dichtes Konglomerat. Milliarden von Zellen agieren auf engstem Raum, ohne dass eine die anderen stört. Die Komplexität explodiert. Dennoch handeln die hinzukommenden Zellen unbeeinträchtigt und sachte, schaffen Platz für sich und weitere Zellen, erweitern Möglichkeiten des Verbands. Hierzu verwandeln (differenzieren) sich die Teilnehmer im Sekundentakt. Jede Zelle tut es auf eine andere Art, jedoch so, dass alle Zellen sich gegenseitig ergänzen. In Folge bilden sich Gewebe und Organe: Rumpf, Hände, Beine, Kopf. Eines Tages wachen wir in diesem Knäuel auf, öffnen die Augen, strecken die Ärmchen, stellen uns auf die Beine und nennen es selbstverliebt „Ich“. Von da an gehorcht der Körper unseren Befehlen.

Der Wille ist König in einem Reich von 100 Billionen emsiger Untertanen mit allen sich daraus ergebenden Privilegien und Pflichten. Der Wille pflegt, ernährt und verwöhnt den Körper, treibt ihn an, kann diesen auch zugrunde richten. Ob richtig oder falsch, seine Beschlüsse entscheiden über Leben und Tod.

Die Macht des Willens über den Körper scheint enorm zu sein. In Wirklichkeit ist sie äußerst beschränkt. Gestalten kann der Wille den Körper und seine Zellen nicht, ihnen etwas vorschreiben – ebenfalls nicht. Der Wille lenkt wenige vorgefertigte Reaktionen. Auf die meisten Vorgänge im Körper hat der Wille keinen Einfluss. Zellteilung und Differenzierung, Strukturierung von Knochen, Erneuerung von Blut-, Muskel- und Nervenzellen gehen ihre eigenen Wege. Der Wille kann weder die Farbe der Haare bestimmen noch die Anordnung der Zellen im Gewebe ändern – nicht ohne Grund. Seine Intelligenz reicht hierfür nicht im Geringsten

aus, seine Einmischung, auch bei besten Absichten, wäre ein Desaster. Einzelne Zellen sind in ihrem unmittelbaren Aufgabenbereich weit erfahrener als der sie lenkende menschliche Verstand und sind bereit nur den Weisungen zu folgen, die mit dieser Erfahrung übereinstimmen. Was aber gestaltet dann den Körper?

Zu Zeiten Galvanis dachte man, es seien elektrische Ströme. Dann widmete man sich den Eigenschaften neu entdeckter organischer Substanzen. Die Menschheit wurde euphorisch, als sie lernte Baustoffe des Lebens zu isolieren, zu analysieren und sogar nach und nach nachzubauen. Wie es sich zeigte, dienten einige organische Substanzen der Energieversorgung, dem Stoffwechsel, andere der Struktur. Welche Moleküle aber repräsentierten die Erbsubstanz? Vielversprechend waren Eiweiße wegen ihrer Vielfalt und Einmaligkeit des Aufbaus. Zeitgleich entdeckte Nukleinsäuren schienen dagegen entbehrlich. Während sich bei der Spaltung unterschiedlicher Eiweiße jeweils eine andere einzigartige Zusammensetzung der Bausteine ergab, brachte die Spaltung von Nukleinsäuren eine stupide Anhäufung von vier Nukleotiden hervor. Die Einschätzung änderte sich, als die organische Analytik es lernte, nicht nur Spaltprodukte zusammenzuzählen, sondern auch ihre Anordnung im Original zu rekonstruieren. Es fiel auf, dass die Reihenfolge von Nukleotiden in den Nukleinsäuren weder zufällig (wie in einem Steinhaufen) noch gleichmäßig (wie Ziegel im Mauerwerk) ist, sondern, wie Buchstaben in einem Text, einmalige Muster bildet. Als sich weiterhin herausstellte, dass Nukleinsäuren in einem Doppelstrang vorliegen, der aus zwei sich spiegelnden Ketten besteht, und dass sich diese Ketten nach der Auftrennung in Einzelstränge Nukleotid für Nukleotid erneut zu ursprünglichen Strängen vervollständigen, wurde klar: Nukleinsäuren sind die Träger der genetischen Information.

Es dauerte nicht lange und man fand heraus, wie man an die

Geninhalte herankommt.

Zum einen können Gensequenzen verschiedener Zellen und Organismen Buchstabe für Buchstabe verglichen werden. Das Auftauchen einzigartiger Gene im Zusammenhang mit speziellen Funktionen und körperlichen Eigenschaften sprechen dafür, dass besondere Gene eben diese Eigenschaften kodieren. Zum anderen können die Bedingungen im Labor so gestaltet werden, dass die Zellen gezwungen werden, nur bestimmte Abschnitte des Genoms zu lesen. Die Inhalte der genetischen Information werden dabei an den ausgelösten biochemischen und Reifungsschritten sichtbar. Zuallerletzt, die Sequenzen der Gene lassen sich Abschnitt für Abschnitt verändern: versetzen, löschen oder überschreiben. Die nachfolgenden Effekte für die Lebensfähigkeit werden dabei sichtbar.

Bei einigen Sequenzabschnitten zeigt selbst der Austausch ihrer kompletten Länge keine Wirkung, bei anderen verändert ein einziger Buchstabe die Funktion dramatisch. Die Ergebnisse solcher Versuche führten zu folgenden Schlüssen: „Da vielzellige Organismen ihre Gene lesen, nicht aber ändern können, ist die Anordnung von Buchstaben in den Genen primär und entscheidend für die Funktion. Andere Sequenzen bedeuten eine andere Wirkung und Eigenschaften. Der Augenfarbe, Körpergröße, Intelligenz, Langlebigkeit liegen jeweilige Genmuster zugrunde. Würden wir diese erkennen und willentlich ändern, so könnten wir körperliche Eigenschaften bestimmen und Krankheiten heilen. Alles, was hierfür erforderlich ist, ist eine gezielte Zusammenstellung der gewünschten Gene. Und wie findet man die gewünschten Gene? – Durch Vergleich von Genen verschiedener Arten und Organismen, durch Engineering von Genen und Auswertung ihrer Folgen nach den Manipulationen.“

Die mutmaßlichen Möglichkeiten der Gentechnologie schürten

nicht nur übertriebene Hoffnungen, sondern zugleich auch Ängste. In einer von Gier und Macht geprägten Gesellschaft ließen sich Gesundheit, Schönheit und Intelligenz, Sequenz für Sequenz, einfach kaufen und verordnen – eine Vorstellung, die nicht jedem behagt.

Wollen Sie Intuition – bitte, den Körper eines Supermodels – kein Problem, aber auch ausgefallene Wünsche wie – Augen eines Adlers, Stärke eines Bären selbst Pegasus-Flügel oder monumental königliche Formen einer Sphinx, wären denkbar. Zahle und, gleich was du auch warst, werde, was immer du willst. Und was wird aus dem mittellosen Rest? Auch mit dem lässt sich gewinnbringend etwas anfangen – von Sexpuppen bis zu Arbeitssklaven jeder Art: gehorsam, zuverlässig, dabei zufrieden und anspruchlos – alles ist drin.

Jedem Zeitalter ist Größe wie auch Albernheit eigen. Die Chimären der Antike kehrten nach Jahrtausenden wieder und wurden wie reale Wesen behandelt. Spidermänner, X-Mutanten, Zombies und andere Hirngespinnste vereinnahmten die Unterhaltungskultur. Die tatsächlichen Erfolge der überaus kostspieligen Gentechnik blieben dagegen bescheiden. Lediglich einfache Gene, die unter dem Selektionsdruck (Antibiotika-, Herbizid- etc. Resistenzen) stehen, ließen sich für die Dauer des äußeren Druckes in Organismen einbringen. In natürlicher Umgebung wurden die „fremden Sequenzen“ schnell ausgesondert. Etwas Besseres kam dabei nicht zustande. Das Einbeziehen renommierter Einrichtungen, mehr Geld, effizientere Geräte brachten keine Wende und werden es auch in Zukunft nicht tun. Der Grund ist einfach: Gene bestimmen nichts! Bestimmend sind die Inhalte. Gene liefern inhaltliche Vorlagen, ähnlich den Worten in einem Satz.

Wenn jemand die Hände hochhebt, bedeutet das nicht, dass die Anordnung der Buchstaben in der Aufforderung „Hände hoch“

diese Handlung bestimmt. Die Aufforderung selbst erzwingt nichts, sie bekundet Absichten, klärt die Situation, sagt ihren Ausgang voraus und weist auf einen Ausweg hin. Sicherlich würde die Änderung eines einzigen Buchstaben wie „Hunde hoch“, Hände noch“, „Ende och“ maßgeblich die Resultate beeinflussen und die ernste Lage zum Scherz herabstufen. Von den Buchstaben oder Sätzen geht jedoch keine Wirkung aus. Determinierend ist die Waffe. Sie allein vermittelt die Einsicht eines existentiellen Drucks. Gene (wie übrigens alle Zeichen) halten lediglich einst erprobte Schritte fest. Sie dienen der Erinnerung des Herangehens in einer bestimmten Situation, damit die einst bewährte Reihenfolge an Handlungen reibungslos wiederholt werden kann. Losgelöst von dem Zusammenhang, den die Gene beschreiben, und den Reaktionen, die sie bezeichnen, sind ihre Sequenzen wertlos.

Das Hin- und Her-Schieben von Genbuchstaben, Überschreiben oder Ersetzen von ganzen Abschnitten in einem molekulargenetischen Labor hilft dem Außenseiter, die Bedeutung von lebendigen Aufzeichnungen in einem bestimmten Kontext zu entziffern. Zum eigenständigen Bücherschreiben eignet sich diese Methode nicht. Man kann höchstens das schon einmal Geschriebene wiederholen. Damit die Inhalte einen Sinn ergeben, müssen diese vom Leben umgesetzt und geprüft werden. Nicht Buchstaben und Worte, sondern Wahrnehmungen einer Situation, Handlungen darin und ihre Resultate sind entscheidend, Aufzeichnungen fixieren diese bloß für die Zukunft im Erinnerungsschatz.

Der umgekehrte Weg, bei dem man mit feststehenden Worten und Zeichen, Genen und Nukleotiden spielt und schaut, was die Kombinationen bewirken, ist pure Zeitvergeudung.

Mit Worten jonglierten viele: Schamanen, Kabbalisten, Mystiker, Dadaisten, Heidegger(ianer) und ihre Anhänger. Nacheinander versuchten sie Bedeutendes hervorzubringen und kamen nicht

über ein Gelaber von sinnlosen Verknüpfungen hinaus. Das Wörterwarr schien geheimnisvoll, da gänzlich unverständlich. Einiges von diesem Geschwafel, weckte Analogien und stimmte nachdenklich, lebendig zeigte sich kaum etwas.

Erfolgreicher als zufällige Wort- und Buchstabenäquibristik zeigte sich das Zusammenstellen von in sich geschlossenen und schon irgendwo anders funktionierenden Abschnitten. Shakespeare arbeitete so mit fremden Werken und hinterließ ein einmaliges Erbe. Nichts an seinem Werk war jedoch zufällig oder willkürlich. Er nahm Fertiges, Fremdes aber nicht Ausgereiftes und vollendete es Kraft seines Genies. Stellen wir uns vor, er hätte das Geliehene nicht überarbeitet und zu Neuartigem zusammengefügt, sondern mechanisch übernommen. Stellen wir uns weiterhin vor, er hätte Dichtungen chinesischer, japanischer, russischer, arabischer statt nur englischsprachiger Autoren zusammengeschnitten und dabei jeweils ihre Originalsprache und Sprachzeichen beibehalten. Würde jemand so ein babylonisches Kauderwelsch lesen können? Würde es je einen Sinn ergeben? Der Beitrag Shakespeares bestand nicht im Plagiat fremder Sätze, Phrasen und Worte, sondern in den neuartigen Schöpfungen von Werken, die dann in sich geschlossen und einmalig wirkten, obwohl sie aus unreifen Ansätzen zusammengefügt waren. Hierfür waren seine ganze Lebenserfahrung und geistige Größe notwendig.

Nicht nur Schriftsteller, auch die Landwirtschaft stellt seit eh und je abweichendes und ausgefallenes Material zusammen. Einer solchen Zusammenfügung sind jedoch enge Grenzen gesetzt. So wie man Abschnitte aus verschiedenen Sprachen nicht zu geschlossenen Werken zusammensetzen kann, lassen sich auch unverwandte Genotypen nicht zusammenführen. Kreuzungen von Esel mit Pferden (Muli) sowie einiger Fremdarten mit ähnlichem Körperbau und Lebensweise bringen mitunter lebensfähige Kinder zur

Welt (Zonkey, Zesel, Zorse, Liger, Töwen etc.). Sie alle bleiben jedoch steril. Lebensfähig sind sie, kreuzungsfähig und vermehrungsfähig nicht. Paaren vom Elefanten mit der Ameise kann man schon rein physikalisch nicht. Keimzellen von Elefanten und Ameisen lassen sich jedoch im Reagenzglas zusammenlegen, daraus entsteht nicht einmal etwas Lebens-, geschweige denn Zeugungsfähiges. Nur das sich real Ergänzende lässt sich zusammenführen. Ein Computerprogramm, das für eine bestimmte Prozessorarchitektur geschrieben ist, lässt sich nicht in Geräten mit anders strukturierten Chips abspielen, gleich welche Bitfolgen das Programm auch enthält. Eine Steuerung, die für einen Automotor gemacht ist, kann keine Waschmaschine antreiben. Gene, die für eine Libellenart geschrieben sind, lassen sich nicht im Genom von einer Maus abspielen.

Genetiker sind hartnäckiger als Literaten, Landwirte und Informatiker. Sie glauben an die Macht der reinen Genkombinationen und irren sich sehr. Gene wirken nicht anders als Worte. Entscheidend sind nicht die einmaligen Zeichenfolgen, sondern ein bestimmter Kontext, der je nach Umgebung, Umständen, Sprache, Gesellschaft, biologische Art, Prozessorarchitektur, Gerät oder Produktionseinheit unterschiedlich ausfällt.

Der Primat des Inhalts über dem Ausdruck für die Deutung der Gene wird schon bei der Embryogenese deutlich.

Mit der Teilung der befruchteten Eizelle entstehen genetisch identische Körperzellen. Dennoch benimmt und entfaltet sich jede Zelle anders. Warum? Hat die Teilung etwas nachhaltig am Genom der Tochterzellen verändert? Nein.

Würde man embryonale Zellen der ersten bis vierten Teilung voneinander trennen und in der Gebärmutter belassen, entstünde aus jeder dieser Zellen ein Organismus, dem nichts fehlt (eineiige Zwillinge, Drillinge, etc.). Verpflanzt man den Kern einer

Hautzelle in die entkernte Eizelle, so entsteht daraus ein vollständiger Organismus. Ohne diesen Eingriff hätte die Ursprungshautzelle ihre Stellung behalten und wäre bei Abschilferung verbraucht. Also hat die Hautzelle alle erforderlichen Gene, um jede beliebige Zelle des Körpers zu werden. Die Anwesenheit eines vollständigen Genoms hilft ihr jedoch in keiner Weise, ein anderes Schicksal einzuschlagen. Warum verhält sich jede einzelne Zelle, trotz Gleichheit der Gene, im vielzelligen Organismus unterschiedlich und dennoch bestimmt?

Vielleicht liegt die Antwort in der besonderen Zusammensetzung des Zytoplasmas der Eizelle? Tatsächlich, mit den Zellteilungen und Differenzierungen ändert sie sich. Würde man jedoch Gruppen von Zellen mit einer schon angedeuteten Differenzierung aus dem Embryo herauslösen, wechseln diese ihre Entwicklung trotz schon stattgefundener Reifungsschritte und Veränderungen der Zellarchitektur. Bei einer geringen Zahl entnommener embryonaler Zellen teilen sich diese eine Weile weiter und gehen dann ein. Ist die Zellzahl des abgetrennten embryonalen Gewebes ausreichend, ordnen sich die verbliebenen Zellen neu. Zellen, die initial zur Hautbildung vorgesehen waren, entwickeln sich zu Nervenzellen. Entweder schafft es die verbleibende embryonale Zellmasse, sich zu einem kompletten Organismus umzuformen, oder sie geht ein. Ein isoliertes Bein wächst nicht als Bein, der Kopf nicht als Kopf, sondern stets als Bein oder Kopf des intakten Körpers, als würde jede Zelle in ihrem Streben jeweils das Ganze sehen, sich so danach richten, dass stets das jeweils Fehlende vervollständigt wird.

Haben die einzelnen Zellen diesen Einblick, Überblick und Einsicht in das Ganze? Haben sie für jede Änderung der Umstände eine spezielle Anweisung, wie man genau mit dieser Änderung umgeht, um alle gemeinsam und koordiniert am Finish zu landen?

Undenkbar!

Wie kommt es dann, dass Zellen mit gleichen Genen sich im Körperverbund entgegengesetzt und dennoch ergänzend verhalten, ungeachtet dessen, was zwischenzeitlich geschieht? Woraus entsteht die Ungleichheit der Weisungen gleicher Genome, wie wird diese Ungleichheit der Genaktivierungen geregelt?

Die Antwort bedarf keiner molekulargenetischen Kenntnisse. Jeder Bibliotheknutzer kommt leicht dahinter. Begleiten wir ihn dabei.

Gene und Bücher

Bücher sind, rein äußerlich gesehen, lange Reihen von Buchstaben. Menschen besuchen Bibliotheken nicht wegen der Buchstabenketten, sondern wegen der darin kodierten Erfahrungen. Beim allerersten Besuch des Bücherpalastes fühlt man sich verloren und ist vom Umfang der Schriften in den Regalen erschlagen. Wie soll man diese Masse bewältigen! Schon bald findet man jedoch heraus, dass es weder möglich noch notwendig ist, alles zu lesen und aufzunehmen. Das Wesentliche genügt. Jeder beschränkt sich daher auf das, was ihn beschäftigt. Die Mitarbeiter der Bibliothek helfen im Umgang mit den Medien. Was sie auch empfehlen, die Richtung bestimmt der Leser.

Er bewertet die Inhalte und stellt den Lesestoff nach Bedarf zusammen, folgt dabei seiner sozialen Stellung, seinem Beruf, den Erfahrungen und aktuellen Anliegen. Auf der Suche nach angemessenen Lösungen wandert er zwischen den Sälen, fragt um Rat, stöbert in den Indices, nimmt mal dieses, mal jenes Werk zur Hand, blättert darin, macht Notizen, um später wichtige Inhalte schneller wiederzufinden, korrespondiert mit Autoren, Verlagen und Buchhandlungen, legt sich eine eigene Büchersammlung zu. Die Anordnung der Zeichen, Wörter und Kapitel in den Schriften,

die Unterbringung der Bücher in den Regalen regeln die Bequemlichkeit im Umgang mit den Inhalten – ein wichtiger Umstand gewiss, aber kein bestimmender Faktor.

Genome sind Bibliotheken der Zellen. Zellen lesen Gene, wie Menschen Bücher lesen. Auch sie packen nicht alles auf einmal an, sondern springen von einem Abschnitt zum anderen und verweilen nur dort, wo es interessant für sie ist und vertiefen sich in das, was ihnen unter gegebenen Verhältnissen nutzt.

Der Umstand, dass beim Ablauf der Genaktivierungen auf das Ereignis A ein Ereignis B folgt, bedeutet nicht, dass A das B bestimmt und die Reihenfolge unabänderlich ist. Die Reihenfolge des Angehens fasst die bisherige Zweckmäßigkeit bei der Verarbeitung des Lesestoffs zusammen.

Das genetische Wissen ist ebenfalls in Kapitel, Absätze und einzelne Aussagen unterteilt. Sie folgen aufeinander, sind thematisch miteinander verknüpft und eröffnen erst hierdurch ihre Bedeutung. Ungeachtet der strengen Anordnung der Gene im Genom, werden von Zellen jeweils verschiedene Inhalte in wechselnder Reihenfolge gebraucht und benutzt. Gene beleuchten Erfahrungen, die sich in der Evolution unter bestimmten Umständen als vorteilhaft erweisen. Zellen halten Ausschau nach dem Passenden. Was ist von der Zelle rechts? Was liegt links? Welche Signale bekommt die Zelle von oben oder unten? – Die Zelle bekommt von den jeweiligen Seiten stets sehr unterschiedliche Informationen. Die Reaktionen darauf müssen angemessen sein. Je nach der Umgebung, in der sich die Zelle befindet, wählt sie diese oder jene Lösung aus den genetischen Vorlagen. Die Wahl des Für-und-Wider ist der Zelle selbst überlassen, der Entscheidungsspielraum ist jedoch mitunter sehr eng und lässt keine Ausschweifungen zu. Beim Kochen eines Griesbreis sind alle anderen Rezepte und Bücher nutzlos. So folgt auch die Zelle nicht einem Wunschtraum

und kombiniert frei das Vorhandene, sondern wiederholt den Weg, den die Zellen in der Evolution schon einmal beschritten haben und in Anweisungen festhielten. Zwar lassen sich die genetischen Anlagen im Labor gezielt manipulieren, doch durch die Umstellung von Büchern in Regalen, oder andere Anordnung von Seiten in dem Buch werden keine neuartigen Inhalte hervorgebracht. Genauso ist es auch mit den Genen. So sehr man diese hin und her schiebt, ihre Anordnung oder Reihenfolge ändert, weder eine Sphinx noch ein Pegasus können dabei entstehen. Dies liegt nicht an dem Mangel von Buchstaben, Worten und Sätzen, aus denen man entsprechende Anweisungen zusammenstellen könnte, sondern daran, dass solche Kombinationen bisher nicht gebraucht, entworfen und getestet wurden. Man könnte beliebig andere als die gegebenen Sequenzen einschleusen. Derartige Gensequenzen würden allerdings in dem aktuellen Verband schlicht keinen Sinn ergeben. Ohne die Abstimmung einzelner Zellen und ihrer Gene auf die Umsetzbarkeit in der konkreten Umgebung zu konkreten Zielen sind Gene nichts sagende Schnörkel. Die Evolution fand für Chimären keinen Platz, also wurden auch keine Bücher hierzu geschrieben. Warum wohl? Vielleicht, weil sie sich schon in ihren allerersten Entwürfen als lebensfremd zeigten. Wollen wir Gene verstehen, müssen wir uns ihrem entwicklungs-genetischen Sinn zuwenden.

Halt, würde der Darwinist sagen! Wie kann man Gene mit Worten, Genome mit Büchern vergleichen? Die Zellen eines vielzelligen Organismus können ihre Gene lesen, besser oder schlechter nutzen, aber nicht wesentlich ändern. Organismen gehen zwar wählerisch, mit dem was und wie sie lesen um, sind aber an das Vorhandene angewiesen und müssen blind auf das vertrauen, was in den Genen steht. Beispiele dafür, dass Zellen in einem beschränkten Umfang ihre Gene umschreiben, sind unbedeutsam, da

die Keimzellen nicht einbezogen sind und die Veränderungen nicht weitervererbt werden. Bücher werden dagegen von den Autoren frei geschrieben und geben neuartige Inhalte weiter. Der Aufbau von Sätzen und Worten darin obliegt allein dem Autor. Diese Argumentation ist ein einziges Wirrwarr. Das Buchwesen vereint Vervielfältigung und Schöpfung. Die Vermehrung beinhaltet Wachstum und Zeugung. So, wie die Tätigkeit des Schriftstellers sich grundlegend vom Buchdruck unterscheidet, unterscheidet sich die Zeugung vom Vorgang der körperlichen Zellvermehrung.

Die richtige Anordnung ist die folgende:

Zeugung=Autorenschaft / Zellvermehrung=Vervielfältigung

Sich kreuzende Partner erbringen Originale. Die Zellvermehrung erstellt deren Klone.

Schriftsteller schreiben einmalige Bücher. Der Buchdruck vervielfältigt sie.

Hier wie da, wenn auch in jeder Einzelheit identisch, sind das Original und die Kopie nicht ein und dasselbe. **Die Gleichsetzung des Bücherschreibens mit der Zellvermehrung ist unzulässig!** Originale sind Schöpfungen, Kopien sind Nachbildungen.

Im Mittelalter wurden Bücher Zeichen für Zeichen abgemalt, mitunter von Menschen, die nicht einmal lesen konnten. Es reichte, wenn sie die fremde Linienführung nachzeichnen konnten. Ein Fehler setzte sich dann in allen Kopien fort. Selbst wenn dabei aus dem Wort Zelebrieren versehentlich Zölibat wurde – neue Werke entstanden dadurch nicht. Der Buchdruck behielt das folgsame Wesen des Kopiervorgangs bei. Texte wurden vervielfältigt, aber nicht neu zusammengestellt. Eine Änderung der Zeichenfolge war dabei weder erwünscht, noch vorgesehen. Selbst das Verstehen

des Lesestoffs war zur Vervielfältigung entbehrlich. Gelesen wurden allein Korrekturen, doch nicht zur Verbesserung, sondern zum Abgleich mit dem Original. Anpassungen betrafen die neuen Grammatik- und Syntax-Regeln. Ein Druckfehler konnte sich einschleichen und einen Bücherposten durch Kleckse, verdrehte, halbgedruckte oder verkehrt angeordnete Seiten mutieren. Besser wurden die Bücher hierdurch nicht. Die Fehldrücke mussten verramscht (falls die Mutierungen noch nicht zu groß waren) oder geschreddert werden. Dasselbe sehen wir beim Kopieren der Gene körperlicher Zellen. Ihre Gene werden strengstens nach den Vorlagen einer Doppelspirale der DNA vervielfältigt. Jegliche Abweichungen werden vermieden. Mutationen treten dennoch auf. Sie machen die Gene für betroffene Zellen jedoch unverständlich, so wie die Druckfehler es bei Büchern tun, und werden nach Möglichkeit eliminiert. **Buchdruck mit Schriftstellerei, körperliches Wachstum mit Zeugung zu vergleichen, ist falsch.**

Ein Schriftsteller geht anders vor als der Buchdrucker. Eine Zeugung arbeitet anders als eine Klonierung.

Beginnen wir zunächst mit der nicht anfechtbaren Feststellung, dass der Buchautor seine Texte nicht frei erfindet, sondern aus dem gemeinsamen Sprachschatz zusammenstellt. Niemand würde sonst diese Bücher verstehen. Der Sprachschatz, aus dem der Schriftsteller schöpft, erfasst die Leistungen seiner geistigen Vorfahren und Zeitgenossen. Der einzelne Mensch bringt diesen Reichtum nicht hervor, sondern eignet ihn sich an. Bei der Aneignung des fremden Schrifttums durchlebt der Leser die kodierten Inhalte der Vorgänger, prüft an seinem Lebenswandel, was davon brauchbar ist, wählt und baut einzelnes aus, verwirft anderes, geht dabei oft eigene von Vorgängern nicht erkundete Wege. Während seines Lebens kann der Mensch die Inhalte nur nutzen, nicht aber abändern und gleicht dabei jedem Bibliotheksleser und den

Körperzellen beim Lesen von Genen in der Bibliothek des Genoms. Irgendwann auf der Höhe seiner Laufbahn wird der Mensch sein eigenes Buch schreiben wollen. Wenn auch dieses Buch aus seiner Feder oder dem Computer stammt und Erfahrungen seines Lebens zusammenfasst, das Ergebnis ist eine gemeinsame Leistung der Menschheit. Durch die Lupe der eigenen Erfahrung betrachtet der Autor die Erkenntnisse der Menschheit, kombiniert diese untereinander, vermischt sie mit eigenen Erlebnissen und bringt hierdurch neuartige Inhalte hervor. Bestimmend für dieses Zusammensetzen sind nicht die Zeichen, Worte, nicht die Sätze, sondern Sinnbilder, die der Autor zum Ausdruck bringen will. Das geschaffene Werk fügt der Autor dem Wissensschatz der Menschheit zu, wenn er es zum Lesen oder Buchdruck freigibt.

Nicht nur professionelle Schriftsteller, alle Leser arbeiten an ihren eigenen Schöpfungen. Die einen schaffen es bis zu Büchern, Abhandlungen, Vorträgen, Briefen, die anderen kommen nicht weiter als zu kurzen Notizen. Alle machen mit. Weniges davon bekommt Verbreitung und Berechtigung zum Weiterleben. Was am Ende bleibt – ein Neologismus, ein geflügeltes Wort, oder gar ein ganzes Buch – entscheidet die Menschheit.

Kehren wir zur Genetik der Eukaryoten-Zelle zurück. Auch hier sind Neuschöpfung und Vervielfältigung streng getrennt. Die eigenen Gene der Zelle sind unantastbar und werden klonal kopiert. Sie dienen jedoch ausschließlich dem Körperbau und Ausleben geerbter Erfahrungen. Der Organismus baut mit Hilfe des dort kodierten Wissens seinen Körper und Lebensraum aus. Sein Leben ist eine Prüfung dessen, wie weit man mit dem angesammelten Wissen seiner Vorfahren in die Wirklichkeit vordringen kann.

Auf der Höhe seiner Laufbahn, nachdem mehrere Aufgaben und Herausforderungen bewältigt sind, geht das Individuum einer

biologischen Art dazu über, die durchlebten genetischen Erfahrungen zu einem neuen Leben zusammenzusetzen. Es verändert dabei nicht die alten Vorlagen (wozu auch, sie sind doch schon da), sondern erschafft gänzlich neue. Wie der Prinz in der Geschichte vom „Aschenputtel“ sucht es hierzu einen Partner, der seinen Vorlieben entspricht und mit Gegenseitigkeit antwortet. Ihm stehen dabei theoretisch alle weiblichen Angehörigen einer Art zur Wahl. Ausgewählt wird jedoch nur, wer in den engen Schuh seiner Anforderungen passt. Dabei spielt der Schuh selbst keine Rolle. Um zu diesem zu kommen, sind mehrere Jahre des Aschenputtels-Daseins erforderlich, das trotz Erniedrigungen, schwerer Arbeit, Schikanen und Verleumdungen ihre Herzensgüte behält. Viele versuchen, sich ohne vorausgegangene Prüfungen in den Schuh hineinzuzwängen und scheitern dabei. Doch auch das Sich-Hineinzwängen in den Schuh geschieht nicht wegen des Schuhs selbst, sondern wegen dessen, was der Prinz darstellt und was man darauf gemeinsam anstellen könnte.

Das Märchen veranschaulicht, wie die sexuelle Zeugung arbeitet. Zusammen kommen darin nicht die Gene und nicht Schuh-Fetischisten, sondern einzelne Lebensweisen und -Weisheiten, die sich nunmehr in ihren Kindern ergänzen.

Die sexuelle Vermehrung ist keine Vervielfältigung, sondern eine reinste Autorenschaft. Bei den Kreuzungen werden Gene beider Partner zusammengelegt, geprüft, gemischt und neu geordnet. Das Entstandene wird dem Erfahrungspool einer Art zugefügt und erlaubt es, in den nächsten Generationen noch weiter als bisher zu kommen. Beides, Schriftsteller-Arbeit und sexuelle Kreuzungen, erschließen neuartige Möglichkeiten durch Kombination von Eigenschaften, die (nicht bloß in dem individuellen Genom, sondern) in dem gesamten Gen/Sprachpool einer Art vorhanden sind.

Neologismen

Damit das Verhalten in die neuartigen Gene umgesetzt wird, braucht man aber zuerst eben diese Gene. Der Autor kann seine Buchstaben selbstständig schreiben, tippen oder diktieren. Der vielzellige Organismus kann sich dagegen anstrengen wie er will, neue Gene kann er für seine Vorlagen nicht schreiben, neue Nucleotide ebenfalls nicht in die alten Sequenzen einfügen. Doch braucht er diese Fähigkeit? Shakespeare soll 35 000 Wörter für seine Werke benutzt haben. Die englische Sprache war erst im Entstehen. Viele fremdartige Sprachgruppen und Dialekten waren dabei sich zu verschmelzen. Niemand wusste welche davon sich durchsetzen werden. Ein gebildeter Mensch braucht heute dagegen etwa 5 000 Worte. Der Computer kommt sogar mit nur zwei Zeichen (Bits) aus. Der Rest ergibt sich aus der andersartigen Zusammenstellung von Bit-Folgen und schließt dabei alle Sprachen der Welt ein. Mag sein, dass die Computersprache weniger elegant ist, sie ist unmissverständlich für die Bezeichnung der Inhalte und genau darauf kommt es bei jeder Sprache an. Dabei müssen für neue Inhalte keine besonderen Zeichenfolgen generiert werden. Wörter wie Gene entstehen von selbst durch Neuordnung alter Bezeichnungen für die neuartige Nutzungen (Bügel-Eisen, Eisenbahn, Buch-Handlung). Ähnliches sehen wir bei der landwirtschaftlichen Selektion. Auch sie erbringt keine „neuen Gene“. Die Möglichkeiten der schöpferisch-kombinatorischen Selektion sind dennoch enorm. Durch Kreuzungen entstehen vor unseren Augen Jahr für Jahr Tierrassen und Pflanzensorten mit erstaunlichen einzigartigen Eigenschaften. Da viele der dabei auftretenden Merkmale in der Evolution nicht vorkamen, dürfte es für diese Merkmale keine vorgefertigten Gene geben. Wo kommen diese neuartigen Gene her, wie kommen deren einmaligen Sequenzen

zustande?

So wie neue Bücher keine besonderen Worte brauchen, um Außergewöhnliches auszudrücken, sind auch für neue Merkmale keine einmaligen Gene notwendig. Es genügt, wenn man vorhandene Verhaltensweisen der Eltern auf neue Weise in den Kindern kombiniert. Alte Gene und Worte werden hierdurch zu Genkombination umgeformt und mit neuen Inhalten belegt, ungeachtet dessen, was sie vorher bedeuteten und wie sie entstanden sind.

Beispiele hierzu sind allgegenwärtig. Jedes Genom und jede Sprache enthalten reichlich Worte nach einer solchen kombinatorischen Transformation. Die Genomsprache ist für den Leser schwierig. Begrenzen wir daher unsere Beispiele auf die Neuschöpfungen des menschlichen Sprachschatzes.

Schrift kommt vom Schreiben, doch (abgesehen von kurzen Notizen) niemand schreibt mehr, sondern man tippt. Dabei tippt man wie beim Klavier auf die Tasten, obwohl es bei der Schreibmaschine Knöpfe sind. (Die ersten mechanischen Geräte wurden mit Hebeln bedient, daher auch die Bezeichnung.) Das „Schreiben“ wurde mit der „Maschine“ zur Schreibmaschine gekreuzt, aus Hebeln wurden später Tasten. Die alte Bezeichnung blieb und störte niemand, da sie keine abweichende Deutung zuließ.

Buchstaben nehmen ihren Ursprung von Stäbchen, mit denen man die Keilschrift in den weichen Ton presste. Der Begriff folgte der Tat. Viele haben von der Keilschrift-Technik nicht einmal gehört, keiner nutzt diese mehr.

Das Buch kommt vom Binden, wofür man heute die „Fenster“ der Monitore benutzt, die keine Fenster haben. Beim Zusammenstellen der Manuskripte stellt man nichts hin, auf oder zusammen – wie es früher bei Druckfahnen üblich war. Wenn man ein Manual zur Hand nimmt, denkt man nicht ans „Handgemachte“ und natürlich meint man mit „Ausdruck“ etwas anderes als Druck

ausüben.

In Wort, Bild oder Genen festgehaltene Bezeichnungen laufen stets der Realität mit ihrer ursprünglichen Nutzung davon. Dennoch deuten wir diese ohne Fehler, weil es nicht um Bezeichnungen, sondern um Inhalte in einem ganz bestimmten Zusammenhang geht. Ist der Zusammenhang eindeutig, so lassen sich die Inhalte sogar durch willkürliche Zeichenkombinationen festhalten. Der Bezug auf die Handlung bleibt mitunter der einzige Hinweis darauf, wie man einst zu dem Begriff kam – mehr nicht. Im Vorgang der Umwandlung bleiben dann oft irgendwelche Pfeile, Smileys, Kringel übrig und werden dennoch verstanden.

Die angeführten Beispiele veranschaulichen, wie aus einer Kombination von erprobten Handlungen und ihrer Bezeichnungen neue Begriffe entstehen. Diese Begriffe entdecken (von sich aus) nichts Neues, sie fügen bisherige Namen zusammen und folgen dabei nicht den Worten, sondern einer neuen Anwendung.

Mit der Modifikation und Weiterentwicklung, Straffung und Vereinheitlichung zugrundeliegender Prozesse werden die einstigen Bezeichnungen in formelle Symbole transformiert. Entstandene Muster können wiederum erneut kombiniert und zur Bildung neuer Begriffe führen. So wird das Streben in die Zeichen der Sprache (oder Gene) umgesetzt noch lange bevor man das Alphabet und die Schrift entdeckte oder das Schreiben lernte.

Der Großteil des Genschatzes, wie des Sprachschatzes, besteht aus Zeichenkombinationen, die einst zu einem bestimmten Zweck eingeführt, geformt und genutzt wurden, jedoch nicht mehr auf die gleiche Weise gebraucht werden. **Wort- und Gensprachen sind wesensgleich.** Sie kommen, transformieren sich bis zur Unkenntlichkeit, breiten sich aus und gehen. Weiter bestehen lediglich die nichts sagenden Buchstabenfolgen. Die Inhalte bleiben und entfalten sich fort ungeachtet der ursprünglichen Abstammung.

Sic transit gloria mundi

Menschen haben das Schöpferische der Selektion nicht erfunden, sondern höchstens für sich vereinnahmt. Auch Sozial-Darwinismus und Faschismus sind alt. Zwar beriefen sich diese auf die Selektion, verstanden jedoch darunter einen Kampf ums Überleben, nicht ein Ringen mit den Umständen wie es Aschenputtel tat, sondern Zank von jedem mit jedem, wie es bei Aschenputtels Stiefmutter und -Schwestern der Fall war. Im Grunde verlangt der Darwinismus (gleich der Königin bei Schneewittchen) die Ausrottung von allem, was der Selbstherrlichkeit widerspricht.

Der Darwinismus ist eine banale Apologie der linearen Vermehrung, der Vervielfältigung statt der Schöpfung. Gut ist dabei nicht das Zukunftsträchtige, sondern allein das, was dem Eigenen unmittelbar nutzt. Die Logik dahinter ist einfach. Wozu das Ferne und Andersartige schätzen, lernen, suchen, wenn es letztendlich doch nur um das Eigene geht? Die egoistische Vermehrung kennt keine Rücksicht, setzt auf Verdrängung und ist darin unübertroffen. Mit der Engstirnigkeit erschöpft sich auch der Vorteil. Wie sehr das Ego sich zuweilen ausbreitet und wuchert, am Ende weist die Geschichte es zurecht. Allein die Sexualität und Gemeinsamkeit erlauben eine unterbrochene Weiterentwicklung.

Eine strenge Ausrichtung auf das Eigene war unvermeidbar zu Beginn der Evolution. Zu Größerem waren die primitiven Organismen noch nicht fähig. Streitend und kämpfend zog sich ihre Entwicklung über Milliarden von Jahren hin. Eukaryoten verdanken ihren Aufstieg der Zeugung. Seit der Entstehung der Sexualität zeigt die Verlaufskurve der Evolution steil nach oben. Innerhalb weniger Millionen von Jahren brachte die sexuelle Zeugung Vielzeller und alle makroskopisch sichtbaren Formen des gegenwärtigen Lebens hervor. Jenseits der Sexualität war dagegen kein

Fortschritt mehr feststellbar. Abweichungen von Zeugung und Vermehrung durch banale Aufteilung bzw. Knospung treten mitunter auch bei Eukaryoten auf und kommen nicht weiter. So haben einige der hohen Arten, vor allem unter den Pflanzen, ihre Fähigkeit zur sexuellen Zeugung verloren und vermehren sich nur noch klonal durch Setzlinge, Ableger und Sprossen. Bei niederen Tieren, Fischen und Reptilien kommt eine asexuelle Vermehrung ebenfalls mitunter vor, ist aber wenigen, sehr seltenen Ausnahmen vorbehalten. Alle heute bekannten asexuellen Mehrzeller zweigten sich von sexuellen Arten als „vegetative“ Ableger ab. Das Ereignis kann nicht alt sein, denn die asexuellen Arten weisen weiterhin viele sexuelle Merkmale auf, die ihren Besitzern zwar nichts mehr nutzen, jedoch noch nicht abgeworfen wurden, wie die Blüten beim ungeschlechtlichen Löwenzahn. Die Zeit reichte hierfür nicht aus. Anscheinend treten solche Ereignisse regelmäßig in der Evolution auf und verlaufen im Nichts. Von einem einzigen Standpunkt aus lässt sich die Weite der Welt nicht erfassen. Der Verzicht auf Gegenseitigkeit und Fremdbefruchtung, die Begrenzung auf das Kopieren des Bisherigen mit einer Auslese besonders effektiver Eigenschaften, verbraucht jeden Vorsprung. Zwar werden durch Aussonderung aus dem Vorhandenen einige sonst untergeordnete Merkmale freigelegt, hervorgehoben und hypertrophiert, neuartige Gene und Kombinationen kommen jedoch nicht hinzu. Der Erfolg einer solchen Zuspitzung bleibt trotz einer zeitweise enormen Ausbreitung der Zöglinge ephemer. Die Geschichte der Landwirtschaft veranschaulicht wie im Zeitraffer solche Abspaltungsvorgänge des Klonalen von dem Sexuell-Schöpferischen und macht ihre Folgen für den Gegenwartsmenschen sichtbar. Dabei werden sowohl Vorteile wie auch Nachteile einer asexuellen Vermehrung deutlich.

Viele der erfolgreichen klonalen Linien der Kartoffel, der

Weinsorten etc. verschwanden in den letzten 500 Jahren auf dramatische Weise, nachdem sie ganze Landstriche und Kontinente für sich eroberten. Ihr Aussterben war trotz aller Mühen unaufhaltbar. Mit ihrem Untergang kam es zum wirtschaftlichen, sozialen und politischen Ruin von Gesellschaften, die einseitig darauf bauten. Die hinterlassenen Narben in den Erinnerungen schmerzen bis heute.

In den Jahren 1845 bis 1849 verfaulten in Irland die Kartoffeln auf den Äckern und durchkreuzten damit die Lebensgrundlage vieler Menschen. Der Hunger halbierte die Bevölkerungszahl innerhalb weniger Jahre und betraf Millionen von Menschen. Das Grauen von damals ist in Irland bis heute nicht vergessen. Erst 1961 hatte Irland die Vorkrisenzahlen wiedererreicht. Das Kartoffelsterben war auch den Inka bekannt, von denen die Kartoffeln kamen. Inka wussten jedoch, wie man das Ungemach vermeidet. Der einzige Ausweg aus der Misere bestand in dem Zurückgreifen auf die Sexualität mit einer zwischenzeitlichen Züchtung von Kartoffeln aus Samen, statt aus Knollen. Doch in Europa wusste man davon noch nichts. Ähnlich wie Kartoffeln werden Reben durch Setzlinge vermehrt. Setzlinge garantieren (anders als Samen) die anhaltende Identität von Weinsorten. Ein unschätzbare Vorteil einer langfristigen Verkaufsstrategie. Mitte des 19. Jahrhunderts kam die Katastrophe über Europas Reben, weshalb der Wein heute ein anderer ist. Die Reblaus, ein unscheinbares Tierchen, knapp eineinhalb Millimeter groß, kam als Eroberer. In kurzer Zeit drangen Heerscharen nach England, Deutschland, Osteuropa, in die Schweiz, nach Portugal, Österreich und Spanien vor und vernichteten die Weinreben. Die Winzer versuchten es mit Schwefel, Jauche und Urin. Vergebens – die Läuse waren nicht aufzuhalten. Es lag nicht an den Läusen, sondern an den überspezialisierten Pflanzen selbst, die einem Parasiten nicht trotzen konnten.

Versuche, die schöpferische Gegenseitigkeit auszuschließen, betrafen nicht nur Kartoffeln, Reben und andere Pflanzen oder Tiere. Menschen versuchten es auch an sich selbst, und hinterließen reichlich anschaulichen Material für Misslichkeit solcher Bestrebungen.

Unverhoffter Reichtum und Machtstellung verschaffen den Akteuren einen Vorteil, den sie für ein Privileg halten. Das einseitige Ausrichten der Vermehrung auf die bestehenden Vermögenswerte gebar auf die Dauer nur Beschränktheit. Monarchie, Oligarchie, Rassismus, Darwinismus, Nationalismus wollten unter sich bleiben, niemanden heranlassen, nichts von ihren Erfolgen mit anderen teilen und scheiterten kläglich. Die moderne Biowissenschaft verspricht nun das zu erreichen, was dem Exzeptionalismus vom Sozialdarwinismus misslang. Der Erfolg muss nicht jedes Mal neu erfunden, erlitten und erarbeitet werden, sondern lässt sich einfach dem Bestehenden zufügen und entspricht dem Preis, den man hierfür aufbringt. Die Reichen werden dabei reicher, die Schönen schöner und die Mächtigen mächtiger. Auch diese Anmaßung wird scheitern. Keine Fortschritte der Wissenschaft werden daran etwas ändern, gleich was die grantensüchtige Molekulargenetik auch verspricht.

In der Tat, das Lesen und Vergleichen kompletter Genome ist heute keine Hürde, eine Synthese von Sequenzen in der beliebigen Reihenfolge ist ebenfalls leicht. Man kann inzwischen etliche Gensequenzen in das Genom von Zellen einschleusen. Allerdings verhalten sich solche Zellen meist wie Krebszellen, da ihre Funktion und ihr Lebenszyklus ohne Rücksicht auf die Nachbarzellen erfolgt. Sie können nicht anders. Der vielzellige Organismus ist ein Verband von Zellen mit gleichem Genom. Nervenzellen gehen jedoch an die gleichen Gene anders als Augen-, Blut- oder Darmzellen heran. Es wäre schlimm, würde jedes Gen von jeder Zelle

gleich gelesen und verstanden. Keine Differenzierung wäre dann möglich.

Die Fähigkeit zur differenzierten (je nach Lage und Funktion) Interpretation der Gene wird durch eine langdauernde Abstimmung aller Einzelheiten bei der Koevolution erreicht. Ändert sich die Rolle einzelner Teilnehmer, so muss sich die Lesart von Genen durch alle anderen Verbandsteilnehmer ebenfalls ändern. Fehlt diese historische Abstimmung der Lesart in der Folge von Generationen, so ergeben einzelne Gene und ihre Aktivierung auf der Organismus-Ebene keinen Sinn. Nicht die Sequenz von Genen, sondern ihre angemessene Anwendbarkeit von allen Verbandsteilnehmern ist entscheidend. Hierfür bedarf es einer Prüfung in eben diesem Verband, einen Schulterschluss mit benachbarten Zellen auf jeder einzelnen Entwicklungsstufe und unter den jeweiligen historischen Entwicklungsumständen. Es bedarf einer inneren Bereitschaft, gegenseitig unterstützend synchron zu agieren, dabei Erfahrungen zu sammeln und diese in den Genen künftiger Generationen umzusetzen. Gab es ein solches Agieren in der Evolution nicht, so kann es hierfür auch keine brauchbaren Sequenzen geben. Ein Zusammenstückeln von Pegasus oder Sphinx aus dem bisherigen Genmaterial ist unmöglich. Diese Lebewesen müssen erst, von den untersten Stufen an, hervorgebracht werden und ihre Lebensfähigkeit in der Generationsfolge beweisen. Niemand ist zur Simulation einer solchen Entstehungsgeschichte fähig. Sie würde die Wiederholung der speziellen Evolution (mit allen hierfür notwendigen Prüfungen, Erfolgen und Niederlagen) bedeuten. Die Sorge, man würde zu spät zum Ausverkauf von Genen kommen, die den Verstand und die Schönheit kodieren, ist unbegründet. Diese Gaben sind nicht käuflich. Der einzige Weg zur Vollkommenheit ist die Ertüchtigung bei der Selbstverwirklichung. Nur diese gewährleistet die erforderliche Prüfung der Gene durch

alle Zellen des Körpers auf Tauglichkeit und Sinnhaftigkeit.

—

EGO und EROS

*ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will
und immer Gutes schafft*

Jede Auseinandersetzung trägt sowohl den Keim der Vervollkommnung wie des Versagens in sich. Das Leben wäre niemals über primitive chemische Vorgänge hinausgekommen, würde es immer wieder abbrechen und von Anfang an starten müssen. Die Evolution ist als Erfolgsgeschichte eines einzigen Lebewesens undenkbar. Die Teilung des Ganzen in eigenständige, um ihr eigenes Wohl bemühte Einheiten verteilt die Aufgabe der Lebensentfaltung auf Milliarden von Lebewesen und erschafft ein Sicherheitsnetz, in dem das Versagen einzelner schmerzlich, aber unkritisch ist.

Egoismus ist die Verantwortung vor der eigenen Evolutionsgeschichte, die Beschränkung auf die Erfahrung, die die eigene Entstehung maßgeblich bereitet hat. Worauf diese Erfahrung nicht zugreift, Gene der Mutter und Geschwisterzellen eingeschlossen, bleibt außen vor. Im Wettstreit um Ressourcen prallen die selbstbezogenen Interessen hart aufeinander, gleich wie eng sie miteinander verwandt sind. Der Antagonismus treibt gleichartige Lebewesen auf einen Abstand zu einander, bei dem ihre Ansprüche sich nicht mehr kreuzen. Das Auseinanderstreben bewirkt einen fortwährenden, immer schnelleren Vorgang des Welt-Erkundens.

Divergenz

Sind ursprüngliche Lebensräume ausgefüllt, werden Organismen in lebensfeindliche Gebiete gedrängt. Wenn auch die ersten Einwanderungswellen zerbrechen, die Existenztrümmer und die Vorarbeiten gescheiterter Kolonialisierungen erlauben Neuankömmlingen, sich auf die neuartigen Bedingungen umzustellen. Der Nachschub an Ausgestoßenen aus dem Zentrum des Vermehrungsgebietes hilft Anpassungsprobleme zu überwinden. Von diesem Brückenkopf aus erfolgt dann die Eroberung neuer Lebensräume.

Je weiter die Kolonisten in das neue Terrain vordringen, je länger sie dort verbleiben, umso mehr verlieren ihre Nachkommen überflüssige Merkmale ihrer Ahnen, und umso mehr eignen sie sich neuartige Fähigkeiten an, die das Überleben in neuen Lebensräumen erleichtern. Obwohl diese Umstellung nicht unbedingt bereichert, sondern die Arten einseitig an die neuen Lebensbedingungen anpasst, gewinnt das Leben als Ganzes an Vielfalt. Statt alle nützlichen Eigenschaften in einem einzigen Lebewesen zu vereinen, verteilt die Evolution diese auf unterschiedliche Spezies und macht sie dadurch hocheffektiv.

Verflechtung

Im Neid und Widerstreit bekämpfen gleichartige Interessen einander. Treffen aber zwei Lebewesen mit unterschiedlichen Fähigkeiten aufeinander, so kommt es mitunter vor, dass ihre Lebenstätigkeiten, statt einander zu stören, sich gegenseitig ergänzen. Das Verhältnis einzelner Lebewesen wird von nun an neben dem Ausschluss des Gleichen (Ego), durch das Anziehen und Einbeziehen des Neuartigen (Eros) vervollständigt.

Trotz Gegensätzlichkeit von Eros und Ego, dienen beide dem gleichen Zweck. Sie tun es lediglich auf verschiedene Weise. Der

Egoismus stößt das sich gegenseitig Störende ab. Zuneigung zieht das sich Ergänzende an.

Gemeinschaft und Eigensinn

*Die Einheit - lässt sich nur mit Blut und Eisen schmieden
– belehrt neumodischer Prophet.*

Nun - wir versuchen es mit Liebe

und sehen dann, was besser hält.nach Tjuttschew

Gier, Arglist und „der Wille zur Macht“ lenken Menschen. Wer sich widersetzt, ist verloren. Wer diesen Gottheiten dient, steigt bis ganz nach oben.... Klar und einleuchtend! Nicht wahr? Dennoch seltsam. Wie anders präsentiert sich die Natur.

Wenn ich im Frühjahr in eine Regentonne schaue, sehe ich eine dicke gelbe Schicht auf der Oberfläche. Vom Wind hergebrachte Pollen blühender Gräser und Bäume verwandeln klares Regenwasser in einen fetten Samenguss. Im Herbst ist der Gartenboden von Äpfeln und Birnen bunt bedeckt. Wo Regen fällt und Sonne scheint, grünt und gedeiht die Erde. Kein Fleckchen bleibt von dem allumfassenden Anspruch der Liebe ausgespart.

Vielleicht greife ich falsche Beispiele auf? Man soll mir helfen. Balzende oder mit Rivalen kämpfende Tiere – geht es diesen in erster Linie um Hass? Sind Wolken von Heuschrecken, die Landschaften verwüsten, ein Ausdruck von Argwohn und Machtanspruch? Wohl kaum.

Ist der Mensch dermaßen anders? Woher stammt der Eindruck, dass hinter vielem Menschlichen nicht vorrangig Zuneigung, sondern Einschüchterung, Demütigung, Betrug und Niedertracht stehen? Man schlage die Zeitung auf oder besuche Nachrichtenseiten im Internet. Sie quellen über von Verlogenheit und Gewalt. Die Gemeinheit ist allgegenwärtig und posaunt ihre Triumphe hinaus. Liebe wird dagegen käuflich, peinlich, nackt dargestellt.

Die Liebe widerspricht dieser einseitigen Berichterstattung nicht, wozu auch? Denn sie ist falsch. Wendet man sich von den Nachrichten ab, ändern sich zugleich die Kulisse und das Bühnenstück ganz von selbst. Der Blick aus dem Fenster beruhigt und tut wohl. Fußgänger eilen zu ihren Terminen, eine Mutter schiebt einen Kinderwagen, ein Mädchen spielt mit ihrem Hund, ein altes Paar läuft gemächlich, ein Student liest auf der Bank ein Buch, Jugendliche surfen auf dem Smartphone im Internet, die Straßenbahn quietscht, Autos lärmen und brummen, Kirchenglocken läuten. Das Leben bahnt sich seinen Weg, strebt, schöpft, als ginge es fremde Bosheit nichts an, als gäbe es keine Horrornachrichten und es gewinnt, wie sehr sich die Niedertracht auch aufpustet. Liebe zeigt sich als etwas weit Besseres, muss nicht extra angepriesen und reklamiert werden und ist dennoch überall.

Zwei Bilder, zwei Welten, welches von diesen trifft zu, welches ist wichtiger? Ist die Ruchlosigkeit wirklich so mächtig? Was hat Gemeinheit vollbracht? Wo sind ihre Straßen, Bauwerke, Gärten? Die Skrupellosigkeit sei allgegenwärtig? Was ist das für eine Präsenz, die sich in Nichts auflöst? Alles was heute ganz oben und übermächtig erscheint, ist morgen verflogen und längst von gestern. Die Bosheit soll alles durchdringen, sich in alles einmischen, nichts dulden was ihren Absichten zuwiderläuft. Wieso übersieht sie die entscheidenden geschichtlichen Wendungen und steht der Zukunft hilflos gegenüber, fällt zurück und vergeht? Die Diskrepanz zwischen dem Auftreten und dem Ergebnis ist enorm. Was bezweckt die Selbstpreisung des Bösen außer dem Kaschieren der eigenen Belanglosigkeit? Einschüchterung? – Wessen? Verleitung? – Wozu? Aufdringlichkeit und Unrast gelten dem knappen Zeitfenster des Verfalls, dem der Parasitismus sich widmet. Der Mensch übernimmt die damit verbundene Unruhe. Er erfindet diese nicht. Sie stammt aus seiner Vergangenheit in der Wildnis.

Geier schweben in der Luft. Die dunklen Punkte ihrer Körper sind gleichmäßig über dem Himmel verteilt. Aus der Höhe spähen sie gewaltige Flächen und einander aus. Das Verschwinden eines Vogels aus dem Himmelssegment ist ein Signal mit der Wirkung einer Kettenreaktion. Immer mehr Geier sehen nach, was da los ist, und bleiben, wenn etwas zu finden ist, fern. Je grösser das „Loch“ am Himmel, desto höher der Sog zu dessen Zentrum. Den Geiern folgen die Hyänen zum Aas. Antilopen, Kraniche und Tauben sollten dem Geschehen besser fernbleiben. Die Größe der „entgeierten“ Himmelsfläche zeigt den Umfang der Beute an, dient zur Orientierung auf das Aas oder aus der Gefahrenzone. *„Nur schlechte Nachrichten sind gute Nachrichten“* aus eben diesem Grund. Sie dringen zu einem breiteren Kreis durch und erreichen bei einem miserablen Eigenwert eine größere Verkaufsmasse. Darum gibt es so viele von diesen in den Medien.

An Orten des Untergangs herrscht Gewühl. Löwen, Hyänenrudel, Geier, Aaskäfer, Schmeißfliegen, Fäulnispilze und Bakterien wetteifern miteinander um die Verwertung. Nichts von Organischem soll verloren gehen. Was sich in den Vordergrund drängt, mag sich selbst groß vorkommen, wie ein Hyänenrudel, das den satten Löwen fortjagt (der vollgefressene König der Tiere will ja nur noch ruhig schlafen) oder das Warzenschwein, das seine Artgenossen vom Baum fernhält und sich an den am Boden gärenden Früchten berauscht. Ihr Sieg ist der Abglanz einer fremden Leistung. Verwesungsgerüche sind stechend. Blumen der Zuneigung sind duftend und farbenfroh. Dem Positiven und Schaffenden ist Aufdringlichkeit fremd. Die Liebe strebt und lebt von den Freunden, die sie gegen nichts eintauschen möchte. Die Liebe zwingt sich nicht auf, und bedarf keiner Nötigung, will entdeckt werden und beglückt dann die gebührenden Finder.

Ein Apfelbaum steht in der Blüte. Was kümmert ihn, wie viele

seiner Blüten zu Früchten und neuen Bäumen werden. Er trägt sie auf seinen Ästen als Zeichen der eigenen Schöpfungskraft. Und was hat der Baum jetzt und später von seinem Blütenmeer? Nichts und zugleich sehr viel. Seine Blütenpracht ist ein Fest, das überschwänglich den Zutritt zum ewigen Leben feiert.

Wie viele menschliche Taten treffen das Ziel? Wie viele Werke verbleiben? Wenige. Welche Leistungen bringen ihren Schöpfern augenblickliche Dividende? Keine. Das Werk ist der Preis. Was wird aus dem Rest des Überschlags? Futter für Räuber und Parasiten aller Art (von sehr großen bis zu mikroskopisch kleinen), Dünger für die künftige Saat.

Wozu Überschuss, wenn er Schmarotzer fördert?

Überschuss ist die Opfergabe an die Vorsehung. Was heute sinnlos ist, kann sich morgen wenden, Türen öffnen sich, wo vorher unüberwindbare Mauern standen. Hätten unsere Vorfahren mit diesem „aussichtslosen“ Drang keinen Erfolg gehabt, würden wir das gleiche Streben nicht in unserem Gefühlsleben finden.

Wo sind die Beweise dafür, dass die einzelnen Mühen nicht umsonst sind? Die eigene Existenz ist der Beweis! Und so fühlen wir uns angezogen von allem, was uns erschaffen und über Milliarden Jahre zum Heute geleitet hat. Und so lieben und streben wir auch bei dunklen Vorzeichen und das Leben geht weiter.

Parasiten räumen den Überschuss der Liebe fort, säubern Entfaltungsräume für die Verbleibenden. Schöpfung oder Schmarotzertum – beide erfüllen ihren Zweck. Die Rollen wechseln oft, sowohl im Tierreich als auch beim Menschen. Man lebt von dem Einen und strebt das Andere an und umgekehrt. Oft ist es unmöglich, das Eine von dem Anderen sauberlich zu trennen. Damit das Leben den morgigen Tag erschließt, muss es schließlich den heutigen überstehen.

Wenn der Parasit nur den lebensunfähigen Überschuss

wegräumen kann, bedeutet das, dass die Liebe selbst an seiner Entstehung schuld ist? In gewisser Weise ja, denn ohne Weitsicht ist selbst die Liebe kümmerlich. Die Zuversicht, mit der die Liebe handelt, ist wichtig, jedoch nicht die Selbstvergessenheit macht die Liebe zukunftsweisend und stark!

Stark? Von welcher Stärke ist die Rede? Spricht nicht alles dafür, dass Gegenseitigkeit nichts als Vergeudung ist? Ein Individualist muss schließlich nichts mit niemandem teilen. Er weiß, was er will, überschaut und nutzt die Lage ohne jegliche Rücksichten, handelt allein gemäß seinen Ansprüchen. Die Zuneigung gilt dagegen anderen, tritt freiwillig und nicht verpflichtend einen Teil von sich ab. Sie kann über die Empfänger nicht bestimmen, ihre Beweggründe nicht kennen und muss auf die anderen vertrauen.

Es stimmt. Gemeinsamkeit nimmt Mühen, Bindungen, Beschränkungen in Kauf. Sie lebt mit den Risiken der Enttäuschung, Schmähung und des Verrats. Gewiss tut der Egoist, was er will, ist frei von Rücksichtnahme. Dennoch entstehen die Kooperationsgemeinschaften schon am Anfang der Evolution und setzen sich durch. Am beeindruckendsten sind die Stromatolithen.

Stromatolithen sind Kolonien kooperierender Mikroben und die ältesten uns bekannten Gemeinschaften. Vor zwei Milliarden Jahren waren diese metergroßen Riesen schon überall und hinterließen auf allen Kontinenten versteinerte Zeugnisse ihrer Erfolge. Die markanten Stromatolithen lassen sich jedoch bis zu den Anfängen der Evolution zurückverfolgen. Untergegangen sind sie durch die Auseinandersetzung mit Lebensformen mit einem viel höheren Grad an Kooperation, der inkorporierten Gemeinschaft und sexuellen Vermehrung. Was macht die Gegenseitigkeit so unschlagbar, dass sie gleich zum Beginn der Evolution auftritt und die Landschaften prägt? – Die Flügel der Gemeinsamkeit tun es. Der Umstand der Abhängigkeit – was besagt er schon? Ein

Wagenhersteller kann keine Autos bauen ohne Zuarbeit von Öl-, Gummi- und Eisenproduzenten, ohne Straßen und Infrastruktur. Ist eine Korporation deswegen anfälliger als ein Egomane, der alles selbst stemmt und an sich reißt? Gewissermaßen. Aber gerade in der Abhängigkeit und in der Freiheit der Partnerwahl liegt ihre Stärke. Die gegenseitige Zuwendung und Bereicherung erlauben Dinge zu vollbringen, wozu der Einzelne unfähig bleibt.

Wer keine Freunde, Mitstreiter und Liebe gefunden hat, hat sich selbst nicht gefunden.

—

SEXUELLE REVOLUTION

Gegenseitigkeit hat viele Formen und Äußerungen. Ursprünglich ist sie dem Egoismus unterworfen. Zusammen kommt nur das, was einem nutzt. Mit der Sexualität trennten sich die Wege von Ego und Zuneigung. Liebe dient immer mehr dem Gemeinsamen und nicht dem eigenen Wohl (auch nicht dem eigenen Wohl des Partners). Auf den ersten Blick macht so ein Verzicht keinen Sinn, nutzt niemandem von den Beteiligten und ist daher eine pure Verschwendung, aber eben auf den ersten, sehr oberflächlichen und vom Egoismus getrübbten Blick.

Vergleichen wir paarweise die vermeintlichen Vorzüge eines asexuellen Egos und den tatsächlichen eines Eros. Bei der Sexualität beschränken wir uns auf diploiden Organismen und lassen die primitiven Vorstufen der Sexualität weg, sie wurden bei der Vernetzung des Eigenen (erstes Buch, Teil II) besprochen. Was also bringt die Sexualität (>>) gegenüber der Asexualität (><)?

Blick hinter dem Horizont

>< Ein asexueller Organismus sieht nur sich und die eigenen Interessen. Er ist durch nichts außer seinem Wohlergehen reglementiert.

Diese Unabhängigkeit erlaubt es ihm, sowohl seinen Stoffwechsel als auch seine Tätigkeiten direkt zu regulieren und hierzu notwendige Umstrukturierungen, einschließlich der Gene, vorzunehmen. Die erworbenen positiven Eigenschaften ergänzen dabei die angeborenen und werden weitervererbt. Die Erfahrungsakkumulation ist deswegen zielgerichtet, geradlinig und folgerichtig. Über den Horizont der eigenen Wirkung kann der Organismus dabei nicht hinausgelangen.

>> Bei der sexuellen Kreuzung werden Erfahrungen von Organismen aus den unterschiedlichen Lebensräumen in den Nachkommen ausgetauscht und zueinander gebracht. Die Kreuzung vereint Sichtweisen, die im individuellen Leben nie erhoben werden konnten, schon deshalb, weil das Individuum nicht gleichzeitig an zwei verschiedenen Orten sein kann. Die Sexualität ermöglicht somit den Blick hinter dem Horizont des unmittelbar Erlebaren.

Bestand statt Wankelmut

>< Die asexuelle Vermehrung passt ihre Anlagen der aktuellen Tätigkeit an, ungezielt, durch zufällige Plasmid- und Virusübertragungen, oder gezielt, durch enzymatische Mutagenese. Im Grunde handelt es sich dabei nicht um die Mutagenese, sondern um individuelles Gen-Engineering. Übrigens, alles, was die menschliche Gen-Technik bisher erreicht hat, hat sie aus dem Arsenal von existierenden Organismen entnommen. Enzyme, Prozesse, Bausteine der molekular-genetischen Repertoires sind nicht vom Menschen erschaffen, sondern allesamt aus den Viren,

Bakterien und Zellen isoliert.

In einigen Bereichen wie bei der Antibiotikaresistenz ist das Genom vorsexueller Organismen extrem plastisch, in anderen, wie zum Beispiel in der Ribosomen-Struktur, äußerst starr. Diese differenziertere Veränderbarkeit bringt alte Evolutionserfahrungen in Einklang mit dem aktuellen Bedarf. Der Organismus ordnet seine Instrumente und ihre Anleitungen um, dupliziert die einen, verschiebt und legt andere still. Neuerungen, die zur Lebensfähigkeit beitragen, fördern die Vermehrung und finden schneller Verbreitung. Fehlgriffe eliminieren sich auf die gleiche Weise. Die Erfahrung gewinnt an Breite. Ihre Akkumulation wird allerdings auf verschiedene auseinanderlaufende Linien verteilt und ist im Einzelnen jedoch nicht unbedingt fortschrittlich. Der Organismus reichert gerade helfende Eigenschaften an und verwirft überflüssige. Sind die Gene umgeschrieben, gibt es zu den alten Vorlagen kein Zurück.

Mitunter erweist sich der Vorteil von heute zukünftig als Reinfluss. Das Pendel der Umstände ist unberechenbar. Während Umstände leicht zu den Ausgangsbedingungen zurückkehren können, ist dies bei körperlichen oder genetischen Änderungen nicht der Fall. Sie lassen sich nicht „im Rückwärtsgang“ umkehren. Die einstigen Eigenschaften müssen erneut erarbeitet und der Erfolg ihrer Rückkehr kann nicht garantiert werden. Oft fehlen schlicht Gelegenheit und Zeit dafür.

Die vorausgegangene Vermehrungsmasse schafft Abhilfe. Bei einer Vielzahl von Ausbreitungsräumen bleibt ein Teil der ursprünglichen Population selbst nach schwersten Kataklysmen in irgendeiner Ecke erhalten. Vernichtet das Schicksal eine vorpreschende Entwicklungslinie, gewährt es der zurückgedrängten die Chance zum Aufstieg. Damit wird zugleich der zwischenzeitliche Fortschritt negiert. Die Scheidenden und Kommenden können ihre

Erfahrungen nicht austauschen. Die Überlebenden beginnen den Wettlauf jedes Mal von neuem.

>> Die sexuellen Organismen gestalten nicht ihre eigenen, sondern die Gene ihrer Kinder.

Änderungen der eigenen Gene sind nicht vorgesehen, mehr noch, sie sind verboten, und es wird alles dagegen getan. Die Beständigkeit des eigenen Genoms erhöht seine Zuverlässigkeit. Die Erfahrungsakkumulation sexueller Organismen erfolgt nicht durch Experimentieren mit eigenen Anlagen, sondern über Kreuzungen. Eltern legen Vorräte an, bauen Lebensräume aus, suchen Partner, verlieben und paaren sich, bauen Nester und kümmern sich um das künftige Wohl ihrer Zeuglinge. Fehltritte führen zur Fruchtlosigkeit, Erfolge zur Fruchtbarkeit. Damit es zu einer sexuellen Zeugung kommt, müssen angefangen von Geburt bis zur Familiengründung und Kindererziehung viele Aufgaben gelöst werden. Darüber wird das Beste aus der gesamten Art ausgelesen. Jeder sexuelle Organismus enthält Bestandteile seiner Eltern, die wiederum aus Bestandteilen von Großeltern stammen. Jede Entwicklungsreihe kann je nach den Umständen auf parallele Entwicklungen zurückgreifen. Die auslaufenden Spezialisierungen gehen dadurch nicht verloren, die angeschobenen Neuerungen brechen nicht ab, sie schließen sich den Erfolgreicheren an, werden modifiziert und gehen in diesen auf. Zurück bleibt nur das Überholte.

Spiele statt Mühsal

Alle Lebewesen sind in ihren Möglichkeiten begrenzt und brauchen Zufälle, um weiter zu kommen. Die Rolle der Zufälle ist allerdings sekundär, denn der Organismus wählt aus den Zufällen nur das aus, was er für wichtig hält und gebrauchen kann. Je größer jedoch die Variationsbreite ist, mit der der Organismus ohne das Risiko arbeiten kann, desto größere schöpferische Potenzen

besitzt er.

Asexuelle und sexuelle Organismen nutzen den Zufall recht unterschiedlich aus, denn die Toleranz sexueller Arten gegenüber Veränderungen ist bedeutend breiter.

>< Jede Änderung des asexuellen Organismus muss sich unmittelbar lohnen. Eine Eigenschaft, die sich nicht trägt, ist eine zusätzliche Belastung, über die sich Aggression und Überlebenskampf austoben. Zufälle, die unmittelbares Vorankommen ermöglichen, werden bevorzugt. Per aspera ad astra – „Durch Mühen zu den Sternen“ gelangt man auf diesem Wege dennoch nicht. Umstände, die Veränderungen anhaltend nur in eine Richtung begünstigen, kommen selten vor. Ein komplexeres Organ als zum Beispiel ein Auge, bei dem mehrere im Einzelnen nutzlose Details in einer richtigen Reihenfolge zusammenkommen müssen, kann so niemals entstehen.

>> Die sexuelle Zeugung erfolgt nicht als Antwort auf den äußeren Druck von den Umständen, sondern, ganz im Gegenteil, auf der Höhe des elterlichen Erfolgs. Das Fernweh nach dem Unbekannten und das Streben zur Vervollkommnung sind der sexuellen Kreuzung in die Wiege gelegt. Jede Zeugung ist ein Unikat, ein Vorstoß, der sowohl von den Eltern als auch von allen anderen Angehörigen einer Art abweicht. Kein sexueller Organismus gleicht dem anderen. Viele der dabei entstehenden Variationen können nicht zur unmittelbaren Lebensfähigkeit beitragen und zwingen eine Art, mit einem Vorrat an ungenutzten Eigenschaften zu leben und zu tüfteln. So trägt die Stammzelle entwickelter sexueller Arten zwei komplette Chromosomensätze, von denen jeweils nur einer genutzt wird. Die Gene innerhalb dieser Sätze sind nicht durchgehend mit unikatlicher Information beladen, sondern enthalten viele leicht abweichende Kopien sowie Sequenzen ohne Information (Introns), die vermutlich für eine Syntax sorgen. Von

den bestehenden Genen wird ein Großteil nicht beachtet und nur für alle Fälle als Material für künftige Schöpfungen aufgehoben. Die Rolle der Schicksalswendungen ändert sich dabei stark. Die einschneidenden Ereignisse müssen nicht zusammenhängend auf eine Art einwirken, um sich zu summieren. Es genügt, wenn sie einzelne Angehörige einer Art treffen. Sind ihre Folgen für bestimmte Verhaltensweisen wie Sehen, Fliegen, Schlängeln etc. brauchbar, so bindet eine sexuelle Art diese in Kreuzungen künftig zielgerichtet zusammen. Das „Sich-ausstrecken“ einer Urgiraffe nach höheren grünenden Zweigen macht den Rest aus und akkumuliert passende körperliche Veränderungen in der Abfolge von Generationen.

Träume statt Arglist

>< Bei asexuellen Organismen kann sich eine Innovation nur dann ausbreiten, wenn sie sich aggressiver und rücksichtsloser als die Alternativen zeigt. Der Fortschritt gerät unweigerlich in Streit mit den parallelen Entwicklungen, von denen er gerade abstammt und die er nun umso erbitterter bekämpft. Eltern und Geschwister sind nicht ausgeschlossen und werden als erste geopfert, wenn es gelingt (da sie in Vielem gleichwertig sind, fällt es jedoch schwerer die Nächstverwandten als die Entfernten anzugreifen). Unduldsamkeit, Beschränktheit auf das unmittelbar Eigene, so winzig deren Beitrag auch ist, Überheblichkeit, Gedränge, „Kampf ums Überleben“ – kurz eine ungeheure Verschwendung – sind unausweichliche Folgen. Oft wird der Erfolg dabei nicht durch die generell besseren Eigenschaften gebracht, sondern durch eine Nebensächlichkeit, eine an sich unbedeutende Kleinigkeit gewährt, die allerdings der Konkurrenz gerade fehlt.

>> Die Sexualität meidet das Gerangel und ist immun gegen deren Stiche. Wozu die Plänkelei? Das Stärkere kann sich bei der

sexuellen Vermehrung zwar aufzwingen, sein gestalterischer Beitrag ist jedoch gering, da es nur eine Sicht bevorzugt und die Gegenseitigkeit behindert. Richtig voran kommt man erst, wenn nicht nur die eigenen Wünsche, sondern auch die Vorzüge des Partners begehrt werden. Erst wenn das Gebührende auf das Gebührende trifft, ist Erfolg gewiss. Das Sich-zurückziehen, Spielen, Tüfteln, Suchen, Testen sind ausdrücklich gefragt. Niemand aus der Population muss gewaltsam sterben, um dem Fortschritt Platz zu machen. Der Fortbestand von Konkurrenten ist sogar förderlich, hält dieser doch die Belanglosigkeit zurück. Diese wird in endlosen Auseinandersetzungen um die eigene „Herrlichkeit“ von der sexuellen Fortpflanzung abgehalten. Nur die Innovation, die sich dem Kampf entzieht und keinen Druck bei ihren Unternehmungen verspürt, kann sich einer Zeugung zuwenden. „Wahre Liebe“ spielt nicht nur in Märchen eine Rolle. Sexuelle Zeugung will nicht bloß ihre eigene Abgeschlossenheit wiederholen (was zugleich Begrenztheit darauf bedeutet), sondern dank Gemeinsamkeit die bestehenden Unzulänglichkeiten und Schranken überwinden.

Yin und Yang

>< Der Egozentrismus des Asexuellen ist an sich kein unveröhnlicher Feind des Gemeinsamen. Auch die asexuellen Arten bilden bereitwillig Vereinigungen, wenn diese ihren unmittelbaren Interessen dienen. Die Ausrichtung auf das Eigene behindert jedoch solche Vereinigungen stark.

Erinnern wir uns, warum es in der Evolution zu einem Verein von Mikroorganismen kam. Der Grund war der Vorteil der Fremdbebefugung. Das Einbeziehen fremder Erfahrungen und das Zusammenfinden unterschiedlicher Fähigkeiten ergänzen und bereichern die Gemeinschaft, machen das Leben dort leicht, wo der Einzelne

kaum aushält. Mit wachsender Komplexität der Verbände und Spezialisierung der Teilnehmer wird die Fremdberufung zunehmend schwerer. Jeder hinzukommende Organismus ist allein auf seine eigenen Interessen bedacht und kann sich leicht umstellen. Der Verein als Ganzes muss dagegen jede einzelne seiner bisherigen Beziehungen neu auf die Probe stellen. Sobald einer der Partner (ein Bakterium, Virus, F-Chromosom, Plasmid) seine Interessen von der Gemeinschaft abkoppelt, artet die Kooperation in eine Parasit-Wirt-Beziehung aus.

Infektionen sind Vereinsgründungen, von denen nur ein Teilnehmer profitiert. Zum Einschleusen zeigt sich der Erreger aus kurzer Sicht nützlich. Er wird aufgenommen, dringt zu den Bereichen vor, wo er sich unkontrolliert vermehren kann. Darauf zerstört der Parasit die Gemeinschaft und schwärmt erneut auf der Suche nach frischen Opfern aus. Die Folgen sind schwerwiegend. Die Gefahr eines solchen Ausgangs wird für die Gemeinschaft jedoch erst dann bemerkbar, wenn der Erreger nicht mehr zu stoppen ist. Eine längere Zeit der Krankheit und des Siechtums vor dem Tod ist unausweichlich.

Komplexe Lebensformen beginnen daher schon im Vorfeld, die Eigenart ihrer Teilnehmer aufwendig zu schützen. Wichtige Bereiche werden normiert und einer Veränderung durch eigene (unbedachten) oder fremde (böswilligen) Zugriffe unzugänglich gemacht. Die Satzungen werden in besonderen Orten aufbewahrt. Die Originale werden an diesen Orten kopiert und als Abschrift mitgenommen, jedoch in ihrer Integrität nicht angefasst. Änderungen der Vorlagen werden erschwert. Für die Lebenstätigkeit werden statt (DNA)-Originale ausschließlich (RNA)-Arbeitskopien genommen. Sollten die letzten im Prozess der Nutzung zu stark von den Vorlagen abweichen, kann man immer noch auf die ursprüngliche Information zugreifen.

Der strenge Schreibrschutz bringt Stabilität gegenüber dem zerstörerischen Zugriff eines Parasiten oder einer Mutation. Zugleich bewirkt er eine Sperre gegenüber Neuerungen. Der Verein wird fester, aber auch pedantischer und wie vom Altersstarrsinn erfasst. Die Innovation müsste sich mit der zunehmenden Komplexität und dem Anwachsen von Schutzanforderungen verlangsamen und zum Erliegen kommen. Dass es anders kam, liegt an der Sexualität.

>> Die sexuelle Fortpflanzung brachte das Unvereinbare zusammen. Die Lösung war genial. Der Schutz der individuellen Integrität wurde kompromisslos von der Innovation und dem Erfahrungsaustausch getrennt. Nichts durfte an dem Bestehenden nunmehr geändert werden. Sowohl somatische Zellen wie auch die Keimzellen sexueller Organismen wehren sich vehement gegen jegliche Eingriffe in ihre Gene. Zufällige Gen-übertragende-Infektionen, Mutationen (spontan entstanden oder durch molekular-genetische Forscher gesetzt) bringen ihnen nichts als Missbildungen und maligne Neoplasien. Auf die Neuerung wurde jedoch keineswegs verzichtet. Im Gegenteil. Denn die verordnete Beständigkeit wurde in den Dienst der Neugestaltung gestellt. Das individuelle Wachstum diente von nun an nicht so sehr der eigenen Vermehrung, sondern vielmehr der Suche von Partnern und der Zeugung.

Bei den sexuellen Arten streiten sich diese zwei Vorgänge (Sicherung und Innovation) nicht mehr miteinander darüber was, wann und wie zu tun ist, sondern konzentrierten sich auf ihre eigenen spezifischen Aufgaben. Der sexuelle Organismus wächst, entfaltet und behauptet sich streng seinen Vorlagen entsprechend. Daraus resultiert ein klonales Wachstum. Die Klone vermehren und differenzieren sich zu einzelnen einzelligen oder vielzelligen Organismen, bilden Insektenstaaten, oder ganze Wälder. Sie alle (selbst

wenn räumlich getrennt oder zu einzelnen Geweben und Organen organisiert) sind im Grunde ein und derselbe Organismus und aus Zellen mit identischem Genom aufgebaut. Die Vielfalt einzelner Erscheinungen ergibt sich aus der Fähigkeit zur zweckgebundenen Differenzierung.

Bei Pflanzen ist die Vermehrung vor allem dem Ausfüllen des lichtgefüllten Raumes gewidmet. Sie ist weniger strukturiert und aus vielfältig kombinierbaren Bauelementen bestehend. Die einzelnen Stämme, Wurzel, Äste, Blätter können je nach den Umständen frei zusammengesetzt werden und verschiedene Muster bilden. Sie gehen plastisch ineinander über und breiten sich überall aus, wo die Sonne scheint und das Wasser fließt.

Bei Wirbeltieren ist die Vermehrung der Beherrschung des Lebensraumes (des Territoriums) gewidmet. Wahrnehmung, Funktionalität und Koordination haben die höchsten Prioritäten und resultieren in einem streng geordneten Körper. Seine Bestandteile: Skelett, Muskeln, Extremitäten, Haut, Sinnesorgane und Gehirn sind exakt aufeinander abgestimmt. Bei Pilzen und Insekten findet sich ein Übergang zwischen dem Raum ausfüllenden und den Raum beherrschenden Wachstum. Pflanzen, Pilze, Insekten können sich bei klonalem Wachstum noch in einzelne Organismen unterteilen und die Rolle/Struktur ihrer Organe partiell ändern. Mit der Evolution wird jedoch klonales Wachstum immer weniger zur Reproduktion von identischen vielzelligen Organismen benutzt und nur noch der Zeugung vorbehalten. Bei höheren Wirbeltieren und vor allem bei Säugetieren wird eine Vervielfältigung von Organismen nur noch durch Zeugung möglich. Vermehrung und Zeugung sind hier unzertrennlich. Dennoch sind sie kein Synonym.

Was man bei Säugetieren im Alltag als Vermehrung bezeichnet, ist definitiv keine Vermehrung, sondern die reinste

Zeugung. Die eigentliche Vermehrung betrifft bei Säugetieren alleine die Zellvermehrung. Die Zellvermehrung hier ist identisch mit der klonalen Pflanzenausbreitung bzw. der Ameisenvermehrung, allerdings dient sie bei Säugetieren nur noch der individuellen Entfaltung und konzentriert sich auf die Herausbildung ihrer hochspezialisierten Organe und Fähigkeiten. Hierdurch wird eine körperliche Perfektion erreicht, von der Pflanzen nur träumen können.

Bis der Tod scheidet

>< Der asexuelle Organismus ist schutzlos gegenüber der Mutation. Diese kann mitunter hilfreich sein, mit steigender Komplexität der Lebewesen sinkt jedoch die statistische Wahrscheinlichkeit der Erfolge einer zufälligen Veränderung, während die Fehler häufiger werden. Es wäre halb so schlimm, würden die Fehler nicht das Leben kosten, statt es weiterzubringen.

>> Anders als die asexuelle Mutagenese, geht die Sexualität sehr behutsam bei allen Neuerungen des genetischen Wissens vor, selbst dann, wenn ihre Zeugungen durch Gewalt (wie z. B. bei erzwungener Liebe) zustande kommen. Denn die Keimzellen unterschiedlicher Eltern vereinen sich zu den diploiden Zellen ihrer Kinder, zunächst nicht zur sofortigen Kreuzung und innovativen Umsortierung ihrer Gene, sondern zur Prüfung der Genome auf ihre Kompatibilität. Wie denn das?

Nun, Kinder höherer sexueller Arten bringen Keimzellen ihrer Eltern zusammen, ohne diese zu eigenen Lebzeiten zu mischen. Gemischt werden ihre Genome erst zur Bildung von Keimzellen und Weitergabe der Gene an die nächste Generation. In Kindern bleiben die elterlichen Genome intakt und agieren lebenslang miteinander so wie sie geschaffen und ererbt wurden.

Das lebenslange Agieren mit unveränderten elterlichen Keimzell-

Genomen zeigt, ob diese zueinander passen. Das Gebot „Bis dass der Tod sie scheidet“ wird hier wörtlich umgesetzt und ist eine unbedingte Voraussetzung der neuen Zeugung. Nur durchgehend erfolgreiche (diploide) Partnerschaften, die durch dick und dünn einvernehmlich gegangen sind, bilden potente Keimzellen. Unvereinbare Wesen lassen sich nicht kreuzen. Mischlinge sind zwar zuweilen möglich. Sie alle: Liger, Töwe, Zesel Pizzly, Wolphin oder Schiege – bleiben jedoch steril. Ein Spiderman, Centaur, Sphinx, Vogel mit Fischflossen können gar nicht entstehen. Solches Herangehen begrenzt die Innovation ausschließlich auf eine Art. Das ist jedoch nicht weiter schlimm, denn der Fortschritt wird dadurch nicht gebremst, sondern strukturiert und nur auf viele unterschiedliche Arten verteilt. Diese Spezialisierung ist mehr als sinnvoll. Wozu braucht eine Robbe Beine und ein Hund ein fünftes Bein oder sogar einen Fischschwanz? Die Fertigkeiten müssen passen und einander ergänzen. Die Evolution wird dadurch immer ungezwungener, vielschichtiger und interessanter.

Hingebung statt Ruchlosigkeit

Mit der diploiden Sexualität wurde die Entwicklung zum Vielzeller unvermeidbar. Die einfachsten Gegebenheiten führten hierzu. Die Zelle vermehrt sich. Ihre Klone breiten sich aus, stoßen gegen ein Hindernis, schichten sich übereinander und überwuchern die Sperre.

>< Aus der Sicht der asexuellen Vermehrung macht das gegenseitige Stützen keinen Sinn und findet im Wiederholungsfall keine Fortsetzung. Die zurückgebliebenen Zellen hinterlassen keine Nachkommen. Streber, die über Leichen gehen, werden wiederum bei erneuertem Auftreten der Umstände niemanden mehr vorfinden, der ihnen freiwillig den Vortritt gewährt. Die Einfaltspinsel wurden in den vorausgegangenen Auseinandersetzungen

eliminiert, ihre Gene auch. Jede neue Überwindung von Hindernissen verfestigt den Trend und macht das gegenseitige Vorlassen unwahrscheinlicher. Die Bildung eines Vereins aus nicht verwandten Lebewesen, von denen die einen auf das Stützen und Zurückbleiben, die anderen aufs Klettern spezialisiert sind, ist aus diesem Grund unmöglich. Bei asexuellen Arten haben nur solche Kooperationen Bestand, die allen Teilnehmern gleiche Vermehrungsraten bescheren. Die polymikrobiellen Gemeinschaften brachten es daher nie weiter als bis zu amorphen Biofilmen.

>> Bei der sexuellen Fortpflanzung erhöht das „altruistische“ Zurückbleiben eines Teils der Klone die Aussichten der Stammzelle bei der Partnersuche und Zeugung. Fähigkeiten zur Zurückhaltung, zum Vorlassen, zur Aufopferung, zur Differenzierung, die hierzu dienlich waren, bleiben nach dem Überwinden der Hindernisse im Genom bestehen und finden somit bei der nächsten Zeugung bessere Voraussetzungen für den Fortpflanzungserfolg. Jede Überwindung von Hindernissen, die später zu einer Zeugung führt, fördert somit in den Nachkommen sowohl Selbstlosigkeit wie Wagnis. Bei der nächsten Paarung kommen vor allem Individuen zusammen, deren Vorfahren, wenn auch abweichende, so doch praktikable Erstürmungsstrategien von Hürden erprobten. Damit eröffnet die Sexualität einen sich fortwährend beschleunigenden Vorgang des sich Hinausstreckens und über sich Hinauswachsens. Alle sexuellen Organismen sind daher unvermeidlich die zum Neuen übergehende eben „Überkreaturen“ und nicht nur der Nitzsches „Übermensch“, den er als eine Übergangslösung betrachtete. Weder Nietzsche noch die Evolution hatte Übermächtiges im Sinn. Dennoch ist ein Streben zum Höheren und Großartigen unverkennbar.

Mehrzellige Riesen wie die gelbe Haarqualle (36 Meter), der Blauwal (33 Meter) oder Mammutbäume (140 Meter), Wälder aus

Pflanzenablegern des Pandobaums (43,6 Hektar), Termitenstaaten und Bienenvölker illustrieren einzelne Erfolge und den Zwischenstand dieser fortwährenden Strategie.

Sehnsucht nach Ewigem

>< Die asexuelle Vermehrung ist ein verbissenes Wettrennen. Wer zuerst kommt und den Platz einnimmt, gewinnt. Eine kürzere Lebensdauer und größere Zahlen an Nachkommen sind von Vorteil. Ein Bakterium kann sich alle 20 Minuten (falls möglich) oder über einen Zeitraum von 1000 Jahren (wenn schwer bzw. nicht anders möglich) teilen. Die Lebensdauer ist ein Kompromiss zwischen Umständen und Fähigkeiten. Verlängerungen des Vermehrungszyklus sind unerwünscht und finden nur wenn (aus Mangel an Ressourcen) unvermeidbar statt.

>> Bei der Sexualität ist es umgekehrt. Entscheidend für die Zeugung ist der Aufwand, den man betreibt, die Zeit, die man zum Wachsen, Aufrichten und Einrichten der Freiheitsräume, zur Partnerwahl und zum Ausbau von Partnerbeziehungen aufbringt. Die Bestandsdauer wird zum wertvollsten Gut.

Obwohl das individuelle Leben den Anspruch auf Ewigkeit nicht erfüllen kann, ist die Vermehrung der diploiden Stammzelle auf die Dauer ausgerichtet, die erforderlich ist, um alle Aufgaben zu erledigen und weicht davon nur gezwungenermaßen ab. Der Erfolg der Evolution äußert sich in größerer Lebensdauer, Körpergröße und Freiheitsräumen einer Art.

Eine Fruchtliege lebt einen Monat, eine Ratte – zwei Jahre; ein Blauwal hundert Jahre, ein Mammutbaum bis zur 5 000 Jahre. Entsprechend grösser sind auch die Lebensräume, die diese Arten jeweils beherrschen.

Sexempfindlichkeiten

In einer deutschen Fassung der Komödie „Extrablatt“ von Billy Wilder ruft ein Psychoanalytiker (der die Psyche eines zur Hinrichtung verurteilten „Kommunisten“ untersuchte und dabei versehentlich einen Streifschuss am Bauch abbekam) voller Verzweiflung aus: „Er hat mir furchtbare Schmerzen bereitet. Nicht einmal regelmäßig onaniert hat er in seinem Leben!!“ – Andere Probleme als eine missratene Psychoanalyse hatte der Psychiater wohl nicht.

Tatsächlich, seit es Aufzeichnungen gibt, gehen Menschen mit sexuellen Themen äußerst irrational und empfindsam um. Sigmund Freud hat daraus auf ein Unterbewusstsein geschlossen, das den Menschen lenkt, wenn er sich mit den Themen nicht bewusst auseinandersetzt. Freud begründete damit eine Psychoanalyse, die bis heute in schmutziger Unterwäsche wühlt.

Welcher ist aber der richtige Umgang mit der Geschlechtlichkeit? So sehr die Moralisten sich auch anstrengten, etwas Gescheites wurde daraus bisher nicht. Ein Extrem jagt das nächste. Jede Zeit findet ihre eigenen Antworten und schlägt in radikale Bewegungen um. „Me too“ ist der letzte Schrei einer öffentlichen Debatte. Der Verstand rebellierte vor den sich türmenden Ungereimtheiten von Sexempfindlichkeiten. Am liebsten würde man die Diskriminierung einer Geschlechtlichkeit, in welcher Form auch immer, abschaffen. Dann verschwänden alle Ungereimtheiten von selbst. Transgenderrecht, „Bereinigung“ der Sprache von Gender-Wörtern (Eltern 1 und 2 statt Mutter und Vater, Partner statt Mann und Frau), Anhängen an allen Menschen-Bezeichnungen von -er/in werden per Dekret eingeführt. Nicht nur Worte auch Genderunterschiede selbst werden für diskriminierend erklärt und sollten durch entsprechende kulturelle, administrative und chirurgische

Eingriffe korrigiert werden. Damit nicht genug. Die Erwachsenen werden angefeindet, verleumdet und strafrechtlich verfolgt, wenn sie sich zu ihrer Geschlechtlichkeit bekennen. Die unreifen kleinen Geister in Kitas und Schulen werden beeinflusst ihrer Geschlechtlichkeit abzuschwören, noch bevor sie diese erleben und kennenlernen konnten. Nur das Gleichgeschlechtliche zählt. Es lebe die Nivellierung!

Trennung in Geschlechter soll diskriminierend sein? Woher diese Militanz in der Öffentlichkeit und Presse?

Je länger ein Verhalten zu dem Erfolg des Lebens beiträgt, desto tiefer sind seine emotionalen Einbindungen. Der Egoismus war das ursprünglichste aller Durchsetzungs-Rezepte und ist mindestens vier Milliarden Jahre alt. Sexuelle Kreuzungen individueller Lebensläufe kamen vor etwa 1.5 Milliarden Jahren hinzu und führten zum Vielzeller (vor 700 Millionen Jahren). Aus der Familie und Kinderpflege entstand die Kultur (etwa vor 20 Millionen Jahren). Mit der menschlichen Sprache kam das Bewusste (vor 1 Million Jahren) und mit der Schrift das Geistige (vor ca. 3-6 tausend Jahren) hinzu. Die biologischen Wurzeln vom Egoismus sind demzufolge viel tiefer als die vom Eros. Der Eros ist wiederum bodenständiger als die Kultur. Bewusstsein und Geist hatten dagegen kaum Zeit, sich in der Körperlichkeit breitzumachen. Bleibt der Geist hilflos-infantil, wird er sich nicht gegen die Gebote der Kultur durchsetzen. Ist die Kultur unterentwickelt, vermag sie den Eros nicht zu bändigen. Bringt der Eros nichts Sinnvolles zu Wege, hat er keine Chance gegen den Egoismus.

Jeder Mensch, jede Zivilisation, jedes Stadium der Evolution ist ein Mosaik dieser Regungen und ihrer Gegengewichte. Sobald einzelne Motive in Konflikt geraten und gegeneinander gerichtet sind, werden die Folgen zahlreich und schmerzhaft. Mitunter kommen dabei peinliche und abstoßende Eigenschaften zu Tage,

die alle bestürzen. Der Mensch tut regelmäßig Dinge, die sein Geist, das Gewissen, seine Kulturgebote ekelerregend finden. An sich ist er voll dagegen und begeht diese dennoch, und das immer wieder und wieder. Unfähig sich den Zwängen der Triebe zu widersetzen, versteckt er diese vor sich selbst (in seinem Unterbewusstsein), vor der Öffentlichkeit (in einer zur Schau getragenen Redlichkeit und pseudomoralischen Theorien), vor seinen Nächsten, liebenden Kindern und dem Partner. (Mit unzähligen kleinen und großen Lügen, angefangen von kinderbringenden Störchen und Behauptungen „alles sei anders als es aussieht!“) Das einzige Offenbarungsfenster bietet dabei die Intimität. Aber auch diese ist hoch selektiv und jeder Zeit bereit, sich abzuschotten.

In einem hatte Sigmund Freud recht. Wenn man nicht weiß, worum es bei Ego, Eros, der Kultur, dem Bewusstsein und Geist geht, wird man von deren angeborenen Weisungen immer wieder in die Defensive gedrängt, und tut Dinge gegen den eigenen Willen und ohne zu verstehen warum.

C'est la vie! Was soll's.

Wozu Geschlechter?

Für die Einen ist das Geschlecht ein ewiger Freudenbrunnen, für Andere ein Unglücksborn. Trennung in Geschlechter hat jedoch weder mit den Launen der Lust noch den Schikanen der Last zu tun. Sie ist eine ideale Lösung: einfach und wirksam.

Geschlechtsmerkmale verhindern die Fusion von Keimzellen gleicher Abstammung untereinander sowohl im Körper der Eltern (Eierstöcke, Hoden) wie auch nach der Freisetzung zwecks Vermischung (die örtliche Nähe provoziert Keimzellen gerade hierzu) und zwingen diese, das Gegengeschlecht zu suchen.

Eine „Kreuzung“ unter Gleichen, statt entfernter Verwandte zu suchen, kann die Gene der Kinder neu ordnen,

Erfahrungsaustausch und eine Erweiterung blieben jedoch aus. Dank Trennung in Geschlechter bilden männliche Organismen jedoch ausschließlich männliche, weibliche Organismen ausschließlich weibliche Keimzellen. Die Keimzellen des gleichen Geschlechtes können nicht miteinander fusionieren. Sie bedürfen eines fremden Geschlechts, um eine neue vermehrungsfähige Stammzelle zu bilden.

Homo/trans und andere

Die Trennung in Geschlechter erzwingt die Suche eines Partners, halbiert jedoch die Anzahl der Prätendenten. Bei hoher Populationsdichte ist dies ohne Belang. Was aber, wenn sich die Partner in einer Einöde (unbewohnte Insel) befinden und einander gar nicht treffen? Was, wenn der Zufall krasse Disproportionen der Geschlechter herbeiführt oder gar nur Partner eines einzigen Geschlechts übriglässt? Es gibt tödliche Krankheiten, die nur ein Geschlecht betreffen.

Für solche Situationen wurden die Regeln der Geschlechterteilung in der Evolution gelockert. Bei Pionierpflanzen, die regelmäßig einzeln in wüste Regionen vordringen, ist die Selbstbestäubung als Alternative zulässig. Viele Pflanzen können zeitgleich beide Geschlechtsorgane ausbilden. Wechsel des Geschlechtes kommt auch bei Tierarten vor, bei denen Disproportionen in der Verteilung der Geschlechter öfter vorkommen. Diese nachträgliche Änderung des Elterngeschlechts ist nicht prinzipiell. Solange Keimzellen eines Partners dem gleichen Geschlecht entsprechen, können sie sich untereinander nicht paaren.

Besonders zu Beginn der Evolution, als die Erde dünn besiedelt war, war die Fähigkeit zur Änderung des Geschlechts unverzichtbar und weit verbreitet. Viele Pflanzen, Fische und selbst Reptilienarten können bis heute ihr Geschlecht wechseln. Beim

Menschen und generell bei Säugetieren ist diese Fähigkeit komplett abgeschafft und kehrt lediglich als nutzloser Atavismus der Homosexualität wieder.

„Me too“

Verglichen mit dem Egoismus ist die Sexualität recht jung. Zu den Anfängen der Evolution musste sich die Gegenseitigkeit miteinander aufzwingen, um überhaupt stattzufinden. Als Vorläufer einer solchen erzwungenen Liebe sind wahrscheinlich noch die vorsexuellen Plasmide und Virusübertragungen zu sehen. Sie dringen als Infektionen gewaltsam in Organismen ein, bringen aber neben der Krankheit mitunter nützliche Anweisungen zu Antibiotika- und anderen Resistenzen mit.

Je weiter die Entstehung von Arten zurück liegt, desto größer ist die Rolle, die Gewalt in ihrem sexuellen Leben spielt. Die meisten Insektenarten sind sehr alt. Das Skorpion-Männchen sticht das Weibchen mit seinem Giftstachel, um sich dieses zu bewältigen und lebend davon zu kommen. Wenn auch weniger rabiat ist das Erzwingen von Sex bzw. die Nötigung zur „Liebe“ bis hin zu den Säugetieren verfolgbare. Bilder hierfür (bei Delfinen, Schafen, Fledermäusen und Menschen) findet man im Internet und in der Boulevardpresse reichlich.

Promiskuität

Die statistische Wahrscheinlichkeit einer Bereicherung durch fremde Erfahrungen steigt mit der Partnerzahl. Die Qualität sinkt zwar dabei, nur ist es nicht leicht, das optimale Verhältnis zu finden. Je kürzer das individuelle Leben und kleiner das Territorium, desto größer die Rolle, die dem Zufall zukommt. Bei einigen Insekten wurde das Sperma-Reservoir des Weibchens sogar anatomisch so angelegt, dass es den Samen mehrerer Männchen aufnehmen kann, bevor es der Besamung dienen wird.

Eine junge Bienenkönigin fliegt nach Verlassen ihres Stocks zu einem Sammelplatz, über dem mehrere tausend paarungsbereite Honigdrohnen summen. Etwa zwölf von diesen Tausenden werden zum Zug kommen. Die anderen fliegen weiter.

Die Promiskuität ist und bleibt aber bei sehr vielen Arten häufig und bedarf keiner Illustrationen.

Sicherung der Brut

Treue ist eine relativ neue Entwicklung in der Evolution und hängt mit der Kinderpflege zusammen. Beim Menschen waren Treue und Kinderpflege die Wegbereiter einer Kultur. Davor wurden viele andere Mittel zur Bevorzugung der eigenen Brut ausprobiert und verwendet. Sie alle waren primitiv und ungeeignet zur gezielten Förderung, boten aber bessere Bedingungen zum Aufkommen des Nachwuchses und finden selbst im menschlichen Verhalten und Instinkten ein lebhaftes Erinnerungs-Echo.

Der programmierte Tod ist zwar vor allem bei Pflanzen bekannt, doch auch Tiere opfern sich oft für ihre leiblichen Kinder, töten darüber mitunter die fremde Brut, um die eigene zu bevorteilen. Besonders an den unteren Stufen der Evolution kann Eifersucht rabiate Formen annehmen. Nicht nur fremde Kinder, sondern auch die eigenen Partner werden einbezogen. Die Sonnenanbeterin sowie einige Spinnenarten töten und fressen ihre Partner auf. Noch nekrophiler lassen sich Seitensprünge kaum verhindern, wenn man von Filmen wie „Basic instinct“ absieht, die auf ein ähnliches Verhalten beim Mensch anspielen.

—

TEIL III

LEIB und SINN(E)

Epikur und Stoa sind zwei der ausdrucksstärksten Lehren zum Lebenssinn. Sie haben seit der Antike ihre Anziehung behalten. Beide stellen den Geist dem Körper gegenüber.

Während Epikureer auf die körperlichen Freuden und Gesundheit setzen, betont die Stoa den Vorrang des Verstands und Verachtung des Leiblichen.

Das Verhältnis beider Lehren zueinander spricht Bände. Äußerlich streitsüchtig und unerbittlich zueinander, schrieben deren Anhänger unverhohlen von der Gegenseite ab. Und es ging, es passte! Die Schulen kämpften. Das Leben ging weiter, gleichgültig gegenüber dem Zank. Vielleicht, weil die Wahrheit ganz woanders lag. Klar bestimmt Bauchweh das Denken. Sowohl das Flattern von Schmetterlingen als auch Blähungen darin lenken Gedanken. Sobald man jedoch abwägt, ob etwas erstrebenswert wäre, weil es genehm oder unangenehm, einfach oder spitzfindig ist, hat man das Eigentliche – den Sinn – aus den Augen verloren. Lust und Schmerz – sind Urteile der Evolution. Eingebung und Einbildung sind Urteile der Kognition. Wozu diese gegeneinander ausspielen? Sie alle sind unentbehrlich!

Glückseligkeit, Ekstase, Freude, Schmerz, Kälte, Hitze, Hunger, Durst, Angst, Verzweiflung, Enthaltbarkeit, Unerschütterlichkeit, Leidenschaftslosigkeit, Höhen und Tiefen des Verstands sind vorübergehende Umstände auf dem Pfad zum Sinnvollen. Voraussicht bahnt ihren Weg. Angenehmes und Unangenehmes stecken Grenzen der jeweiligen Belastbarkeit ab. Das Ermüdende, Zehrende, Schmerzhaftes und deren Gegenteil sind keine Eigenheiten, sondern Quittungen. Mit dem richtigen Werkzeug und passenden Handschuhen lässt sich selbst glühendes Eisen problemlos

anfassen. Vieles scheint schwer, leidvoll und ist in Wirklichkeit dennoch erfreulich leicht. Man müsste nur wissen wie! Kälte ist mit dem Leben unvereinbar. Wir hüllen uns in bequeme Kleider, bauen wohnliche Häuser. Die Nacht macht uns blind. Wir schalten Licht an. Die Schwerkraft drückt uns zu Boden. Wir richten uns auf, bauen Flugmaschinen und heben ab zu den Sternen. Als bald wir die Naturgewalten beherrschen, tritt die Not zurück und wir erfreuen uns an den tanzenden Windungen einer sprungbereiten Giftschlange (im Terrarium), dem klirrenden Glitzern des antarktischen Eises (hinter dem Fenster einer polaren Station). Gebannt betrachten wir das Fließen glühender Lava, die kalten Farben des Andromedanebels und die Schönheit der Super Nova Explosion (aus der sicheren Ferne). Die Zukunft eröffnet sich uns nach und nach von ungeahnter Seite in unvorstellbarer Schönheit. Sinne beschere uns dann diese Erlebnisse ohne jegliche Anstrengung oder Leid.

GEFÜHLSKULTUR

Wie schlecht kennen wir uns selbst! Streicht man mit der Hand über den eigenen Rücken oder die Unterschenkel, so werden wir Stellen gewahr, die zwar uns gehören, sich gewöhnlich jedoch durch nichts verraten. Muss uns denn jemand erst gegen das Schienbein treten, bevor wir merken, dass es dieses gibt?

Die Selbstlosigkeit, mit der der Körper uns dient, lässt ihn oft vergessen. Im Alltag konzentrieren wir uns allein auf die Außenwelt und beachten den Körper erst, wenn dieser versagt. Ganz im Unrecht ist man dabei nicht. Wozu sich in Dinge einmischen, die perfekt ablaufen? Doch tun sie das? Ist das, was der Körper uns bietet, alles, wozu er fähig ist?

Eben nicht. Der Körper tut, was von ihm gefordert wird. Die nicht abgefragten Eigenschaften bleiben stumm, die nicht ausgelasteten

Anlagen verkümmern. Der Verfall geht zuweilen sehr schnell vonstatten. Nach wenigen Wochen der Schwerelosigkeit müssen Kosmonauten aus dem Raumschiff getragen werden. Sie können nach der Landung weder stehen noch laufen. Um diese Auswirkungen abzufedern, trainiert die Besatzung im Kosmos stets ihre Muskeln und kann dennoch ihren Verfall nicht verhindern. Ähnliches widerfuhr der Menschheit, bevor sie sich zu den Sternen aufmachte.

Solange das Leben unserer Vorfahren ein einziges Muss war, war Körperkultur überflüssig. Der Alltag bot genug Anlässe für die Auslastung und keine Zeit für Ausschweifungen. Die Hochkulturen brachten der Aristokratie Reichtum und Freizeit im Überfluss. Die Schwerelosigkeit des Wohlstands mündete in Dekadenz und körperlichem Verfall der Eliten. Überlebt haben Staatsstädte, die sich gegenseitig bekämpften, deren Führung streitsüchtig war und ihre Zeit mit Kriegen verbrachte. Als Gegenmittel des Verfalls erfand man darüber hinaus die Gymnastik. Gymnastik stoppte den Verfall und offenbarte ungeahnte Fähigkeiten. Die Verwunderung war groß, als man sah, was bei gezielter Körperförderung erreichbar war. Die Athleten überboten einander. Manche Leistungen der Turniere schienen göttlich. Damals währte man die Götter am Olymp, einer Bergspitze, daher die Olympiade als Bezeichnung. Wozu jedoch der Einzelne fähig ist, steckt in jedem als Möglichkeit verborgen.

Mensch erkenne dich selbst, finde heraus, wozu du fähig bist, schrieb man auf die Eintrittspforten von Gymnasien. Verstanden hat man damals unter Gymnasien etwas anderes als heute und zwar körperliche Übungen pur. Die Geisteswissenschaften, auf die man heute die Akzente setzt, dienten als Beilage. *Im gesunden Körper – ein gesunder Geist* – setzte man voraus.

Laufen, schwimmen, springen, tanzen, turnen, sich stretchen,

Bäder, Diäten, Überlebens- und Extremsportarten erfreuen sich seit dieser Zeit einer wachsenden Verbreitung. Die Gegenwart ist ohne Körperkultur undenkbar. Gefühle und Triebe sind ausgenommen. Was man in dieser Richtung tut, kommt nicht über Eigendarstellung hinaus. Der Grund ist einfach. Der Körperkultur genügt es, ihre Freizeit dem Wettstreit zu widmen. Zur gezielten Pflege des Gefühlslebens müsste man seinen Lebenswandel umkrempeln. Dazu ist man selten bereit. Dabei bedürfen Gefühle und Triebe viel dringender einer Zuwendung als es Zahn-, Nagel- oder Muskelpflege tun. Kann man das überhaupt?

Anatomie der Gefühle

Wie lenkt man die uns lenkenden Triebe, wenn man zugleich ihrer Lenkung unterworfen ist?

– Auf die gleiche Weise wie man seinen Körper lenkt.

Darf man sich in ihre Automatismen einmischen?

– Man soll es sogar!

Triebe sind biologisch vorgefertigte Werkzeuge der Zweckmäßigkeit. Dort, wo der Mensch über seine biologische Vorbestimmung hinauswächst, muss er sich seinen Empfindungen stellen. Ohne ihre Kontrolle und gezielte Anpassung ist kein Fortschritt möglich. So stark sind die Triebe doch nicht. Gefühle, wenn auch überwältigend in ihrer Wirkung, stützen ihre Macht auf banale Mittel. Die Ehrfurcht vor ihrer Allmacht ist dahin, sobald man einen Blick hinter die Kulissen wagt und die schäbigen Requisiten vom Hokus-Pokus betrachtet. Findet man heraus, auf welchen primitiven Kniffen die erstaunlichen Effekte unserer stärksten Emotionen beruhen, so fällt es bedeutend leichter, diese zu kontrollieren. Betrachten auch wir etwas genauer die einzelnen „Zaubertricks“, mit denen die Triebe uns so sehr beeindrucken.

Vorschuss

Ein wichtiger Bestandteil eines jeden Empfindens ist der emotionale Vorschuss. Der Vorgang ist grundlegend. Essen tankt Energie. Der Antrieb des Hungers steuert das komplexe Verhalten der Nahrungsaufnahme. Der Hunger kommt allerdings lange vor dem auftretenden Energiemangel und eine Sättigung bringt keinen unmittelbaren Energiegewinn. Mehr noch, nach dem Füllen des Magens beginnt erst die eigentliche Arbeit. Die Nahrung wird mit Verdauungssäften vermischt, hin und her geschoben, in Moleküle gespalten, an Trägersubstanzen gebunden, über die Blutbahn zu den Endzellen transportiert, aufgenommen, umgewandelt, weitergeschickt. Das alles ist kräfteraubend, muss gedeckt werden. Essen ist, gemessen am Aufwand, kein Energiezapfen, sondern zunächst schwere Arbeit. Positiv wird die Energiebilanz erst Stunden nach der Nahrungsaufnahme. Die Freuden am Essen setzen aber sofort ein. Woher kommt das Positive, wenn die tatsächliche Rechnung klar in das Negative abrutscht?

Die Gaumenfreuden (wie übrigens alle anderen auch) sind emotionale Bestechungen, damit man weiterhin bereitwillig die Mühen auf sich nimmt. Die Mittel zur Bestechung entnimmt der Körper anderen, im Augenblick weniger wichtigen Regungen. Die Reserven werden geplündert in der Gewissheit, die Schulden bald wieder gewinnbringend auffüllen zu können.

Trotz Wonne der Sättigung machen sich nach dem Essen generell Schwere und Müdigkeit im Körper breit, werden aber nicht als weiter schlimm empfunden. Lust überdeckt die Einbußen, wenn auch die reale Leistungsfähigkeit dabei zeitweilig und zuweilen sehr stark sinkt.

Alle Gefühle sind ähnlich aufgebaut. Sie sind keine Quittungen, sondern Vorschüsse auf Erwartungen, die weder eintreffen noch

erfüllt werden müssen. Der Mensch erkannte diese zeitliche Abweichung früh, nutzte aber das Wissen darüber bisher eher zu seinem Nachteil.

Diogenes onanierte offen vor dem Tempel und wurde von einem Passanten beschämt. „Heuchler!“ – entgegnete Diogenes, – „Könntest du Hunger durch Streichen des Bauches stillen, würdest du den ganzen Tag über nichts anderes tun.“ Diogenes griff der Zeit voraus. Was damals undenkbar war, ist heute allgegenwärtig. Wir nehmen es nicht einmal als etwas Besonderes wahr.

Empfindungen für Geschmack, Form, Geruch, Beschaffenheit dienen in der Biologie zum sich Zurechtfinden. Was ist wichtig, was ist belanglos? Alles lässt sich nicht analysieren. Für vieles hat die Evolution kein organisches Messinstrument entwickelt. In Ermangelung exakter Analysemöglichkeiten hat das Leben wenige Substanzen, die es bestimmen kann, mit dem Wert der Produkte assoziiert. Trifft das Lebewesen auf diese Substanzen, so kann es relativ sicher über den gesamten Inhalt sein, da diese Stoffe in den Naturprodukten nur in bestimmten Kombinationen vorliegen. Angenehm oder unangenehm, süß oder bitter steuern dann Lebewesen auf das Wertvolle oder weg vom Schädlichen.

Die Fortschritte der Chemie ermöglichten es, „Signalsubstanzen“ aus den komplexen Naturprodukten zu isolieren und beliebig zusammensetzen. Heute stellen wir Fabrikate her, die besser als die „biologischen“ aussehen, riechen, schmecken und sich anfühlen, in Wirklichkeit aber nicht einmal Lebensmittel sind, sondern aus „Knete“ mit an sich nutzlosen Signalstoffen bestehen. Der Umstand, dass in Kaufhallen immer noch Genießbares angeboten wird, liegt nicht an den Vorlieben unserer Geschmackssinne für die „natürlichen“ Bio-Produkte, sondern an den Behörden, die mit Laborkontrollen darauf achten, dass dort Brauchbares ankommt und minimalen Anforderungen entspricht.

Die Menschheit hat reichlich Lehrgeld für Austauschprodukte der Empfindungen bezahlt und wurde skeptisch. Skorbut, Beri-Beri, Rachitis, Fett- und Drogensucht basieren auf den Surrogaten des Erscheinens und Wirkens. Epidemien von selfmade Krankheiten befallen die Menschheit regelmäßig und, seit dem Aufkommen der Industrie und „organischen“ Chemie, mit steigender Häufigkeit. Die gesundheitlichen Unkosten bremsen, halten aber den Siegeszug der Simulationsstoffe und -verfahren nicht auf. Immer mehr Substanzen werden entdeckt und dem Alltag zugefügt. Immer breiter wird die Liste der Empfindungsimitate, immer unüberschaubarer die Folgen. Käufer wie Hersteller sind im Streben zum Angenehmen vereint. Nicht nur Lebensmittel sind betroffen. Hologramme, Ton und Bild kommen der Realitätserscheinung immer näher und machen selbst die komplexen Raum-Zeit-Wahrnehmungen frei wählbar. Das Virtuelle verdrängt zunehmend das Tatsächliche aus dem Alltag.

Eine merkwürdige Situation entsteht. Empfindungen sollen unser Wollen auf die Merkmale des biologisch Wertvollen lenken. Unser Können ist jedoch frei, darüber zu bestimmen, was sich süß, wohlriechend, sanft, sexy oder farbenfroh präsentiert, gelöst von jedem daran gebundenen Wert. Dort, wo alles möglich ist, ist nichts wirklich und schon gar nicht nützlich. Die Folgen davon sind Selbstbefriedigung und Sucht: Essen ohne Hunger, Arbeit ohne Ziel, Reden ohne Mitteilungsbedürfnis, Lesen ohne Neugier, Lust ohne Freuden, Rausch ohne Erfolg, Sex ohne Liebe.

Selbstbefriedigung ist Verzicht auf das reale Erleben zu Gunsten der Imitation. Sucht ist die Unfähigkeit, auf die Imitation zu verzichten.

Empfindungen lassen sich vortäuschen, ihr Sinn nicht. Man kann über den Sinn in jedem einzelnen Fall streiten, doch besteht dieser in der schlichten Forderung, dass jede unserer Handlungen ein

Schritt zur Vervollkommnung sein soll und nicht umgekehrt. Folgt man dem richtigen Weg, so werden Gefühle tiefer und differenzierter, kommt man von ihm ab, verfallen die emotionalen Vorauszahlungen der Reize.

Warum greift man zur Imitation auch dann, wenn man ihre Leere erkennt? Der Vorschüsse des Angenehmen wegen. Mit anderen Worten, weil es Freude macht. Vorschüsse, denen keine Gewinne folgen, zerstören sich selbst. Mancher Verfall geht schneller, ein anderer langsamer. Die ausbleibende Erfüllung macht Wiedersehensfreuden schal, kehrt sich in Abstoßung um. Theoretisch müsste man irgendwann aufhören, chemisch „aufgewertete Watte“ zu kauen. In der Tat, man verlässt Reize, die keine Freuden mehr bringen, verharrt aber bei der Ausrichtung auf das „an sich Vergnügliche“. Die Biologie bietet hierfür zu viele Anreize und eine zu kurze Lebenszeit. Gleich wie ausgelaugt man auch ist, meist bleiben immer noch ein paar unausgereizte Regungen übrig. Auf der Jagd nach Angenehmem wird alles ausprobiert, was die biologische Evolution zur Motivation je zu bieten hatte: Masochismus, Sadismus, Pädo- und Nekrophilie – Hauptsache, vom Individuum noch nicht benutzt und nicht verbraucht, Hauptsache in irgendwelchen Zellen und Genen vorhanden. Ja, diese Wallungen sind abartig (warum hat man sie sonst abgelegt), sie sind schwächer oder sogar zerstörerischer (als Drogen), aber sie können immer noch anregend wirken.

Schwärmerische, romantische und mitfühlende Jugendliche entwickeln sich zu Monstern. Was der junge, sich entfaltende Körper für eine abstoßende Perversion hält (er hat reichlich Besseres zum Ausleben), nutzt die Selbstbefriedigung zum emotionalen Aufputzen der erschlafften Körperlichkeit. Da all das schrumpft, was noch einen Reiz allein des Anreizes wegen darstellt, ist der Wandel von naiver Verträumtheit zu einer garstigen, Ekel erregenden

Grausamkeit vorgezeichnet. Glücklicherweise brauchen solche Transformationen besondere Umstände und anhaltende Straflösigkeit, sonst wären wir „Jack the Ripper“ oder Henry Howard Holmes öfter begegnet.

Das Leben von Baron de Rais ist detailliert beschrieben. Er war ein feinfühligler Kunst- und Buchliebhaber mit gesteigertem Gefühl für Gerechtigkeit. Darüber hinaus war er ein Ritter im höheren Sinne dieses Wortes – Wegbegleiter und Kampfgenosse von Jeanne d`Arc. Sein Umbruch kam mit der Erschütterung über den grausamen Tod seines Idols auf dem Scheiterhaufen. Nach dem Rückzug aus dem Krieg in sein Familienschloss entwickelte er sich zum realen Protagonisten des Blaubarts (einer Figur des Gruselmärchens) und wurde zum Künstler des Todes. Er entführte in der Gegend junge schöne Menschen und folterte diese in seinem Schlosskeller qualvoll zu Tode. Eine solche Umwandlung (zusätzlich zu Muttermord, Sex- und Drogenorgien) wurde auch Kaiser Nero zugeschrieben, allerdings sind die Zeugnisse und Dokumente darüber durch politische Interessen stärker verzerrt.

Raffgier

*Sie haben so viele Kühlschränke gewonnen,
wie sie wegtragen können.*

Raffgier ist allgegenwärtiger als man denkt und versteckt sich oft hinter Vorgängen, die wir nicht als solche einstufen. Der Gehalt an leicht verdaulichen, energiebeladenen Zuckern und Fetten dient dem Körper als Maß der Vollwertigkeit von Lebensmitteln. Produkte mit höherem Zucker- und Fettgehalt werden begehrt. Vitamine, Mineralien und übrige Wertstoffe sind vorausgesetzt. Obwohl Vitamine lebensnotwendig sind, wird ihre Anwesenheit im Essbaren von der Körperlichkeit nicht weiter beachtet. Rezeptoren und Empfindungen fehlen hierfür. Sie wurden nicht entwickelt, da

aufwendig und weil Vitamine normalerweise stetige Begleiter von fett- und zuckerhaltigen Produkten sind.

Ballaststoffe sind für die Verwertung von niedrigem Wert. Die Wahrnehmung ihrer Gesamtmenge wird dennoch angestrebt und ist gut entwickelt. Der Grund ist folgender: Zucker, Fett, Alkohol sind spärlich vorhanden, während schwerverdauliche Energieträger und Ballaststoffe gleichmäßig bis reichlich in den Nahrungsmitteln verteilt sind. Die ersten symbolisieren Wertigkeiten (Freuden), die letzten die Lasten für die Verdauung (Sättigungsdruck). Die Lust ist auf Zucker und Fett gerichtet und von Gier angefeuert. Begrenzungen ihrer Aufnahme sind nicht vorgesehen, da diese Zulagen in der Natur nicht im Übermaß anzutreffen sind. Die Sättigung dagegen zählt schwer verdauliche Stoffe sehr genau, und meldet sich rechtzeitig mit Ungemach und Schwere, damit der Vorgang der Verdauung nicht überlastet wird. Normalerweise kommt der Körper mit diesen zwei Parametern perfekt zurecht. In der Wildbahn stößt jede Besitzerweiterung an die Grenzen der Verwertbarkeit lange bevor es zu Überspannungs-Schäden kommt. Die Wirkung der Reize wird durch Gegengewichte der Sättigung ausgeglichen. Das Treiben hört auf, man hat genug.

Anders kommt es, wenn man sich willkürlich in die Bewertung einmischt und das Zusammenspiel der Gegengewichte einseitig verändert. Die künstliche Zugabe von Zucker, Fett und Alkohol zu den Lebensmitteln steigert die Gaumenfreuden über das übliche Maß hinaus, bringt jedoch keinen Gewinn im Hinblick auf Vitamine bzw. Spurenelemente und verhindert eine Sättigung, da die sonst stets begleitenden Ballaststoffe fehlen (oder unter der wahrnehmbaren Grenze liegen). Eine Kuh am Weizentrog frisst sich tot, wird nicht satt und kann dennoch nicht aufhören. Die Kuh lebt normalerweise vom kalorienarmen Gras. Weizenfelder kamen in ihrer Evolution nicht vor. Ihre Sinne sind auf eine solche Situation

nicht vorbereitet. Die Begegnung endet tödlich. Beim Menschen ist der Brechreflex leichter auszulösen als bei einer Kuh. Und so wurden früher viele Festlichkeiten von der Antike bis zum Mittelalter durch Austreten zum Brechen unterbrochen, um anschließend zur Festtafel, zurück zu kehren.

Jedes biologische Streben ist durch Gegengewichte der Freuden und Lasten ausgewogen. Die Zivilisation trennt den Besitz vom Aufwand des Ergreifens und eliminiert biologische Sperren zum Abschluss des Triebes. Raffgier ist eine solche Überreizung des Genuss- und Besitzstrebens jenseits der Zweckmäßigkeit. Raffgier schießt über das Sinnvolle hinaus, macht krank und befriedigt dennoch nicht.

Versuchungen

Ein Zauberer materialisierte sich aus dem Nichts und sagte: Ich werde drei deiner beliebigen Wünsche erfüllen, wenn du eine Minute lang nicht an ein Krokodil denkst. Die Zeit verging, der Zauberer löste sich hämisch lächelnd in Luft auf.

Versuchung ist ein großartiges Versprechen, das an Bedingungen geknüpft ist, die nicht erfüllbar sind, obwohl sie bestechend leicht erscheinen. Oft erkennt man die Vergeblichkeit. Warum fällt es dennoch so schwer, den Versuchungen zu widerstehen? Noch vor wenigen Minuten war man dem Sinnvollen zugetan, dann taucht eine Versuchung auf. Man glaubt im Vorbeigehen zu sehen, wie eine Tür in der Wand kurz aufspringt und zugeht. Dahinter liegt der Garten Eden. Geht man weiter ohne anzuhalten und hineinzuschauen, wie soll man dann erfahren, was hinter der Mauer liegt? Die Emotionen kochen hoch und machen das Denken schwer.

Ein Schüler, der ein nettes Mädchen traf, fragte Sokrates ob er jetzt schon heiraten oder zuerst philosophieren lernen sollte. Heirate – antwortete Sokrates, denn heiratest du oder nicht, bereuen wirst

du es in jedem Fall. Dann setzte er nachdenklich hinzu: Triffst du eine gute Frau, wirst du glücklich, triffst du eine schlechte, so wirst du ohnedies Philosoph, wer weiß schon, was das Bessere wäre. Versuchungen, die auf Unkenntnis basieren, kann man nicht anders überwinden, als deren Folgen kennenzulernen und sich dagegen zu wappnen. Besser ist es, wenn man die Prüfung kontrolliert gestaltet, daraus lernt und aufgeklärter, statt verbitterter wird. Richtig schwer ist es, wenn die Versuchung durch Aufputschen gestützt wird.

Aufputschen

Der einst verbrannte Verstand rät zur Vorsicht. Die Sinne dagegen flüstern. Eine Kostprobe, ein Abstecher, eine Ablenkung können wohl kaum schaden! Geht man jedoch auf die Versuchung ein, kostet man von den „verbotenen“ Reizen, so wird man mit körperlichen Regungen überflutet, die die abstrakten Vorsätze verdrängen. Dem Gedachten steht nunmehr der reale emotionale Vorschuss des Triebes gegenüber. Hormone, Mediatoren werden freigesetzt. Die Schale auf der Entscheidungswaage sinkt. Das Sinnliche überwiegt das Denkbare. Die Wahl zwischen dem Richtigen und Angenehmen wird schwer und erst wieder unbefangen, wenn die mitreißende Wirkung der Sinnlichkeit verfliegt.

Der angetrunkene Alkoholiker ist voller Reue, wenn er die Folgen seiner Sucht betrachtet. Er rennt die Türen von Krankenhäusern ein, fleht um Hilfe. Seine Aufrichtigkeit ist echt, genau wie seine Entschlossenheit, sich von der Sucht zu lösen. Doch nun schwindet der Alkohol aus seinem Blut. Mit dem Alkohol schwindet auch die den Körper aufrechterhaltende aufputschende Wirkung. Der tatsächliche Zustand wird voll wahrnehmbar und ist furchtbar. Die Speicher sind leer, die Kräfte fehlen und müssen erst mühevoll aufgebaut werden. Dreckiger kann es einem wohl kaum gehen.

Alle guten Vorsätze sind dahin. Es bleibt nur noch ein Gedanke übrig: Ein Königreich für einen Schnaps! Ohne fremde Hilfe und hartes Durchgreifen ist eine Heilung unmöglich.

Nach Wochen des Entzugs, sobald der Abstand zu dem Stoff mühevoll erreicht ist, und das Leben sich zu normalisieren beginnt, trifft der Abstinenzler auf einen Anlass. Eine leise Stimme flüstert im Vorgeschmack des Rausches: „Schau, die anderen nehmen das Zeug ohne Gefahr, du bist doch längst aus deiner Sucht heraus. Was ist schon dabei, wenn man sich eine Kleinigkeit genehmigt?“ Ein Schluck – und alles ist hin. Das Aufputzen setzt ein, betäubt die Sinne und trübt das Urteil. Ist der Verstand schwach, wird er gleichsam fortgefegt.

Rausch

Wallungen nutzen den Antrieb starker Regungen, um das Nörgeln Schwächerer zu übertönen. Je stärker der Trieb, desto unverwundbarer fühlt man sich in seinem Schatten. Menschen vollbringen im Schock Udenkbares. Die Mutter hebt das Auto, unter das ihr Kind gerät, Helden spüren auf der Höhe ihres Einsatzes weder Kälte noch Schmerz. Die Eintracht ist erzwungen. Wie viel Energie enthält eine Prise Kokain? Gar keine. Der Rausch gibt keine zusätzlichen Kräfte, sondern verfeuert bestehende.

Der Raucher, der sein Wohlbefinden mit der Zigarette steigert, der Fresssack, der dasselbe mit einem Sahnetörtchen tut, denkt nicht unmittelbar an die keuchende Lunge bzw. die schmerzende Bauchspeicheldrüse. Der Siegesrausch hebt ihn über die Warnungen einzelner Organe, peitsch an, trägt auf der Euphoriewelle des Vorschusses fort.

Alles hat seinen Preis. Die Schulden summieren sich und gehen in Schäden über. Der Rausch beseitigt die Probleme nicht, er verschiebt diese. Sich abgeschlagen, gelangweilt oder gar schlecht zu

fühlen, mag scheußlich sein – dieser Zustand weist uns aber ehrlich auf die bestehenden Gebrechen hin und hilft zugleich, darüber hinauszuwachsen.

Kapituliert nicht vor dem Schlechtsein, klammert es nicht aus, im Gegenteil nutzt es, lebt die Spannung aus, um stärker zu werden. Das Hoch des Rausches zeugt nicht von Stärke, sondern von der Geschwindigkeit, mit der die Kräfte verfallen. Je greller es aufblüht, desto weniger bleibt übrig. Messt euch an den tatsächlichen Freuden des Erfolges und nicht an den Flammen des Rausches, lernt, das eine von dem anderen zu unterscheiden.

Freuden wie Leiden sind unentbehrlich! Die Freuden sind wertvoller, gewiss. Das Unangenehme ist dafür mitunter wichtiger. Während Euphorie von Vorauszahlungen lebt und unnütz Kräfte verbraucht, sagt uns das Unwohlsein, was wir tatsächlich besitzen und weist daraufhin, was uns unnötig beschwert und am besten aufgegeben werden sollte.

Ungeduld

Der Körper hat jeweils multiple Aufgaben zu lösen. Man kann ohne größere Nachteile die Atmung anhalten, den Schlaf hinauschieben, das Trinken einstellen, aber eben nur für eine begrenzte, jedem Trieb eigene Zeit. Ungeduld passt auf, dass diese Zeit nicht überschritten wird. Je länger der Trieb dauert, ohne die Zielvorgaben zu treffen, desto schneidiger die Ungeduld. Mit dem Überschreiten des Unbedenklichkeitsfensters melden sich Ungemach und Schmerz und weisen darauf hin, dass die eingehenden Schulden in Verluste übergehen. Aufhören würde bedeuten, dass die bisherigen Mühen sinnlos waren. Um vermeintlich größere Verluste zu vermeiden, führt die Ungeduld paradoxerweise zur Verkrampfung statt zur Abkühlung, zu fanatischem, auf hier und sofort ausgerichtetes Aufbäumen. Kollaps, Enttäuschung,

Ohnmacht, Untätigkeit und hierdurch ein langsamer vorsichtiger Neuanfang sind die Folge.

Verzückung

Der Streit des Rausches mit der Ungeduld zehrt an der Substanz und muss ein Ende nehmen. Bei dem Misslingen des Triebes ist eine Enttäuschung erzieherisch erwünscht. Im Fall des Erfolges wäre das Tief der Erschöpfung verheerend. Die Klimax wirkt dem entgegen. Die Verzückung verbraucht alle für die konkurrierenden Triebe noch verbleibenden Reserven, damit nach dem Aufhören keine der davor zurückgestellten Regungen noch Kraft zum Quengeln hat. Der Wille klinkt sich aus, der Körper versinkt in eine Narkose angenehmer Schwere. Menschen kennen diese auspo- wernden Effekte der Verzückung und verfolgen ihre Unterneh- mungen bis zum Umfallen, um sich ein wenig Ruhe zu verschaf- fen.

Gefühlslenkung

Wie sehr man sich auch vorsieht und gute Vorsätze pflegt, es ist nicht zu vermeiden, dass man versehentlich einen Biss in den „Ap- fel“ der Versuchung tut. Sofort spürt man, wie das betörende Gift seinen Weg durch den Körper findet, sich ausbreitet und den Wil- len lähmt. Was lässt sich dagegen tun?

Zeichensetzen

Um die Wucht ungerufenen Reize abzuschwächen, kann man die einzelnen Regungen gegeneinander ausspielen. In vielen Fällen helfen schon ein einfaches Kneifen, ein tiefer Atemzug oder ein Schluck Wasser, eine anderweitige Beschäftigung, oder lautes Schimpfen zu guter Letzt. Denn die Verlockung wie die Verärg- erung haben nichts Eigenes an Kräften und lassen nach, sobald ihr

die zufließenden Mittel umgeleitet und entzogen werden. Schreien Kinder vielleicht oft deswegen lautstark? Sie wollen niemanden belästigen, sie lenken sich so von den eigenen Problemen ab, die sie selbstständig nicht bewältigen können. Noch hilfreicher ist ein Ausblick, der den Willen über die unmittelbaren Verwicklungen erhebt und auf positive Perspektiven lenkt. Auch bei Kindern wirkt der Trick mit der Ablenkung.

Seit es Werbung und deren Handlanger, die Nachrichten, gibt, erreichen uns überall Versuchungen. Zu jeder Tageszeit umkreisen sie uns in einem wilden, farbenreichen Tanz. Im Strudel der Reize verliert man leicht vernünftige Ziele aus den Augen. Dagegen hilft ein einfaches Mittel, das seit der Steinzeit seine Wirksamkeit beweist. Legt euch Symbole zu, die eure Visionen heranzoomen. Verteilt diese Symbole so um euch, dass diese bei Bedrängnis stets zur Hand sind. Lacht nicht über Steinzeitmenschen, die Megalithen in Sichtweite aufstellten, oder über Mönche mit ihren allgegenwärtigen Kreuzen an Kirchtürmen, Wänden und Halsketten. Ein kurzer Blick, ein Anfassen genügte ihnen, um in Verbindung mit dem Schöpfer zu treten und boten genügend Abstand zu den unvorhersehbaren Ereignissen. Macht es ihnen nach, wählt Zeichen, die euch an das Eigentliche erinnern, lasst eure Sehnsüchte wie Leuchttürme erstrahlen. Einprägsam müssen diese Zeichen sein, von überall sichtbar oder mitnehmbar. Und fehlen diese, dann genügt zur Not ein Spruch, ein Vierzeiler oder ein Gesang. Half früher ein Gebet hierfür? – Durchaus! Ohne Halt ist man halt haltlos.

Pause

Was aber wenn der Kopf so eingenommen ist, dass jegliche Valenzen für Entscheidungen fehlen? Dann hilft eine banale Unterbrechung. Eine Pause ist inzwischen bei allen Spielcasinos

Vorschrift. Sie sollte bei keiner andauernder Beschäftigung fehlen. Entzug ist eine längere Pause.

Die Ungeduld widerspricht. Wie kann man gerade jetzt, in der Entscheidungsstunde, Halt machen! Das Gutgemeinte der Ungeduld ist vorgespielt. Ihre Wichtigtuerei ist verlogen. Der Drang gibt aus. Die Pause sammelt ein. Habt keine Angst, eine Pause einzulegen und lernt, jede Pause zu genießen und zu nutzen, die euch das Leben schenkt. Was ist schon daran, dass der Zug vor euren Augen wegfährt, und die Behörden für heute ihre Fensterchen schließen? Diese Ärgernisse geben euch bloß die Gelegenheit zur Auszeit und zum Rückblick.

Zurückhaltung ist eine Vorbedingung der Entschlossenheit. Eine einfache und wirksame Regel lautet: fange nichts an und schließe nichts ab, ohne vorher eine Pause einzulegen. Ein Maler tritt einen Schritt von der Leinwand zurück, ein Architekt von der Projektskizze. Ein Blick auf das Entworfenen, ein kurzes Nachdenken ergeben neue Perspektiven. Pausen sind alles andere als eine verlorene Zeit.

Abstand

Ich glaube, es war Galileo, der zuerst den Relativitätsgedanken in die Physik einführte und keinen Unterschied zwischen der gleichmäßigen Bewegung und dem Ruhezustand machte. Körperliches Arbeiten und Stillhalten sind ebenfalls ähnlich und haben nicht so sehr mit der Agilität, wie mit der Kontrolle zu tun. Jedes anhaltende Verharren, ob im Stillstand oder in einer Bewegung, ist anstrengend. Auf einer Party tut man nichts, sitzt ausgestreckt oder steht bequem angelehnt an der Bar, atmet ruhig, nippt genüsslich am Cocktail, hört unbeteiligt Menschenstimmen pulsieren, lächelt hin und wieder einem Bekannten zu. Ein Wort da, eine Handbewegung hier – und doch wird man regelrecht zermahlen. Wie

ungleich schwerer ist es, ein Auto zu fahren oder einen Betrieb zu lenken. Wenige Blicke, lässige Drehungen des Lenkrads, Druck aufs Gaspedal, Anweisungen ans Personal, damit die Maschinerie anspringt und die „eigentliche“ Arbeit verrichtet. Jegliche körperliche Anstrengung fehlt – und dennoch bricht man bald erschöpft zusammen.

Die Bindung der Aufmerksamkeit durch Reize zermüht wegen der hierzu erforderlichen Konzentration. Es ist eine Sache, in einem dunklen Raum Lichthasen einer rotierenden Discokugel zu betrachten, etwas anderes ist es zu wissen, dass einer der Leuchtpunkte aus dem Zielgerät eines Scharfschützen kommt. Die Notwendigkeit, diese zu unterscheiden, frisst alle Körperkräfte auf, noch bevor man überhaupt reagiert. Nicht die Aufmerksamkeit ermüdet, sondern die Anstrengung, die erforderlich ist, alle außer einer einzigen Regung zu unterbinden.

Die Anstrengung zehrt auf, aber auch das sich Ausklinken ist nicht immer leicht. Versuchen sie es in einer Aufregung, unbeweglich zu bleiben und sich auszuruhen. Der Augenblick lässt keine Kräfte übrig, um etwas anderes zu betrachten, geschweige denn zu unternehmen? Lasst euch bloß nicht darauf ein! Sobald die Mühen keinen angemessenen Effekt zeigen, brecht ab, wechselt die Richtung. Statt bis zum Umfallen zu beharren, gewinnt Abstand durch Verfolgen andersartiger sinnvoller Betätigungen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Richtungswechsel gibt nicht das Ziel, sondern den Tunnelblick auf, ermöglicht so ein breiteres Bild. Man bewegt sich weiterhin auf das Vorgenommene zu, wechselt aber zwischenzeitlich die Themen, geistige und körperliche Arbeiten. Die Aufgaben und Ziele so zu verteilen, dass man jeweils an dem Wichtigen arbeitet, ohne sich in den Bereich der Erschöpfung zu begeben, ist eine erlernbare Kunst. Erholung ist eine andere Art von Betätigung!

(Ein)Stimmung

Erholt sein ist nicht mit der begleitenden Stimmung zu verwechseln. Man kann sich schlecht fühlen und dennoch voller Kraft sein und umgekehrt. Mitunter ist man matt, will eine Aufmunterung, um die Situation zu forcieren. Hierzu greift man zu Tätigkeiten, die eine Hochstimmung versprechen. Solches Umschalten auf das Angenehme geht selten gut aus. Man verbraucht umsonst die verbleibenden Kräfte und verliert das Ziel aus den Augen. Nicht die Stimmung zählt, die eine Betätigung begleitet, sondern die krönenden Freuden des Resultats. In diesem Zusammenhang können solche Vorbedingungen wie das Fasten, körperlich wie geistig anstrengen, und sogar Angst- und Schmerzüberwindung letztendlich beglückend sein. Schmerz, Angst und Druck sind nicht furchtbar an sich, genau wie Freuden nicht von sich aus erfreulich sind. Sie alle sind Unkosten des Glücklich-Werdens. Leiden weisen uns auf den knappen Abstand zur Überlastung hin. Training mit Überwindung hilft uns künftig, den Sicherheitsabstand zu vergrößern.

Je mehr wir ertragen können, ohne Schaden zu nehmen, desto größer ist der Sicherheitsbereich, aus dem heraus wir frei handeln. Entscheidend sind bei der Selbstkontrolle nicht die Schneidigkeit des überwundenen Drangs und die Länge des Widerstands, sondern ihre Berechtigung. Ist der Drang berechtigt, so muss man klären, wie man diesem am besten zur Geltung verhilft, ohne andere Ziele oder Körperlichkeit zu gefährden. Ist die Blase oder der Enddarm voll, so nutzen keine Willensanstrengungen. Kommt eine Inkontinenz dazu, wird die Lage noch prekärer. Es ist jedoch erstaunlich, wie schnell Patienten einen Weg finden, mit dem Unge- mach zurechtzukommen. Sie studieren im Voraus die zu begehenden Routen, planen Raststellen ein, halten sich vor der Reise mit Essen und Trinken zurück, nehmen Wechselwäsche und

Utensilien zum Säubern mit. Die ärztliche Kunst hilft ihnen, versorgt mit Pflegemitteln, korrigiert chirurgisch die Anatomie. Damit der chirurgische Eingriff reibungslos abläuft, schaltet die Anästhesie vor der Operation die lebenswichtigen Automatismen ab (sie würden den Eingriff nur stören) und übernimmt die Kontrolle, bis die Korrektur erfolgt ist. Der Organismus verhält sich bei Überforderung ähnlich, er klinkt alle Sinne aus und versenkt den Körper in Schlaf, bis die Reserven und Kräfte wieder aufgefüllt sind.

SCHLAF

Wer hat sich nicht schon mal gewünscht, weniger zu schlafen und dennoch fit und munter voranzuschreiten? Bereits als Kleinkind wehren wir uns gegen das Schlafen-Müssen – wo es doch gerade so spannend ist – und scheitern damit kläglich. Der Traum vom Wachsein, von der Klarsicht, der Leichtigkeit des Erfassens und Begreifens – was tut man nicht alles dafür? – Aufstehen und laufen, sich kneifen und an den Haaren ziehen, starken Kaffee trinken, Amphetamin nehmen. Allein, das alles nützt nichts, Ermüdung und Schlaf fordern ihren Zoll und darüber hinaus Zinseszinsen. Was macht den Schlaf so unentbehrlich?

Am Domino-Day löst das leichte Umkippen weniger Domino-Steine Kettenreaktionen von bezaubernder Schönheit aus. Das Aufstellen der Steine dauert Tage, manchmal Monate und ist für den Betrachter nicht sichtbar. Das Prinzip ist universell und ermöglicht dem Leben, Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer vorzuführen, wobei es lediglich über langsame Prozesse des Aufrichtens verfügt. Die Muskelfasern lassen nur deswegen schnelle Kontraktionen hintereinander zu, weil diesen ein langsames Aufladen der Myosin-Aktinfilamente vorausgegangen ist. Die Nervenendungen können nur deswegen Neurotransmitter blitzschnell

ausschütten, weil diese davor in Granula mühsam angereichert wurden.

Jedem Agieren geht eine Periode des Aufbaus voraus. Solange die Sprungfedern aufgezogen sind, glaubt man sich unkaputtbar. Sind die Kapazitäten leer, fällt man aus allen Wolken. Eine Graduierung gibt es nicht. Man wundert sich, wieso am Anfang alles leicht gelingt, dann etwas schwerer und plötzlich, innerhalb weniger Augenblicke, gänzlich unmöglich wird. Nichts hilft dagegen, gleich wie sehr man seinen Willen anspannt, welche Pausen man auch einlegt. So sehr man die liegenden Dominosteine stoßt und kipelt, sie wollen einfach keine neuen Muster bilden.

Pause und Schlaf sind eben nicht ebenbürtig. Die Pause verhindert Überlastung und schützt. Der Schlaf baut mühevoll auf, was am Tage verschossen wurde. Schlaf ist um einiges intensiver.

Ungerechterweise setzen wir den Schlaf mit Schwäche, Nachlassen der Konzentration gleich, betrachten ihn abwertend als eine verschwendete Zeit des Nichtstuns. Der Umstand, dass wir im Schlaf nichts merken, täuscht über den wahren Aufwand der Arbeit während des Schlafs hinweg. Womöglich ist der Schlaf eine Zeit der maximalen Konzentration und Anstrengung des Körpers. Beim Wachsein blitzen unzählige flüchtige Reize und widerstrebende Regungen permanent auf, dennoch erledigen wir unsere Aufgaben irgendwie und kommen zurecht. Beim Einschlafen müssen wir dagegen alle Ablenkungen meiden. Selbst die gedämpften Geräusche im Hof oder in der Nachbarwohnung, das Summen der Heizung, das Tropfen eines Wasserhahns, ein noch nicht geschriebener Brief, eine nicht überwiesene Rechnung stören, lassen das Einschlafen nicht zu. Zwar hilft die Ermüdung beim Sich-Ausklinken, selbst bei Krach, Explosionen, hellem Licht können wir vor Erschöpfung in den Sekundenschlaf fallen. Ein Durchschlafen wird uns dabei dennoch nicht gelingen. Die

ablenkende Wirkung des Krachs und der Ungemütlichkeit wird uns vorzeitig zurückbeordern und irgendwo zwischen Realität und Traum belassen – in einem Zustand, den man bei Obdachlosen bildhaft mit dem Wort Penner beschreibt.

Wozu diese Abschirmung, welche die gesamte Aufmerksamkeit beansprucht und keine andere Nebenbeschäftigung zulässt? Warum kann man nicht wach sein und sich dennoch erholen?

Thales von Milet (585 AC) soll einmal bei Betrachtung der Sterne in einen Brunnen gefallen sein. Seine Magd verhöhnte ihn darauf, weil er zu wissen begehre, was im Himmel vorgeht, und das Loch vor seiner Nase nicht sehen kann.

Ist die Geschichte zugleich eine Erklärung dafür, warum der Schlaf so störanfällig ist?

Tiefes Nachdenken, effektives Arbeiten erfordern eine Bündelung der Kräfte. Alles Überflüssige wird abgeschaltet. Die Aufmerksamkeit lässt außer der Hauptaufgabe nichts zu. Gewöhnung hilft, das Brummen der Heizung, den Windzug vorm Fenster, die „Erbse unter der Matratze“ zu ignorieren. Der Umstand, dass man keinen Schaden nimmt, beweist die Nichtigkeit dieser Ablenkungen. Nach einer Weile schlafen wir in einem Bett, das wir davor als unbequem empfanden, überhören das Schnarchen unseres Partners, an den wir uns bei Kälte anschmiegen und beachten selbst den Donner der Kanonen nicht sonderlich, sobald wir den Bunker oder eine Erdspalte erreicht haben.

Die Gewöhnung braucht Zeit. Die Vorausplanung ist sicherer. Bevor man sich zu Bett begibt, sollte man daher, wie vor einer großen Reise, abwägen, was wichtig ist und was nicht und wie man seine Nachtruhe schützt.

Seid nicht hochnäsig dem Schlaf gegenüber. Schlaf ist eine der wichtigsten Beschäftigungen überhaupt.

UNSERE TÄGLICH ANGST

Schon die Ankündigung lässt uns frösteln. Es geschah noch nichts, es geschieht noch nichts und doch kann man an nichts anderes denken. Die Angst macht sich im Körper breit, verdrängt und lässt nichts anderes zu. Die einfachsten Dinge des Alltags wiegen schwer und gelingen nur unter größter Anstrengung. Die Überwindung der Angststarre und Unentschlossenheit nervt, treibt in den Wahnsinn. Nichts wie weg! Sich verkriechen, die Tore verriegeln, alles hinwerfen, fliehen. – Nur wohin? – Die Angst schweigt hierzu, folgt uns stattdessen auf den Fersen und macht eine sichere Wohnung, einen meterdicken Bunker oder ein fernes Exil zur Falle, in der man sich statt geborgen, eingesperrt und hilflos ausgeliefert fühlt.

Die Angst ist des Menschen größter Peiniger und Widersacher. Sagt man!? Ist es denn so?

Etwas greift in unseren Freiheitsraum ein und droht, Geist und Körper, Vermögen oder soziale Stellung zu vernichten. Je größer die verstellbaren Verluste und je näher die Gefahr, desto größer die Angst. Dabei ist es unwichtig, ob die Umstände gegeben oder gedacht sind.

Montaigne berichtete von einem Schiff: Bei einem heranziehenden Sturm liefen Pilger übers Deck, verstört durch schnell nahende schwarze Wolken, zuckende Blitze und Donner. Der sie begleitende Priester zeigte auf die vergnügt grunzenden Schweine, die trotz des Getöses gierig aus dem Trog fraßen und sagte: „Was nutzt uns die Kenntnis der Dinge, wenn wir dadurch nur feiger werden?“

Die Angst malt uns aus, was kommen könnte, nicht was tatsächlich geschieht. Eine Prüfung, Nachrichten, Gewaltandrohung, Symptome einer unheilbaren Krankheit, eine

Gerichtsverhandlung: Schicksalsträchtige Ereignisse kreuzen unseren Weg, machen alles zuvor Erstrebte von ihrem Ausgang abhängig. Das bisherige Leben und Tun sind in Frage gestellt. Gepeinig vom Ungewissen ist der Mensch nicht sein eigener Herr, vernachlässigt Essen, Trinken, Schlafen, kappt Verbindungen zur Außenwelt. Die Angst unterdrückt alle Regungen außer solchen, die versprechen, Gefahren zu verringern. Wozu die Pein? Was will die Evolution uns damit sagen?

Viel!

Stellen wir uns einen unbekümmerten Hasen vor. Das Langohr knabbert an einem saftigen Blatt inmitten einer grünen Wiese. Plötzlich spürt er etwas Fremdes. Seine Nase wittert zwischen dem Duft sanfter Gräser den schneidenden Geruch eines Raubtiers. Mit dem Genuss ist es vorbei. Das Grün, die Sonne, das milde Wetter, der süße Geschmack weicher Pflanzen sind immer noch da, verlieren jedoch ihre Anziehung. Der Hase erstarrt, obwohl er das Raubtier weder hört noch sieht und nicht einmal weiß, ob der Prädator anwesend ist oder vor einer Weile seine Geruchspur hinterließ. Alle Wahrnehmungen und Regungen sind einem einzigen Ziel unterworfen. Der Körper zieht sich zu einem Bündel an Energie zusammen. Er ist nur noch eine Sprungfeder, bereit loszurennen und sich im Gestrüpp zu verstecken. Angstgefühle sind Automatismen der Mobilmachung. Der Trieb ist intensiver als die meisten anderen körperlichen Regungen. Angesichts der Gefahr hat alles andere zu schweigen.

Um konkurrierende Regungen abzuschalten, färbt Angst diese bitter. Was unter normalen Umständen Neugierde und Lust weckt, wirkt bei Angst reizend, nervt, ekelt an. Die üblichen Verlockungen der Lebensfreuden rufen bei Angst – Übelkeit, Krämpfe, Schlaf- und Appetitlosigkeit hervor. Dagegen werden Schmerz und Müdigkeit kaum empfunden. Ist Angst unangenehm? Ja, sehr,

sie ist zuweilen unerträglich! Ruhe, Erholung, Wachstum werden undenkbar. Leben in Angst ist dauerhaft unmöglich.

Ist Angst gegen uns gerichtet? Nein. Das Stechende der Angst dient einem bestimmten Zweck – sie drängt Betroffene zu einer Lösung. Die Sirenen der Angst rütteln auf. Leiten kann uns die Angst nicht. Den Ausweg muss jedes Lebewesen selbst finden und die Lösungen sind nicht in jeder Situation gleich.

Die Angst ist ein Urinstinkt. Vielleicht sind deswegen viele Reaktionen, die die Körperlichkeit zur Überwindung der Gefahr bietet, nicht zeitgemäß.

Angstbegleiter

Die **Starre** legt jede Bewegung lahm. Der Körper ist versteinert, die Gedanken rasen, die Sinne sind überspannt. Man hört jeden Flüsterton, spürt jede Luftregung. Was kommt jetzt? Was soll man tun, wofür sich entscheiden? Die Ur-Stealth-Technologie der Starre minimiert die Anwesenheitszeichen und erschwert dem Prädator das Orten seines Opfers.

Die **Panik** erlöst aus der Körperstarre durch blinden Aktionismus und verwegene Fluchtmanöver. Obwohl Panik oft selbstmörderisch wirkt und endet, ist diese mitunter hilfreich. Immerhin sind nicht alle Gefahren echt. Bei eingebildeter Bedrohung beweist der Umstand, dass man trotz allem weiterlebt, die Nichtigkeit der Auslöser. Im Fall einer tatsächlichen Gefahr ortet Panik diese. Zwar verrät der Hase seine Lage, wenn ihn jedoch die Flucht nicht gerade auf das Raubtier zutreibt, lockt er den Feind aus dem Versteck und kann nunmehr gezielt davonlaufen.

Panik wirkt nach dem Prinzip Kopf oder Zahl, wobei Kopf oder Kragen wohl eher zutreffen.

Die **Flucht** ist ein unbedachtes Verlassen der Gefahrenzone, bei dem man auf alles verzichtet, was man zuvor anstrebte. Solch ein

Verzicht ist nicht nur in der wilden Natur angemessen. Pilatus sagt zwar in Bulgakows „Meister und Margarita“: **Feigheit ist das größte menschliche Laster**. Er war zu streng. Denn würde der eine oder andere von uns nicht ab und zu davonlaufen, würde das Leben dann noch weitergehen?

Gefahr und Schrecken sind aufreibend. Ziehen jedoch die dunklen Wolken fort, ist die Prüfung bestanden, die Krankheit geheilt, die Bedrohung aufgehoben oder in die Ferne verschoben, dann weicht die Angst zurück. Man kann wieder frei atmen, ausschlafen, unbeschwert weiterleben. Ein Stein ist vom Herzen gefallen, die Enge in der Brust löst sich. Alles schmeckt danach umso besser und bereitet uns umso mehr Freuden. Menschen nennen es ein „**Gutes Ende**“ und liiiiieben dieses Gefühl.

Das gute Ende ist großartig. Ohne das Böse davor, kann es jedoch kein gutes Ende geben. Pseudo-Angst und -Schrecken des absichtlichen **Gruseln** helfen aus. Um ein gutes Ende zu erleben, suchen Menschen unheimliche, unangenehme und sogar schmerzliche Erlebnisse, solange die eigene Unversehrtheit stimmt. Karussell, Gespenster- und Achterbahn, Gruselkammern, Horrornachrichten und Geschichten schwenken die Angstkeule frei von echter Gefahr. Sado-Masochisten übertreiben dabei.

Den eigenen martialischen Erlebnissen sind durch die körperliche Belastbarkeit Grenzen gesetzt. Bei den anderen ist dies nicht der Fall. Die „Hochstimmung“ des eigenen guten Abschneidens lässt sich angesichts des fremden Leidens intensivieren. Das Ertränken, Köpfen, Pfählen, Kreuzigen, Vierteilen, Rädern, Feuer, flüssiges Blei und spanischer Stiefel – sind rein menschliche Erfindungen und bei Wildbestien unvorstellbar. Sie säumen den Weg der sogenannten „Zivilisation“. Rituale der Menschenopfer, Kannibalismus-Feste, Schrumpfkopf-Amulette, Schädel-Pyramiden, Hinrichtungswagen, öffentliche Hexenverbrennungen, Feste

von Totenkopfeliten, Selbstmordattentate und Schüsse von Präda-
tor-Drohnen vor laufenden Kameras wetteifern in der Darbietung
und Überbietung von **Grausamkeit**.

Körperliche Regungen werden durch biologische Botenstoffe
gelenkt und lassen sich simulieren. Früher verwendete man hierfür
Pilze, Cocablätter, Alkohol. Die Moderne baut auf LSD, Tran-
quilizer und Antidepressiva. Die Effekte werden immer maßge-
schneiderter. Genau wie Schmerzen können **Medikamente** die
Angst nehmen. Man tritt unerschrocken auf und bleibt frei von
Schmerzen. – Großartig?

Nein! Es gibt viele Erkrankungen, bei denen das Schmerzempfin-
den nachlässt. Das Resultat ist verheerend: Wunden, Verletzun-
gen, Krankheit und Tod. Angst ist nicht minder wichtig als
Schmerz. Beide sind Stacheln, die dem Körper mitteilen, dass er
den sicheren Pfad verlässt. Ihre Abschaffung ist mit einem selbst-
ständigen Leben unvereinbar.

(**Shockandawe**) Wer über der Gefahr steht und Schrecken nach
Belieben verbreitet, kann die Verängstigten durch das Öffnen und
Schließen von Fluchtwegen lenken. Viele Anführer gaukeln daher
Gefahren vor und werden, um authentisch zu wirken, selbst zu ei-
ner Gefahr. Terror, Kriege, Nachrichtenlenkung – wer Furcht
streut, treibt Menschen, wie Schäferhunde die Herde. Stets stehen
andere Absichten dahinter als die Abwendung von Gefahren.

Angsttrotzendes

So wie die Terrorherrschaften sich einiges zulegte, um Ängste zu
schüren, haben Menschen mehrere Gegenmittel erfunden. Einiges
davon haben sie den angeborenen Mechanismen entliehen und nur
zeitgemäß modifiziert.

Mut ist die Fähigkeit, mitten in den Ängsten seinen Weg fort-
zusetzen frei von Starre, Panik und Fluchtgedanken. Die Angst

schwindet, wenn man seines Ziels gewiss ist und die Nichtigkeit der Alternativen erkennt.

Kaltblütigkeit trainiert man, ohne Abwägung von Einsichten und Gründen. Auch Schurken und Feiglinge können kaltblütig sein. Oft ist diese Kaltblütigkeit eine andere Art von Verzweiflung, die zwischen schlechten und noch schlechteren Alternativen wählt. So springt eine in die Ecke getriebene Ratte dem Angreifer ins Gesicht, so klettern Soldaten aus dem Schützengraben den feindlichen Geschossen entgegen, um den Kugeln des Kriegsgewehrs zu entgehen. Kaltblütigkeit befreit nicht von der Angst. Sie zwingt einen dazu, trotz Bedrohungen und düsterer Aussichten zu handeln. Statt vor Gefahren zu fliehen, treibt sie auf diese zu. Zuweilen siegt man dadurch oder zumindest kommt lebend davon.

Anders als der Mut und die Kaltblütigkeit strebt die **Verwegenheit** Gefahren an. Kann man Gefahren mögen? Wohl kaum. Die besten Pilze findet man jedoch im Wald um den Schießübungsplatz herum. Je tiefer man in die Gefahrenzone vordringt, desto menschenleerer wird es und desto üppiger mitunter die Funde. Menschen, die gefährlich leben, suchen weder Angst noch Bedrohung, sondern fette Beute und sind nicht tapferer als Marodeure auf einem gerade verlassenen Schlachtfeld.

Was sich als Mut oder Verwegenheit präsentiert, müssen keine sein. **Unachtsamkeit** und mangelnde Erfahrung wirken zuweilen **selbstsicher**. Äußerlich erscheinen Mut und Dummheit gleich unbeeindruckt von den Gefahren. Das Verhalten bei ihrer Bewältigung und die Resultate stellen alles klar.

Verneinung: Gefahr, die sich nicht abwenden lässt, lässt sich leugnen. Dem Pferd setzt man Scheuklappen auf, beim Menschen kaschiert man die Inhalte. Kaufhäuser und Vergnügungsanstalten tummeln sich im Vordergrund. Schlachthäuser, Sterbestationen, Kranken- und Leichenhäuser sind von hohen Mauern umgeben.

Solche Griffe helfen nur bedingt, denn nicht alles lässt sich verdecken. Das Leben in der Gesellschaft demonstriert dem Menschen alltäglich tödliche Krankheiten, Autounfälle, Bankrott, Streit und die Not anderer. Nicht nur, dass der Mensch sich in ein fremdes Schicksal versetzen kann, er erlebt oft, dass der Schlag durchaus ihm gelten sollte und nur durch Zufall jemand anderen traf. So gesehen müsste der Mensch sein Leben stets in Angst verbringen. Dem ist nicht so.

Gewichtung hilft dagegen. Die Geschichte „*Jakob der Lügner*“ ist ein poesievolles Beispiel dafür, wie man unter Bedingungen existenzieller Bedrohung weiterleben und Menschlichkeit ausstrahlen kann. Religionen, Philosophien, Ideologien tun nichts anderes als die Gegenwärtigsten einzudämmen. Mitunter verneinen sie das Offensichtliche und werden dennoch akzeptiert.

Menschen entscheiden sich nicht für Betrug, sondern für die Handlungsfreiheit und Integrität. Dietrich Bonhoeffer schrieb dazu, während er im Nazikerker (wie es sich dann letztendlich herausstellte) auf seine Hinrichtung wartete:

*„Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem nächsten Tag.“*

Die wichtigste Lehre der Evolution lautet, was auch geschieht, wie die Situation sich auch wendet – nicht Umstände, der Wille weiterzuleben ist entscheidend. „Das Lügen“ der Weltanschauungen kleidet diese zentrale Wahrheit lediglich in das Gewand, welches der Zeit angemessen ist.

SEELEN(un)RUHE

Die Mechanik der Empfindungen und Triebe ist komplex. Alles wird man nie besprechen können. Was bleibt als Quintessenz zurück? Jetzt, wo wir wissen, dass die emotionalen Vorschüsse hohl und unverbindlich, die Vitalisierung vorgetäuscht und die Ekstase auspowernd sind, heißt es, wir sollen auf Emotionen wie Begeisterung, Selbstvergessenheit bei der Arbeit, Freuden und Entzückung verzichten, stattdessen, bei allem was wir tun, kalt und berechnend bleiben? – Im Gegenteil!

Die Erkenntnis, dass es optische und andere Illusionen gibt, ist kein Grund, auf das Sehen und Hören zu verzichten, sondern Anlass, genauer hinzuschauen und die Wahrnehmung durch Erfahrung zu verfeinern. Nicht anders ist es mit den Gefühlen.

Das Ziel ist es, den Körper zu stärken und aus den Stricken der Versuchungen, Sinnestäuschungen und Selbstbefriedigungssucht zu befreien. Emotionen sollen etwas Abwertendes sein? Nein, nur der Umgang damit. Ohne Triebe sind wir verloren. Das sieht man besonders an Patienten mit Depressionen. Nichts rüttelt sie auf, nichts interessiert sie, an nichts nehmen sie teil. Triebe bringen uns ins Bett und wecken uns auf, halten uns aufgeschlossen, geben uns Ausdauer, feuern an und natürlich warnen sie uns, wenn etwas anders läuft als man es sich einbildet. Sie stehen allen unseren Unternehmungen helfend zur Seite, man muss sie nur lenken.

Lenken? Wie denn? Triebe sind dazu da, um uns zu befehlen. Sie sind taub gegenüber Beschwichtigungen.

Gewiss, die Unnachgiebigkeit ist das Markanteste am Drang. Triebe lassen sich durch fremde Argumente nicht überreden. Genauso wie der Kühlschrank, eine Waschmaschine oder eine Kreissäge sich nicht umstimmen lassen und nur das tun, wozu sie vorgesehen sind. Triebe sind vorgefertigte, auf bestimmte Ziele

ausgerichtete Automatismen. Ihr Einspringen und eine Führungsübernahme sind nicht zufällig. Die Vielzahl biologischer Triebe ist hierarchisch entsprechend ihrer bisherigen Zweckmäßigkeit geordnet. Wird die oberste Führung den Vorgaben nicht gerecht, so schalten sich die jeweils tieferen Urtriebe ein und legen eine Kurskorrektur nahe.

Sich gegen Triebe zu wehren, ist pure Kräftevergeudung. Für jeden Trieb den gebührenden Platz zu finden, ist dagegen eine durchaus erreichbare Aufgabe. Triebe werden nur gnatzig, wenn man diese verschmäht. Sagt die Situation, diese wären angemessen und liegt keine wichtigere Aufgabe vor, so springen Triebautomatismen verschiedener Regungen an. Missachtet man diese, dann versucht jeder Trieb, sich selbstständig einzubringen, und folgt dabei der eigenen Vorbestimmung jenseits des gesamten Kontextes. Das kleinste Durcheinander richtet dabei große Schäden an. Schließlich genügen eine einzige pipsige Stimme im Chor, ein durchgehend falscher Ton im Orchester, um ein großartiges musikalisches Werk zu vernichten. Verfolgt man jedoch ein Ziel, hat man eine Vision, einen Traum und ordnet man sowohl seine Taten als auch alle einzelnen Triebe diesen unter, so werden sie alle zum Team. Man muss sie nicht zwingen, sie reißen sich darum mitzumachen.

Saint-Exupéry beschreibt auf eindruckliche Weise, wie der erschöpfte Körper des gestrandeten Fliegers in der Steinwüste eine winzige Bewegung nach der anderen ausführt und dann doch in sich Kräfte und den Willen findet, um erst Finger, dann Kopf, dann den Rumpf zu bewegen, sich zu drehen, aufzustehen und den Todesstreifen zu überwinden. Jeder kann sich auf ähnliche Erlebnisse besinnen. Unser ganzes Leben ist im Grunde ein Vorantasten in Tippelschritten aus der Frustration nach vorn. Setzt man ein gebührendes Ziel, so folgt ihm der Körper. Wer sich nach Größerem

ausstreckt, lässt von allein das Kleinliche, Unzeitgemäße und ganz und gar Verzichtbare fallen. Es stört nur.

Das Verzichtbare

Das Leben vieler Menschen wäre glücklich, könnten sie nur ihr Glück fassen. Stattdessen werden sie von Neid, Argwohn, Ungeduld und unbändiger Hast eingenommen, von der Torheit gepeinigt, dass sie zum Fest des Lebens nicht geladen sind oder zu spät kommen. Dabei sind sie längst mittendrin. Woher der Unmut?

Fangen wir mit dem **Neid** an. Eine einfache Vermehrung erfordert Chancengleichheit. Jedes Virus, jedes Bakterium muss nach der Teilung gleich gewappnet sein, um den Bestand seiner Art zu sichern. Neid ist eine emotionale Entsprechung dieser Aufforderung und ist einer der ältesten, aber auch der primitivsten Instinkte. Je höher die Entwicklungsstufe, desto geringer die Bedeutung des Neids. Die Kultur gibt dem Menschen viel mehr als den individuellen Erbanteil – das Bewusstsein, die soziale Umgebung und Erfahrung. Dennoch steckt das Streben zur simplen Gleichstellung in jedem von uns. Dabei bietet der Neid nur das Mindeste zur Sicherung einer Existenz und stört, wenn man sich Höheres vornimmt. Um den Neid ist niemand zu beneiden.

Nicht viel anders steht es mit dem **Argwohn**.

– *Die Freude flieht auf allen Wegen, sobald der Ärger kommt entgegen.* Wie wahr. **Ärger** und **Zorn** sind ein emotionales Echo von territorialen Kämpfen in der Wildnis. Anfeindungen statuieren ein Exempel: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Der Verursacher soll künftig Abstand halten. Fehlt der Verursacher, fehlt der Ärger. Man regt sich nicht über Naturkatastrophen auf. Wobei es auch da Ausnahmen gibt. So ließ Darius das Meer auspeitschen, das die Brücke seiner Invasionsarmee zerstörte.

Der unbefriedigte Ärger erzeugt **Verdruss**. Der Verdruss

hinterlässt im Gedächtnis schmerzliche Narben. Trifft man auf den einstigen Verursacher, gehen alte Wunden weder auf und drängen auf Abstand.

In der wilden Natur, bei der Verteidigung von Territorien oder Rangstellungen ist Ärger durchaus sinnvoll. In der heutigen Gesellschaft kann man jedoch dem Verursacher nicht aus dem Wege gehen, ohne sich selbst einzuschränken. Was gewinnt man, wenn man die eigene Bewegungsfreiheit einschränkt, um jemand oder etwas zu meiden? Lediglich der Verdruss bleibt und ist unvergleichlich störender als alle Ärger-Anlässe. Ein guter Vorsatz ist daher, was auch geschieht: „*Mensch ärgere dich nicht*“.

Rache ist eine zornige Heimzahlung von Ärger.

Wenn ein böser Wille Menschen vernichtet, mahnen die Gemarteten zur Rache. Die emotional beladenen Appelle reißen Menschen in den Strudel von Gewalt.

Konfessions- und andere Kriege folgen und bringen ein noch größeres als das ursprüngliche Unheil. Und nun? Pocken haben Millionen Menschen vernichtet. Sollte man sich am Virus rächen? Wer hat etwas davon?

Güte erwidert man mit Güte, das Böse mit Gerechtigkeit. Gerechtigkeit vergisst nichts und verzeiht nichts. Sie weist jedem Virus einen entsprechenden Platz: draußen (falls sich etwas Nützliches finden lässt) oder in der Retorte, wo es keinen Schaden anrichten kann (wer weiß, vielleicht lässt sich künftig an diesem etwas Nützliches finden). Nicht das Virus, wir sind schuld, wenn sich bisher kein Schutz und kein Gegenmittel finden ließen.

Nicht nur negative Emotionen. Viele gutgemeinte Regungen sind ebenfalls bloß Bremsklötze, wie zum Beispiel **Ungeduld** und **Hast**.

In staubiger Luft belastet das Tragen einer Schutzmaske sehr. Schweiß läuft über die Stirn. Jeder Atemzug fällt schwer. Die

Sinne schreien: Reiß die Maske herunter, mach den Mund auf, atme durch. Tut man es, so ist man erleichtert. Der Sauerstoff kommt nunmehr ungehindert hinein, aber auch der Staub. Die Erleichterung verfliegt bald, die Schäden einer Staublunge bleiben. Uns ist übel, die Krankheit zerrt am Körper, nervt. Wir wollen aus dem Unwohlsein hinaus. Doch statt Erleichterung bietet man uns bittere Pillen, Diät und eine anstrengende Lebensführung.

Die Sinnlichkeit rebelliert: „Als du noch keine Medikamente nahmst, ging es dir gut. Brich die Therapie ab, pfeife auf die Beschränkungen und alles kehrt wieder zurück.“ Dabei wissen wir genau – so wird es nicht gehen. Geduld, nur Geduld meine Freunde. Die größte **Hast** wird euch nicht helfen, wenn das Ziel es nicht Wert ist, oder Sie gar eine falsche Richtung einschlagen. Nicht, dass die Eile unwichtig wäre. Und doch.

*„Wie sie alle rennen und rasen,
als ob es um Leben geht,
durch den Wald der Häuser und Straßen,
wie von Hunden gehetztes Wild.
Noch schneller, noch schneller, noch schneller
dem eigenen Schall hinterher,
sie können's nicht ertragen,
wenn der andere schneller wär.“*

Heinz Erhardt verhöhnt im Gedicht nicht die Eile, sondern den witzlosen **Wunsch, vor den anderen anzukommen**. Dieser kommt meist von dem banalen **Futterneid**. Bevor man sich auf ein Wettrennen einlässt, sollte man sich fragen, was wohl am Ende der Rennstrecke liegt? Diejenigen unter uns, die einige Bücher gelesen haben, fremde Schicksale verfolgten, wissen: am Ende jeder blinden Unrast lauert das Alter, Gebrechen und Versagen. Das eigentliche Leben spielt sich nicht in dem Unmittelbaren, sondern auf dem Weg zum Ewigen ab. Nur Schritte, die uns der Ewigkeit

näherbringen, zählen.

Und wenn man nicht in der Theorie, sondern real zu spät kommt und leer ausgeht? Ach oh je! Was braucht man schon, um zu streben, frei und glücklich zu sein? Etwas Brot, Wasser, eine Ecke zum Schlafen und die Unabhängigkeit der eigenen Gesinnung. Diese Gaben hat man stets zur Hand.

Das Bessere und Bequeme

Beim Auslauf schnuppern Hunde an jeder Straßenlaterne und pinkeln die Senkrechten an. Wie widersinnig dieses Setzen von Revierzeichen ist, zeigen die Leinen und Bänder um ihren Hals. Die Menschen sind nicht viel anders. Sie blasen sich auf, bekriegen sich um jede erklommene Stufe der Stellung und Krümel des Besitzes. Selbst gebildete Menschen folgen längst hinfalligen Verhaltensmustern.

Bei der Anlehnung an das Einstige entfalten Menschen beachtliche Kräfte, leiden Entbehungen – und geht auch die Welt zugrunde – bleiben bei dem sinnlosen Drang. Sie sind nicht dumm. Oft sind sie sogar äußerst scharfsinnig. Nur wollen sie auf der sicheren Seite sein.

Wo ist sie? – Ist es die Seite der Mehrheit, liegt sie auf der Seite des Einflusses oder der Macht? Wem schließt man sich an? Wer gibt die besten Garantien? Sowohl Hyäne wie auch Lemming sitzen tief in uns und sind entschlossen, für ihren Platz in den marschierenden Reihen zu kämpfen. Man muss ein paar geschichtliche Umbrüche erleben, um einzusehen, dass die sichersten Werte, die festesten Überzeugungen, Geld und Einfluss sich wie in Luft auflösen, als hätte es sie nie gegeben. So sehr man auch versucht, die Wirklichkeit zu beugen, die Realität lässt sich nicht auf Schachern ein.

Zurechtbiegungen

Romane vergrößern, wie mit einer Lupe, bestimmte Momente, lassen Unliebsames oder Langweiliges weg, fügen Treffliches hinzu, so wie es sein könnte, müsste, sollte.... Aber selbst unter solchen optimalen Voraussetzungen, nach Ausblenden aller widerstreitenden Fakten und Hindernisse, kommen die Autoren nur bis zu einem bestimmten Punkt und keinen Schritt weiter. Um ihre Hilf- und Ratlosigkeit zu verdecken, lassen die Erzähler den Vorhang fallen und ziehen sich mit einem billigen Trick zurück: „Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute glücklich bis an ihr Ende... „ – Schnitt!

Die Ideologien machen es ähnlich, rufen ihren Anhängern zu: “ Noch ein wenig, noch die letzte Anstrengung und wir sind da!“ – und lügen unverschämt. Auch einzelne Menschen biegen sich die umgebende Wirklichkeit passend zurecht, soweit halt ihre Kräfte reichen und haben damit kurzzeitig Erfolg. Anders als Romanautoren können sie zu keinem Zeitpunkt einfach aussteigen und müssen dann zusehen, wie alles so mühsam Errichtete einstürzt. Dabei ist das Zwischenzeitliche bloß eine Übung, eine Einstimmung.

Das Wichtigste besteht gerade darin, das Kommende vorzusehen, aus dem Wissen heraus Vorbereitungen zu treffen und über das bisher Unvermeidbare hinaus zu wirken. Das Letzte – die Unendlichkeit, die Ausdehnung der Lebensgrenzen – ist das einzige sich lohnende Ziel. Die Wirklichkeit lässt sich nicht zurechtzubiegen, wohl aber unerwartet nutzen. Nutzen wofür? Etwa um sich etwas zu leisten? Kommt darauf an, was und wofür.

Sich-Leisten-Können

Amsterdam, Singlegracht, Boote im Wasser, die jahrelang an der gleichen Anlegestelle schaukeln. Man gibt ein Vermögen für den Besitz des Bootes aus, repariert, putzt, entrichtet Steuern, zahlt

Miete. Wozu das alles? Menschen legen zu viel Wert auf die Accessoires des „Sich-Leisten-Können“. Ein eigenes Boot oder gar eine Yacht beweisen, dass man nach Lust und Laune an Bord gehen, den Motor anwerfen, aufs offene Meer auslaufen, sich lässig auf dem Deck zeigen und kurz darauf zur Anlegestelle zurückkehren kann. Dem Geld nachjagen und dieses nach Belieben ausgeben, weltweit Immobilien besitzen, um sich frei zu bewegen, Universitäts-Abschlüsse und Titel stapeln und damit bei den Ungebildeten zu punkten. Diese Statussymbole sollen zeigen, dass man eben etwas Besonderes ist und einiges erreicht hat. Das Zusammengeraffte mag enorm sein, ihm fehlt eine wichtige Zutat – der Sinn. Nicht die Möglichkeit, sondern der Sinn macht eine Überfahrt und den Kapitän zu etwas Besonderem. Zwischen der Freiheit des Dürfens und der Freiheit des Schaffens liegen Welten. Oft verschwendet man das Leben für Überflüssiges in der Hoffnung, es eines Tages effektiv einzusetzen, denn andere hatten es ja! Dieser Tag kommt nicht, während das Leben dahingeht.

Was aber, wenn einem eben die Mittel und sonst nichts anderes fehlen? Tun sie es jemals? „**Lass meine Armeen Bäume, Felsen und Vögel sein!**“ Wie sehr ich diesen Spruch liebe! Wie oft denke ich daran! Wahre Mittel sind Luft, Wasser, Erde, Lichtschatten am Fensterbrett, Regen, Sonnenschein, Moos, Steine und Schnee. Die Macht des Schöpfers liegt in dem Reichtum seiner Vorstellungen, die aus dem Alltäglichen – Außergewöhnliches schmieden. Die Borniertheit sieht es anders, und wenn schon!

Gemeinheit

Wenn Weisheit „göttlich“ ist, wer gab dann dem Menschen die Gemeinheit? Die Dummheit? Der Teufel? Nein, – der Vorteil. Ist Dummheit von Vorteil?

Nein, aber sie dient ihm! Dummköpfe sind Knechte des Vorteils

statt Schmiede des Erfolges. Sie folgen den vermeintlichen Gewinnen und lassen allein das eigene ICH gelten.
ICH? – Was ist das eigentlich?

DAS ICH

Süß ist das Wort „Ich“ – und zutiefst verlogen. So sehr man es verwöhnt und hätschelt, „das Ich“, benimmt sich anders als das, wofür es sich ausgibt und verheißt etwas, wozu es gar nicht dient. Jeder spürt die Falschheit von Ankündigungen und verkennt die Quelle des Irrtums. Wozu das Gefühl der eigenen Exklusivität, das aus jeder Pore unseres Körpers dringt, wenn die Biologie für „das Ich“ kaum Zeit lässt und keine Überlebenschancen einräumt? Noch Niemand ist lebend dem Leben davongekommen!

Wenn wiederum die Selbstliebe nicht „dem Ich“ gelten sollte, sondern ein Intermezzo eines bei weitem interessanteren Stücks der Evolution ist, warum lässt dieses Stück das Ego kalt? Warum rät uns „das Ich“ auf alles zu pfeifen, was dem „Selbst“ nicht zuträglich wäre? Warum bringt der Einzelne sich nur dann ins Gemeinsame ein, wenn es ihm direkt nutzt? Warum treffen Einzelne absichtlich menschenfeindliche Entscheidungen und, sollte dabei die ganze Welt zugrunde gehen, scheren sich nicht darum – Hauptsache es geht ihnen gut. Jetzt gut, noch gut – wohlbemerkt! Warum regt sich kein Gewissen? Mehr noch, warum will die Eitelkeit, wenn das Ende heranrückt, die Welt oder (wenn der Finger nicht bis zum Knopf des Atomkoffers reicht) zumindest das Nächstliegende: Partner, Vermögen und Freunde gleichsam mit in den Tod nehmen?

Wir missverstehen die eigentliche Botschaft der Exklusivität. „Das Ich“ soll weder erheben noch auszeichnen.

Die Selbstherrlichkeit ist ein Schnuller, ein Bonbon, eine

Aufmunterung, mit der die Evolution das Individuum ermutigt, einen aussichtslosen Weg zu beschreiten, ungeachtet aller Beispiele des Versagens in der Vergangenheit. Sollen die Einzelnen sich für das Zentrum des Universums halten, solange sie mitmachen.

Dem Leben geht es nicht um den „Erhalt des Einzelnen“, sondern um den Vorsprung des Ganzen vor der Zerstörung. Das Individuelle teilt Risiken, spornt an, startet viele unabhängige Versuche immer wieder von vorn und nutzt hierzu jede Gelegenheit. Alle sind dem Versagen geweiht. Wenigen wird es gelingen, den Durchschnitt zu überbieten, einen Schritt weiter nach vorn zu tun. Mit ihnen rückt das Leben gleichermaßen vor.

Jeder, auch alleinstehende Einzelne ist nur eine Speerspitze der Gesamtheit.

Alleinsein

In einem Stück von Monty Python beklagt König Arthur bitter seine Einsamkeit. Schwermütig richtet er seinen Monolog an den Diener, – wie war doch sein Name? – der ihn durch dick und dünn begleitete, alle Lasten teilte und jeweils das Schwerste trug. So verquer geht es nicht nur in den Komödien zu.

Am Rande der Poltawa-Schlacht, umringt von seiner treuen Gefolgschaft, spricht König Karl von Schweden darüber, wie verlassen und auf sich allein gestellt er ist. Offiziere, die ihn schützend umzingeln, hören zu, fangen die bleiernen Kugeln ab und sterben qualvoll.

Auf dem Rückzug aus Moskau verbringt Napoleon gezwungenermaßen viel Zeit in der Gesellschaft seines Intendanten Caulaincourt, vor dem er seine Gedanken entfaltet. Der Grund ist recht prosaisch. Beide teilen sich die Kutsche, der Weg ist lang. Damit das Pferd auf der vereisten Straße nicht krepirt (es hatte keine Hufbeschläge und müsste sich sehr anstrengen), läuft

Caulaincourt neben der Kutsche, statt in dieser zu sitzen. Nachts, während der Imperator schläft, schreibt Caulaincourt das Aufgeschnappte nieder. Menschen, Orte, Zeiten vermischen sich in den Aufzeichnungen. Die Quintessenz aber bleibt gleich. Napoleon stellt rückblickend fest, dass er niemals verstanden wurde und stets in allem allein war. Erfolge schrieb Napoleon sich selbst, Desaster fremdem Widerstand zu. Hinter dem Wagen des Imperators lag ein Weg der Zerstörung und des Entsetzens: tiefe Furchen verschneiderter Straßen, zurückgelassenes Gut und Kriegsgerät, gesäumt von verwundeten und erfrorenen Soldaten der einst so prächtigen Grandarmee.

Die letzten Tage von Hitler und Mussolini in ihren selbstgewählten Gefängnissen, sei es in der märchenhaften Umgebung der Villa Feltrinelli oder in dem schmucklosen Führerbunker, sind mit ähnlichen Klagen gefüllt, nur dass Mussolini und Hitler sich nicht bloß von einzelnen Menschen, sondern von dem ganzen Volk verraten und verlassen fühlten.

Man sieht: Einsamkeit ist kein Zustand, sondern der Lohn einer Einstellung. Man ist niemals allein. Selbst wenn kein Mensch zugegen ist, Bäume und Sträucher im Garten, Vögel am Himmel, Schmetterlinge, Blumen, Käfer auf dem Grün und selbst unsichtbare Milben im Hausstaub sind da. Allein in unserem Darm finden 10^{13} Bakterien eine Unterkunft. Jedes dieser Mikroorganismen ist ein selbstständiges Wesen. Wir sind vom Leben um uns und in uns umgeben und nehmen lediglich mehr oder weniger von den Anderen wahr.

Aber das zählt doch nicht! Wieso?

Diese Lebewesen sind uns nicht ebenbürtig!

Etwa so wie der Diener – König Arthur, Sancho Pansa – Don Quijote, Soldaten – Napoleon, Völker – Hitler und Mussolini nicht ebenbürtig sind?

Das Leben kümmert sich nicht um solche Feinheiten im Zug nach vorn. Jedes Lebewesen ist ein einmaliges Wunder. Jedes strebt ohne Aufforderung voran, so weit wie es eben schafft. Wer (gerade noch) oben, unten oder seitlich ist, ist ein Zwischenstand. Sollte eines Tages ein Dummkopf einen Atomkrieg anzetteln, und die Menschheit in der Tat dann verschwindet, werden die Mikroorganismen überleben und schnell den Weg aufholen, der der Menschheit misslang. Dieser tröstende Gedanke nimmt einem die Furcht vor aktuellen Erpressern aus der Politik, die (kaum dass es für sie brenzlich wird) mit Weltuntergang oder Atomkrieg ihren Opponenten drohen.

Einsamkeit ist kein Zustand, sondern die Gewissheit, dass dein Streben, nach dem es angesichts des nahen Todes für dich jeden Sinn verlor, auch für niemand sonst von Nutzen war, ist, oder sein wird. Dies aber lässt sich leicht ändern. Man muss nur seinen Weg und diejenigen finden, zu denen man gehört.

Die Unseren

„Unsere“ sind gekommen. Ein Spruch aus den Zeiten des Krieges. Damals kam jemand, half aus, befreite, tröstete, richtete auf. Wer aber kommt dieses Mal, von wo?

Auch wenn man es gern anders hätte. Niemand wird von allein kommen und uns („die Guten, Bedrängten, Unschuldigen“) befreien. Wie sollten diese anderen es auch tun, wenn wir selbst nicht wissen, wer wir sind? Den Weg zu verfehlen ist leicht. Zu finden, wo die Deinen sind und sich zu diesen durchzuschlagen, dauert mitunter ein ganzes Leben. Unsere sind nicht irgendwo draußen, sondern innen, in den Banden, die uns an die Menschheit binden, sie sind in dem Gewissen. Sind wir soweit, haben wir herausgefunden, wer wir sind, dann werden auch die Unseren kommen. Sie tauchen aus dem Nichts auf – unbekannt, nicht gerufen,

unverhofft, nicht angekündigt. Doch plötzlich sind sie da und in allem, was sie tun und handeln, sehen wir – ja es sind die Unseren und wir sind die Ihren.

Sein-Scheinen

Jeder will etwas Beachtliches hinterlassen. Was aber, wenn einer das an sich reißt, was ein anderer erbrachte? Was, wenn Redlichkeit dem Betrüger und Betrug den Aufrechten zugeschoben werden? Was, wenn der Preis, der dir zusteht, von „geistigen“ Dieben erschlichen wird? Die Antwort ist einfach. Wer dem Zuspruch statt der Sache dient, ist ein Lakai und kein Gestalter. Die Anerkennungen kommen und gehen, die Werke bleiben und sprechen für sich.

Was helfen Werke, Aufrichtigkeit und das Heldenleben, wenn man als Schurke in die Geschichte geht, die Schurken selbst aber ganz groß herauskommen?

Ihr fürchtet das Urteil der Geschichte, habt Angst, bloßgestellt zu werden, bedeutungslos, ja verachtungsvoll zu erscheinen? Was eurem Leben Sinn verlieh, gibt auch dem Tod einen Sinn.

Und das Vorbild, was wird daraus? Im Grunde nichts Schlimmes. Habt keine Angst zu versagen. Jeder wird dies eines Tages tun. Niemand zieht sich jedoch an Verfehlungen hoch, wohl aber an den Sternstunden. Was wird in dem Fall aus der Gerechtigkeit?

Seid unbesorgt. Der Gerechtigkeit geht es weder um Prahlerei, noch um einzelne Zuweisungen, sie hat ganz andere Motive und Durchsetzungsmittel als das Urheberrecht. Das Werk Einsteins einschließlich der Formel $E=mc^2$ ist Plagiat. Der Beitrag Hubbles mit Erklärungen von den Spektral-Verschiebungen war ebenfalls abgeschrieben. Htten wir aber andernfalls um diese Formel gewusst, uns Gedanken um die Dehnbarkeit des Weltalls gemacht und in das Hubble Teleskop geschaut? Die Geschichte interessiert

sich allein für die Taten, schert sich nicht um die jeweilige Stellung und nutzt Namen höchstens als Vermerke und Gedächtnisstützen. Man braucht nur die Straßen der Großstadt entlang zu laufen und ihre Namen auf sich einwirken zu lassen. Dienen diese der Verherrlichung von Helden oder sind sie bloße Hinweise, wo man zur Haltestelle abbiegen muss?

Archimedes sollte klären, ob die Krone des Königs aus echtem Gold bestand. Er durfte dabei keine Proben nehmen oder die Krone beschädigen. Die Story und deren Ausgang kennt fast jeder. Wie viele kennen aber den Namen des Königs, der den Auftrag erteilte? Dabei wirkte Archimedes bloß in Königsgnaden und war neben diesem einer von seinen unzähligen Dienern.

Ruhm ist die Ausstrahlung des Werks und nicht das Leben der Vorbilder selbst.

Ruhm

Geltung erstrahlt in Ruhm, Bescheidenheit wird oft übersehen. Ungerecht? Wie man es nimmt. Verkannt sein ist weder bitter noch von Nachteil, kann sogar sehr dienlich sein. Wer weit ins Unbekannte vorstößt, muss mit Misstrauen rechnen. Wahrheit ist meist unglaublicher als jede Fantasie und bekommt nicht jedem. Bekannt und zugleich missverstanden sein, ist gefährlich, führt zu Anfeindung, sinnlosen Kämpfen und bestenfalls zur Ächtung. Alle Großen der Geschichte wurden verfolgt und mussten um ihr Leben fürchten. So war es und so wird es bleiben. Die nachträgliche Anerkennung schützt nicht vor der Ignoranz und Missachtung der Gegenwart. Abstand ist daher mitunter wichtiger als die Verwicklung.

Sehen wir einem Boxer zu. Er stürzt sich nicht auf den Gegner, sondern hält Distanz und wartet auf eine Gelegenheit, die er dann blitzschnell nutzt.

Von der Seite betrachtet sieht es so aus, als würde sein Gegner ihn bedrängen und hin und her treiben, er will aber nichts anderes als ausweichen. In Wirklichkeit ist es jedoch genau umgekehrt.

—

TEIL IV

WEISUNG UND WEISHEIT

Gefühle und Wahrnehmungen lassen sich leicht täuschen, verleiten gerade hierzu.

Wer sagt aber, dass der Verstand nicht ebenfalls einer funkelnden Illusion nachläuft? Sich von Gefühlen treiben lassen ist weder gut noch schlecht. Gefühle regeln, wofür Kultur und Geist noch keinen Zugang schufen.

Der Streit ums Primat des Verstandes oder der Gefühle führt ins Abseits. Manchmal zeigt uns der Verstand, dass die Gefühle irren, öfter ist es jedoch genau umgekehrt und es sind die Gefühle, die die Verblendungen des Verstandes korrigieren. Auch Gefühle sind weise, nur ist ihre Weisheit begrenzt auf das Einstige. Wehe, man verkennt ihre Lehren. Ebenfalls wäre es tragisch, wenn man nur beim Alten stehenbleibt.

Die Gebote der Leiblichkeit, Traditionen und des Gesetzes ausleben, ihre Stärken wie Schwächen kennenlernen, um dann, statt über deren Unvollkommenheit zu jammern, die Regie zu übernehmen und aus blinden Automatismen (die eigenen und die der Gesellschaft) gezielt etwas Besseres zu machen – das ist Weisheit.

Das Schöne und der Rest

Oft flieht man aus der „grauen“ Realität in bunte Trugbilder und kommt nicht weit. Inmitten farbenprächtigster Miragen will sich

die Freude irgendwie nicht einstellen. Fantasien jenseits von der Wirklichkeit erweisen sich alle samt leer. Dies ist nicht weiter verwunderlich. Das Graue verdankt die Wirklichkeit nicht den Umständen, sondern unserem Umgang mit ihr.

Empfindungen sind Lehrmeister der Evolution. Sie führen uns mit Ankündigungen an das Erlebnis heran und überlassen dem Rest seinen Lauf. Wenn die Gefühle versprechen, dass die Wirklichkeit herrlich sein soll, wir aber nur Langweiliges finden, mühevoll den Alltag fristen und enttäuscht über die Folgen sind, dann heißt es nur, dass es unseren Vorfahren gelang, aus der gleichen Wirklichkeit das Großartige zu entlocken. Kommt es bei uns anders, dann haben wir etwas falsch verstanden, nicht richtig, am falschen Ort, zur unpassenden Zeit und mit verkehrtem Einsatz getan. Nicht die Ankündigungen unserer Gefühle sind falsch, nicht die Umstände und nicht die Wirklichkeit, sondern die Inkompetenz der eigenen Unternehmungen. Frust und Langeweile kommen, wenn wir zu geringe Ansprüche an die Wirklichkeit stellen und uns damit abfinden, dass der Alltag halt „alltäglich“ sei. Kein Augenblick ist es! Die Wirklichkeit ist das, wozu wir diese machen.

Dieses süße Wort Freiheit

Jeder will und sucht sie. Wenige werden fündig. Denn die meisten suchen auch am falschen Ort.

Freiheit ist das wertvollste Gut, für das man kämpfen soll?

Kaum ein Satz wird so sehr missverstanden! Man stellt sich dabei eine Fehde vor, bei der sich die Gegner messen und liegt voll daneben. Freiheit ist kein Gut zum Entreißen, sie ist das Licht zum Wachsen.

Schwach werden wir geboren, verletzlich, doch unsere Kräfte wachsen und mit ihnen die Freiheit. Zwar fügen wir uns in die Notwendigkeit ein, dennoch verändern wir die Umstände so, dass

sich diese uns zu Diensten stellen. Die Wirklichkeit büßt dabei keine ihrer Eigenschaften ein, wird nicht zuvorkommender, wir lernen lediglich, uns darin ungezwungener zu bewegen. Das eigene Können, nicht die Umstände und nicht das Zurückschlagen von Widersachern, machen uns frei. Der Kampf um Freiheit ist der Kampf mit sich selbst.

Und die roten Linien, bei deren Übertretung man zurückschlagen soll? – Was soll dieses kindische Drohgehebe? Nicht der Angriff und nicht die Abwehr, die Initiative ist die beste, aber auch die einzig wirksame Verteidigung.

Jede Initiative etwa? Und wenn nicht, dann welche Initiative? Worin?

Wofür sollte man sich einsetzen?

Das Gute und die Güte

Was ist gut? Was ist schlecht? Was ist richtig? Was ist falsch? Was ist rechtens? Was soll man meiden? Wir richten diese Fragen oft händeringend an die Mitmenschen, suchen Blickkontakt, zustimmende Antworten und sind bei diesen Anfragen selten aufrichtig.

Was die Meisten dabei tatsächlich bewegt, sind bohrende Zweifel und die Angst, schlechter als die anderen abzuschneiden.

Wenn das Gute und die Güte gut sind – warum wird das Gute so schnöde missachtet und das Böse oft so reichlich belohnt? Warum werden die Guten so häufig bestraft und die Bösen belohnt und gepriesen? Begeht man womöglich einen Fehler? Sollte man vielleicht das Gegenteil vom Guten anstreben, um erfolgreich zu sein? Ist womöglich die dunkle Seite die helle?

Dabei ist die Antwort denkbar klar. Das Gute muss nicht belohnt werden, gerade weil es gut ist und bleibende Freuden spendet. Das Böse dagegen bedarf der 30 Silberlinge. Niemand würde es sonst

tun.

BESTIMMUNG

Man hat gut reden, wenn man Gut und Böse allein in Gedanken wälzt. Die Verwicklung (in was auch immer) bedeutet Arbeit und Mühen. Wo nimmt man all die Kraft für die Überwindung und zum Durchhalten her? Was nutzen Preisungen anrückender „Herrlicher Zeiten“ für die Bewältigung des Alltags, ohne die es keinen Morgen gibt?

Leiden kommt vom Wollen

... – soll Buddha gesagt haben.

Wer nichts will, muss nicht leiden und hat daher keine Angst vor Kummer und Schmerzen. Man hat Buddha wohl falsch verstanden oder er hat seinen Spruch nicht zu Ende gedacht.

Der Stein verlangt nichts. Zwar kennt der Stein keine Leiden, aber er lebt auch nicht. Leben ist Wollen! Mehr oder weniger Wollen ist mehr oder weniger Antrieb. Dem Leben das Wollen abzusprechen, bedeutet, ihm den Tod zu wünschen. **Das Wollen macht weder das Leben leidvoll, noch ist Leid an sich schlecht.** Novalis verfasste sogar zur Ehrung von Leiden „Hymnen an die Nacht“ und war darin nicht weniger überzeugend als Buddha. In seiner poesievollen Romantik war Novalis sogar der Überlegene. Sowohl Glück als auch Leiden sind für das Wollen wichtig. Glücksgefühle lenken uns auf das Wertvolle und sie bringen uns Bestätigung für Erfolge. Sorgen geben uns biologische Richtwerte, mit denen wir den Abstand zur Zerstörung messen. Angst kündigt Gefahren im Vorfeld an und rät uns, diese zu meiden. Zwar züchtigen uns Angst, Enttäuschungen und Leiden zuweilen, doch tun sie es aus Liebe, wie eine Mutter. Ist der Abstand zum Abgrund klein und schrumpft zusehends, dann bringt die Angst

uns immer wieder zurück zum Thema. Das Gefühl fordert uns auf, die Selbstzufriedenheit abzulegen und emsig zu suchen, bis die Zukunft erneut freigelegt ist. In diesem Zusammenhang haben wir vielleicht zu wenig Angst, sind zu selbstgefällig und träge, um zielstrebig am Morgen zu arbeiten.

Wie bitte! Sollte man Angst und Leiden heraufbeschwören?

Nein. Sie kommen von allein, ungerufen. Doch sind sie da, so sollte man sich nicht wegdrücken und so tun als gebe es sie nicht, sondern ihnen aufmerksam zuhören. Leiden sind reinigende Gewitter des Strebens. Sie legen unsere Fehlritte und Überschätzungen offen. Die Beschauung der Gefahren und Gegebenheiten, das Aufspüren der Wege, die trotz aller Bedrohungen eine Entfaltung ermöglichen, beheben die Angst und verleihen dem Leben einen Sinn. Angst signalisiert uns, dass das, was wir bisher anstreben, unter den gegebenen Umständen schlecht erreichbar ist und alle bisherigen Mühen vergeblich sein könnten. Da jede Situation eine sinnvolle Handlung zulässt, schulden wir die Ausweglosigkeit im Wesentlichen der Verbohrtheit unserer Haltung. Wie eine Fliege stoßen wir gegen die Fensterscheibe, statt das Hindernis hinzunehmen und einen Umweg zu suchen.

Jede Situation soll Raum für sinnvolles Handeln bieten? Ach was! Welchen Ausweg bietet zum Beispiel die Diagnose einer tödlichen Krankheit?

Viele, solange man lebt. Man strengt seine Phantasie nur etwas an.

Zuversicht

Was soll das Hadern mit dem Schicksal – ob einzeln oder gemeinsam. Letztendlich bleiben die Mühen doch vergeblich. Unser Gegenwartswissen bietet selbst der Menschheit im Ganzen nicht den Schimmer einer Aussicht.

Die Wissenschaft sagt eiskalt: Die Sonne wird einst ausgestrahlt und der Planet Erde unbewohnbar sein. Der Flug zu anderen Galaxien erfordert Energien, die der Masse unserer Sonne entsprechen. Man müsste daher einen Stern auslöschen, um zu einem anderen zu gelangen. Doch würde man diese Energie irgendwie aufbringen, wird es unerträglich eng in der Raumkapsel, die Reise wird lang und ihr Ausgang ungewiss sein. Im Grunde, erhalten die wenigen Argonauten eine lebenslange Freiheitsstrafe unter extremen Existenzbedingungen, statt Erlösung. Werden sie je durchhalten und unbeschadet ankommen?

Man kann mehrere solch auswegloser Hochrechnungen anführen. Ist alles verloren, weil nach dem derzeitigen Wissensstand alle Mühen, den Planeten Erde zu erhalten oder zu verlassen, vergeblich sind?

Zuversicht ist die Gewissheit, dass es dennoch eine Lösung gibt. Die Lösung ist derzeit nicht erkennbar, alle Fakten sprechen dagegen. War es bisher nicht immer und in allem so? Wie soll ein Sammler den Pflug, ein Jäger aus der Steinzeit – Schießpulver, ein Urmensch – Raketen, ein antiker Philosoph – die Atomspaltung voraussehen und in Betracht ziehen? Weder Vorstellungen noch Möglichkeiten gab es für solche Visionen. Diese kamen erst später. Wenn wir so weit sind, werden wir einen Ausweg finden. Warten darauf sollte man dennoch nicht, sondern schon jetzt mit der Suche beginnen.

Unerwartetes

Was nutzten alle Zusicherungen gegen Wendungen des Geschicks. Das Pferd von Dschingis Khan stolperte über ein Kaninchenloch. Mit Dschingis Khan stürzte das Mongolenreich. Was gegnerische Armeen, Hofintrigen, Dolche und Gifte nicht vermochten, bewirkte ein niedliches Tierchen und das nicht einmal

absichtlich.

Welchen Sinn hat das menschliche Streben, wenn der Zufall jedes Vorhaben unverhofft zerstören kann und es schließlich irgendwann auch tatsächlich tun wird?

Ja, wir können nicht beeinflussen, was, wo, wann auf uns zukommt. Was wir mit dem Geschehenen anfangen, liegt jedoch allein bei uns. Der Zufall setzt nur denen schwer zu, die sich für abgeschlossen halten. Der Zufall zerstört die Illusion, alles unter Kontrolle zu haben, er verrät uns die eigenen Unzulänglichkeiten, zeigt, dass hinter dem Sichtbaren etwas bei weitem Größeres liegt und gibt Anlass, uns zu bessern.

Wie beliebt? Der tödliche Zufall soll bloß ein Anlass, eine Gelegenheit sein?

Natürlich!

Tod im Leben

Zurück zu der Frage, was bleibt uns noch bei einer tödlichen Krankheit oder anderen Gewissheiten eines anrückenden Unheils? Die Todesgewissheit ist der Stachel, welcher die Luftblasen der Wichtigtuerei platzen lässt. Er bewegt den Menschen dazu, über sein Wesen nachzudenken und so zu leben, dass eine Unterbrechung seinem eigentlichen Wirken nichts anhaben kann. Wie denn? Was denn? Welche Unternehmungen sollte man angesichts der Kürze des Lebens wagen, um deklariertem Anspruch zu genügen?

Wenn es auch paradox klingt. – Nur die höchsten!

Die Kürze des Lebens ist ein Trugschluss. Das Leben bricht nicht ab. Es nimmt sich eine Verschnaufpause, wendet sich anderen Dingen zu. Übrigens unterbricht nicht nur der Tod unser Wirken. Zerreißen wir nicht laufend Fäden unserer Vorhaben und binden diese später vielfältig und für uns selbst unerwartet wieder

zusammen?

Tag für Tag lassen wir Dinge unerledigt liegen, wenden uns ab, mitunter gänzlich vergessen, dann finden wir sie wieder und packen sie an. Noch krasser ist der Schnitt beim Einschlafen. Wir treten komplett weg. Haben wir Angst vor dem Schlaf? Nein! Wir ersehnen diesen, der Frische und Kräfte wegen, die er spendet.

Bekümmert uns das „Nichtsein“ im Schlaf? Nicht im Geringsten! Warum nicht? Weil wir der Fortsetzung gewiss sind. Die Erfahrung sagt uns, dass nichts von dem Gestrigen umsonst war und mit dem Aufwachen ganz bestimmt seine Weiterentwicklung findet.

Was ist anders am Tod? Die Ungewissheit? – Worüber? Eigentlich ist es umgekehrt. Auf dem Richtstuhl des Todes wird klar, was von dem, was wir mitbringen, Bestand hat und was vergeht. Doch wo ist der Beweis, dass man aus dem Todesschlaf erwacht? Das eigene Leben ist der Beweis. Wir sind nun mal da. Gekommen sind wir aus der Dunkelheit und saugten begierig auf, was unsere Vorfahren vorbereiteten. Denn was macht das eigene Leben überhaupt so lebens- und erhaltenswert? Wie sehr man es auch abwägt, das Wertvollste am eigenen Leben ist das Erbe vergangener Generationen: alle Erfahrungen, Gedanken und Können, die sie an uns weitergaben und die in uns und mit uns weiterleben. Ohne diese wäre unser Wirken bedeutungslos. Was dem Leben dient, wird mit Sicherheit wiedergefunden und in unerwarteten vielfältigen Kombinationen fortgesetzt. Verfallen und vergessen wird nur das Nichterhaltenswerte. Leben heißt Wirken. Der Tod ist ein Intermezzo des Lebens, genauso wie der Schlaf ein Intermezzo des Wachseins ist. Beide bringen die tröstende Gewissheit einer anrückenden Ruhe, nicht ganz gewollt, jedoch stets verdient und erlösend.

Und das Unverhoffte daran? Wenn uns der Tod kurz vor dem Abschluss von etwas Wichtigem trifft und es nicht zu vollbringen

erlaubt? Sollte man nicht lieber etwas Kleineres, Sicheres wählen?
Wozu?

Tod und Unglück finden genug Gelegenheiten zuzuschlagen, ohne uns vorher mit erhobenem Zeigefinger zu mahnen. Sie kommen, wenn ihnen danach ist. Wir aber werden es dem Ungemach nicht leicht machen, im Inneren über seine vergeblichen Mühen lächeln und an den kleinen Siegen unserer Widerspenstigkeit Freude haben. Eines ist gewiss. Was wir verfehlen, werden andere richten. Und wenn der Tod schmerzlich, grausam, oder peinlich wäre? Wenn der Mensch als Schwächling vor dem Schicksalsschlag oder Feigling vor der Folter dasteht?

Grausam und beschämend ist nicht der Tod, sondern zuweilen das Leben, das sich verbraucht hat und nicht weiter weiß. Es ist nichts Schlimmes dabei, wenn man angesichts von Schmerzen klein beigibt, weint und vor den Flammen des Feuers auf einem Scheiterhaufen die Beine anzieht oder im Todeskrampf uriniert.

Der Tod kennt keine Schmerzen und keine Peinlichkeit – er erlöst von diesen. Was die Begleitumstände betrifft, irgendwie, müssen wir alle sterben. Hat man den Übergang geschafft, sind alle Misslichkeiten für immer vergessen.

Umgang mit dem Altern

Leicht ist es, tapfer aufzutreten, wenn man bei Kräften und frei von Ängsten oder Schmerzen ist. Was aber, wenn man quasi schon vorher verfault, sein dementes Selbst im Spiegel nicht erkennt, dummes Zeug von sich gibt? Der Seniorenverstand ist von Stumpfsinn, der Alltag von Krankheiten geplagt. Die Verklärung kehrt nur noch gelegentlich ein. Man kann diese nicht erzwingen, wohl aber geduldig auf die Augenblicke mit Durchblick warten. Kann man den Verfall bekämpfen, etwas gegen das Nachlassen des Scharfsinns, des Augenlichtes, gegen Demenz tun? Na klar.

Man muss es sogar. Man legt sich eine Brille, ein Hörgerät, ein Notizblock oder einen Computer zu. Augen, Ohren oder Gedächtnis werden dadurch nicht besser. Aber man lernt, das Verbleibende besser zu nutzen. Man erfindet unzählige Tricks, mit denen man der schwächelnden Aufmerksamkeit auf die Sprünge hilft. Noch können wir unser Leben nicht wesentlich verlängern, aber wir tun viel, wenn wir um jeden Augenblick eines erfüllten Lebens streiten.

In jedem Menschen ist, dank seiner Entstehungsgeschichte, ein Sammler und Erbauer enthalten. Die angeborene Körperlichkeit ermöglicht das Sammeln und Abschöpfen. Leibliche Organe und Funktionen haben ein Fälligkeitsdatum des bisher erreichten und vorgesehenen und brechen im Alter nach und nach weg. Man kann nur ohnmächtig zusehen, wie vieles nacheinander entgleist. Für die geistige Schöpfung bestehen die evolutionären Beschränkungen nicht, denn sie ist auf das Künftige ausgerichtet. Schöpfung setzt das Vorhandene ungewöhnlich ein und findet dort überraschende Lösungen, wo die üblichen Automatismen versagen.

Die Verluste sind unvermeidlich? Wir müssen halt diese in Gewinne verwandeln! Das Altern ist nicht zum Abfinden, sondern zum Voranschreiten da. Leben, lange leben, weiter leben trotz aller Widrigkeiten ist die erste Menschenpflicht!

—

MENSCHEN_{un}WÜRDIGES

Das Menschliche soll das Gegenteil vom Biologischen sein. Religion, Politik, Wissenschaft einst pochten darauf. Seltsamerweise erniedrigt diese Abschottung den Menschen, statt ihn hervorzuheben. Der Mensch hat viel mehr mit dem übrigen Leben gemeinsam, als er je denkt, und die wilde Natur ist viel weiser, als man

es sich je vorstellen kann. Was ist aber wirklich des Menschen würdig und was ist ihm unwürdig?

Versetzen wir uns 5 000 Jahre zurück in eine bescheidene Menschenbehauung, um an einer Unterhaltung über den Sinn des Lebens und die Stellung des Menschen im Universum teilzunehmen. Gleiten wir dann auf der Zeitskala 3 000 Jahre vor, springen von dort in die Zeit um Christi Geburt, dann noch weitere 500 Jahre voran. Hören wir uns die Meinungen der Zeitgenossen an. Für diese Wanderung durch die Epochen brauchen wir weder teure Geräte noch Magie, ein Bibliotheksausweis und etwas Geduld genügen.

Legt man die Vorurteile ab, nimmt man sich die Zeit zum Zuhören, so wird man nicht wenig überrascht sein. Die Ausdrucksweise unserer Vorfahren ist altmodisch, mitunter grotesk. Einige der Vorstellungen sind seltsam. Die Botschaft insgesamt ist jedoch durchaus erkennbar. Man spürt, wie die Urheber das Grundlegende erfassen wollen und treffende Worte suchen, wobei jede Zeit sich ihrer eigenen Sprache bedient und die geläufigen Missverständnisse in die Erklärungen einbindet. Tauscht man die altmodischen Begriffe aus, lässt man überholte Begründungen weg, so wird man von der Tiefe der Inhalte überwältigt und von der eigenen Überheblichkeit beschämt sein. Zurückgekehrt in die Gegenwart, werden wir die Gewissheiten unserer Zeit und Kompetenz wissenschaftlicher Autoritäten etwas skeptischer betrachten. Von der Reise durch die Epochen bereichert, wissen wir nunmehr: Das heute Vorlaute und „Unumstößliche“ wird in 100 Jahren läppisch sein. Vieles wird spurlos verweht, Weniges bleibt bestehen. Gehen wir auf dieses Unvergängliche ein.

Leider versteht und würdigt die Gegenwart es kaum.

Sinn des Lebens

Ein König, so die Fabel, schickte einen wissbegierigen Lehrling auf Erkundungsreise in ferne Länder. Er erteilte ihm den Auftrag, den Sinn des Lebens zu ergründen. Nach langem Wandern und Forschen kehrte der nun anerkannte Gelehrte als Greis zurück. Der König lag auf dem Sterbebett. Bedrängt vom nahen Tode fasste sich der Rückkehrer kurz: „Menschen werden geboren, um blind zu irren, zu leiden und zu sterben – dies ist der einzige erkennbare Sinn ihres Lebens.“

Das Gesicht des Königs erstarrte bei dieser Auskunft. Die Gedanken rasten. Sollte das alles sein? Wie öde, fremd, unangemessen! Nein, sein Leben hatte ihm etwas anderes beigebracht. Er schwieg, um die passende Antwort ringend.

Das Schweigen missdeutend, erhob sich der Besucher, um zu gehen, warf dabei einen gelangweilten Abschiedsblick auf den Sterbenden und zuckte zusammen. Zu groß war der Kontrast zwischen dem Gesagten und Bewirkten. Der König lächelte gelöst und heiter.

„Der Sinn des menschlichen Lebens besteht im Streben nach Glück“, erwiderte der König und seine Augen strahlten.

„Was ist das schon, Glück?“ – spottete der Gelehrte selbstsicher und von oben herab. –“Ein Trugbild berauschter Sinne, die Schwerelosigkeit des freien Falls in den Abgrund.....“

„Glück? Oh.....h!“ - unterbrach ihn der König – „ist das Frohlocken des Könnens, tiefe ruhige Atemzüge auf einem erklommenen Gipfel, der süße Geschmack des Erfolgs, die in der Sichtweite schimmernden Stadttürme des Reiseziels, Glück ist das Werden ohne Ende.“

„Was können diese Blumen gegen die Tatsache, dass du im nächsten Augenblick verenden wirst?“, zischte der Greis durch die

Zähne. Er war zutiefst gekränkt, ohne zu wissen warum. Der König überhörte den Argwohn und fügte bestimmt und irgendwie erleichtert hinzu: „Glück ist auch zu wissen, über Widersacher und Missgeschick gesiegt zu haben, über den Tod hinaus in alle Ewigkeit.“

Der König verschied. Es gab niemanden mehr zum Streiten. Der Gelehrte verließ das Zelt, schaute auf die funkelnden Sterne, dann auf seinen Wagen, der immer noch nebenan stand, beladen mit den, wie sich herausstellte, nutzlosen Manuskripten. Er zählte die Jahre seines Lebens zusammen, stellte Träume und Taten gegenüber und versank in Schwermut. Ihm wurde auf einmal klar: Auch er wurde zum König geboren. Er hatte beides: Wahl und Bestimmung. Die eine verfehlte er, die andere hat er verkannt.

Verblendung

Wie viele selbstlose Opfer und vermeintliche Helden verdanken wir dem Irrtum! Wer seiner Sache sicher ist, glaubt ein Halbgott zu sein. Wird man der Lächerlichkeit seiner Ideale gewahr, so ist man auf einmal verloren. Man weiß plötzlich keinen Grund mehr, um dieses oder jenes anzufangen, sieht keinen Sinn mehr im Leben. Im Vakuum der Bestimmung finden selbst die absonderlichsten Ideologien Anhänger – lieber ein goldener Traum, eine Verblendung als gar keine Weltanschauung.

Eine Lüge wird niemals zum Ersatz des Wissens, das Dogma nie zum Ersatz des Gewissens. Die Menschheit muss lernen, mit der Ungewissheit zu leben, was immer sich daraus auch ergibt.

Ja, – wir haben es oft genug gehört und haben keinen Zweifel daran. Ja, wir sind sterblich! Nicht nur jeder einzelne von uns, auch die Sterne brennen nicht ewig. Sie explodieren oder fallen zusammen. Unsere Sonne ereilt eines Tages das gleiche Schicksal. Noch lange bevor es dazu kommt, wird unsere Erde zum Eisklumpen

erstarren. Etwas daran zu ändern, liegt nicht in unserer Macht. Zum Ausweichen gibt uns die Physis keine Chance. Wenn schon! Die Gründe werden uns stets in die Schranken weisen. Wir dagegen werden unermüdlich, gezielt oder blind nach Schwachstellen in ihren Mauern suchen, entgegen allen Gründen handeln, streben und schließlich einen Ausweg finden und über alle Gründe siegen. Und sollte dabei die eine oder andere Gewissheit gegen uns sprechen – dann ist sie keine ganze Wahrheit.

Zwei plus zwei ist vier. – Diese Aussage ist zweifelsfrei gültig. Wahrheit und Gültigkeit sind aber nicht eins. Die Gültigkeit mauert. So ist es und nicht anders, sagt sie. Das Gültige ist jedoch noch lange nicht alles. Um dieses herum liegt eine Welt unendlicher Möglichkeiten. Diese sind teilweise missverstanden, viele noch unentdeckt, aber sie sind da. Die Wahrheit ist eine Lösung, sie reißt die Schranken nieder – suchen, nicht aufgeben, finden und nicht stehenbleiben – ist ihr Prinzip.

Wahrheit?

Was ist Wahrheit!?! – warf Pilatus spöttisch ein und ging, ohne auf die Antwort zu warten. Man kann seine Haltung verstehen. Wie weit man auch zurückblickt, immer wurden die Anhänger der Wahrheit im Namen dessen, was man Wahrheit nannte, verfolgt. Etwa dafür, dass sie den Kreislauf der Gestirne oder des Blutes erklärten? Nein, weil sie den gewohnten Gang der Dinge störten. Der Wortlaut von Anklagen erscheint im Nachhinein lächerlich, damals waren die Anschuldigungen tödlich ernst gemeint.

Gedanken lenken Menschen jenseits von Befehlsketten und geltenden Verbindlichkeiten, sie stoßen die Pforten zum Machbaren auf, entfesseln Lawinen von gewaltiger Schlagkraft und untergraben dadurch bestehende Verhältnisse. Kein Wunder, dass man gegen Ideenträger mitunter härter vorgeht als gegen Verbrecher.

Obgleich gekreuzigt, verbrannt, verbannt oder verschwiegen, kommt die Wahrheit nach unerwarteten Wendungen immer wieder zur Geltung, wie lange die Nacht auch währt. Der Grund dafür ist denkbar einfach. Die Wahrheit ist so stark, weil sie die Wahrheit für alle, für alle, die ihr folgen, einschließlich der bekehrten Widersacher, ist.

Die Wahrheit ist eine Lösung, die Wahrheit ist ein Weg und wenn man vorankommt, so nur in Wahrheit. Eine Lehre muss, bloß weil sie von Glück und Tugend spricht, noch lange nicht wahr sein. Doch die Wahrheit muss, um wahr zu sein, Menschen glücklich und stark machen. Und Schönheit? Ich weiß nicht, ob Schönheit eine Wahrheit ist, aber alles Wahre ist stets schön und gütig.

Bosheit

Wir wachsen auf im Glauben, dass Vernunft und Gerechtigkeit sich stets durchsetzen und haben damit im Großen und Ganzen Recht. Das Erwachsenwerden bringt Enttäuschung über die Ohnmacht der vermittelten Ideale. Was aber, wenn unsere Deutung des Aufgeschnappten falsch war? Ist es nicht so, dass das vermeintlich Bessere (die Güte) dem Pragmatischen (Bösen) stets unterlegen ist? Definitiv nicht!

Der Teufel nahm das Wort Gottes in den Mund und staunte. Willig folgten die Menschen ihm, statt dem Schöpfer. Der Trottel merkte nicht, wie er zum Sprachrohr der Schöpfung wurde, in einer Zeit, als noch niemand die Zusammenhänge verstand.

Das Unheil ist nicht immer das, wofür man es hält. Auch das Gute bringt nicht nur Sonnenschein. Offen steht die Wahrheit neben uns und bleibt dennoch verkannt. Sie will helfen. Wir laufen jedoch blind an ihren Wegweisern vorbei und verneinen das Offensichtliche des kurzsichtigen Vorteils wegen. Und so setzt die Güte eine

böse Maske auf, schneidet Grimassen, legt, wenn nötig Hand an, um sich Gehör zu verschaffen. Auch das Böse und Bösewichte haben etwas Gutes an sich. Sie stoßen uns von Orten und Beschäftigungen ab, denen wir unwürdig sind und lassen uns nicht bei den Menschen verweilen, zu denen wir nicht gehören. Sie offenbaren uns unsere Schwächen und treiben uns gleichsam voran.

Sünde

Der Gegenwartsmensch kann über die Gebote der Vergangenheit nur überlegen lächeln. Was? – Fasten zu Ostern! – zum Osterfest gehören doch Schokoeier und -Hasen.

Gründlichkeit, Zurückhaltung, Besinnung! Wozu? Sagt man nicht neuerdings so sehr zutreffend: *Wer zuerst lacht, lacht auch zuallerletzt*. Gelegenheit zur Heiterkeit wird es danach einfach nicht mehr geben.

Bescheidenheit? Damit besteht man wohl kaum ein Bewerbungsgespräch!

Gewissen? – Nur, wenn jemand zusieht, wir dabei gut ankommen und es sich auszahlt.

Sünde? Mal ehrlich, wenn der Gebieter, mag ihn jemand auch für Teufel halten (Menschen sind nun mal in ihren Einschätzungen uneinig), uns mit seiner Aufmerksamkeit beehrt und für kleine Dienste eine ganze Welt anbietet, wozu die Prüderie? Ein zustimmendes Nicken, oder ein „OK“ genügen!! Dumm ist, wer gegen seinen Vorteil handelt.

Ist es so?

Sünde bezeichnete ursprünglich die Abkehr vom Willen Gottes. Gott ist der Schöpfer. Wir glauben nicht an Gott, und wenn, dann auch nicht richtig. Doch was könnte man sich unter dem Willen des Schöpfers anderes als eben die Schöpfung vorstellen? Sünde wäre die Abkehr davon. So gesehen behält das Wort nach wie vor

seine Berechtigung. Leider sündigen wir immerfort, wir tun es aus Unwissenheit, Überschätzung und fehlender Erfahrung. Die Sünde ist unvermeidbar? Mag sein! Wichtig ist, dass wir immer zu dem richtigen Pfad zurückfinden und aus Verfehlungen lernen. Wenn man schon von Sünde spricht, sollte man auch auf das Religiöse eingehen.

BEINAH RELIGIÖSES

Das Fohlen, kaum von der Mutter abgeleckt, stellt es sich schon auf seine wackligen Beine, schaut mit großen Augen in die weite Welt, macht erste Schritte und Sprünge. Jede seiner Bewegungen sagt: großartig, bezaubernd, höchst wundervoll. Dieses sanfte Meer von Gräsern, habe ich es nicht schon einmal erlebt? Ist dieses Euter nicht voller süßer Milch und für mich da?

Gewiss war ich schon einmal hier, gewiss bin ich wieder da.

Muss dieses naive Erahnen der ewigen Wiederkehr, deshalb lächerlich sein, weil es sich im Gehirn eines Tieres abspielt, weil ihm jegliche philosophische oder religiöse Begründung fehlt? Eine erheiternde Erfahrung spricht aus den einfachsten Wahrnehmungen. Berge und Täler, horizontale Wolkenschichten, die spiegelnde Fläche des Ozeans, das tiefe Blau des Himmels oder das Licht unbekannter Gestirne, wohin das Schicksal uns auch verschlägt, was es unseren Augen auch anbietet, wir finden überall Verbündete. Blumen, Bäume, Farben und Formen erfüllen unser Herz mit Freude und Zuversicht.

Das Gefühl täuscht nicht. Wir sind viel älter als alles, was uns umgibt. Wir sind mit Allem seit langem vertraut. Unser Lebensfunke stammt aus einer Milliarden Jahre alten Schöpfungsgeschichte, die uns aus Erde aufbaut, belebt, fördert und vor Verwesung schützt.

Der aufmerksame Leser hat längst bemerkt, ich rede von

Schöpfung und beschreibe das Leben. Johannes hat dasselbe in umgekehrter Reihenfolge getan: „**Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben**“. (Evangelium nach Johannes 14,6). Wusste Johannes, wovon er spricht? Nicht genau, aber er spürte den Zusammenhang mit ganzem Herzen und fand richtige Worte hierfür.

Wenn der Schöpfer eine Kraft ist, die die Erde, das Wasser, die Luft, die Wälder, die Wiesen, die Tiere und Früchte erschaffen hat, wenn der Schöpfer eine Macht ist, die uns das Leben gibt und das Leben nimmt, dann ist diese Macht nichts anderes als das Streben, das aus den Ursprüngen der Evolution hervortritt und sich über eine ununterbrochene Reihe an Einzelleben und Zeugungen immer weiterentwickelt.

Schaut euch um, ihr Erdenbewohner – ihr könnt der Wirklichkeit nicht befehlen – gewiss – doch die Welt, die ihr seht, riecht, fühlt, haben eure Ahnen erschlossen in einem langen Zug des vorwärtsschreitenden Seins. Die schöpferische Kraft dieser Wirklichkeit ist nicht im Himmel, schwebt nicht substanzlos umher, sondern ist in euch eingeschlossen. Sie ist die tätige Erfahrung eines gewundenen Aufstiegs aus den Tiefen der Urzeugung.

Wir sind hier und jetzt – und wir sind es nicht. Das Verständnis für den Augenblick, für das unmittelbar Gegebene dringt zu uns aus den Weiten der Zeit und des Raumes, die wir als Bakterium, Tier, Mensch und zuletzt als „Ich“ durchquerten. Form, Farbe, Ton – nichts ist gegeben, nichts ist von selbst und an sich da – alles ist das Werk unserer Deutung und der Spiegel des Könnens zugleich.

Je ergiebiger der Erfahrungsbrunnen, aus dem wir unsere Vorstellungen holen, desto reicher und klangvoller ist der Augenblick, desto mehr nähern wir uns der Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit

Das Verlangen nach Ewigkeit gehört zu den tiefsten der menschlichen Natur. Der Glaube an das Wiedererstehen im alten Ägypten, wo der Tod keine Strafe, sondern ein Übergang zum anderen Leben bietet, fügte die Bestrebungen Einzelner in die Bahnen einer tausendjährigen Kultur. Ihre Größe erstrahlt bis in die Gegenwart. Seither haben sich lediglich die Ausdrucksformen verändert. Auch heute möchte man, wenn nicht im Leben, so doch wenigstens im Namen, in Kindern, im Ruf, zur Not auch in fremdem Hass und Neid fort dauern, wenigstens einen Schatten der Unsterblichkeit erlangen. Dabei liegt das Ewige so nah. Unser Körper ist hier und jetzt. Wir aber sind an den Frontlinien unserer Unternehmungen. Im Denken und Tun richten wir uns nach den einstigen Geschichtsereignissen, borgen uns Werkzeuge längst vergangener Generationen. Das geistige Erbe fließt in das Alltägliche ein und verleiht diesem wahrhaft historische Dimensionen.

Die Summe der körperlichen und geistigen Eigenschaften eines Menschen, die über die Grenzen seiner räumlichen Stellung und Lebenszeit hinausreichen, ist das, was die Alten „Seele“ nannten. Die Seele kann tierisch, eng, kurzsichtig aber auch offen, einladend und groß sein. Die Seele lehnt sich gegen die Schwächen des Körpers, gegen die Ketten des Raumes mit der Zeit auf, und sie gewinnt. Die Anfälligkeit des Körpers tut der Unendlichkeit der Seele keinen Abbruch. Die Seele saugt Menschen- und Völkerschicksale auf und macht diese zu Bestandteilen des eigenen Werdegangs. Die Menschen stellten schon immer Fragen nach der Unsterblichkeit der Seele, anfangs ehrfürchtig, dann spöttisch vernichtend. Doch mit den Fragen nach der Beschaffenheit des Himmels (wo die Seelen wohnen sollten) und deren Beschäftigungen nach dem Tode (Essen, Trinken, Singen im

Paradies), schoss man voll daneben. Das alles hatte mit der Seele nichts zu tun. Mehr noch, man irrte aus der unendlichen Gegenwart des Bewussten in eine Zukunft, die, würde es eine solche geben, öde und eng wäre.

Das zwanzigste Jahrhundert erhob Worte wie Psyche und Intelligenz in den Rang von wissenschaftlichen Größen, um Begriffe wie Verstand, Geist und Seele abzulösen. Der Ersatz ist notdürftig. Während Psyche und Intelligenz sich auf die jeweiligen Reaktionen und Resultate von Fragebögen beschränken, schließt das Geistige die Welt aller menschlicher Vorstellungen ein.

Das geistige Erbe ähnelt dem fortlebenden Licht eines Sternenhaufens. Man schwebt in einer Welt von Meinungen, originellen und bloß weitergegebenen, man spricht, streitet, man hört weg oder zu und bemerkt dabei nicht, dass die meisten Lehrmeister und Verkünder, mit denen man sich unterhält, wie die Sterne am Himmel längst erloschen sind. Wir sind nicht weniger als unsere abergläubischen Ahnen von Verstorbenen umgeben. Die vergangenen Generationen leben in unserer Mitte und erweisen sich oft als bessere Freunde und Ratgeber als Bekannte und Zeitgenossen es je werden können. Ihre Körperlosigkeit macht sie nicht minder real. Was ist aber Körperlichkeit überhaupt?

Körperlichkeit

Jeder reife Mensch spürt mit dem Erwachen seiner Kräfte das Verlangen, diese zu veräußern. Von wegen sparen und geizen! Er will sich strecken und recken, in die Ferne schweifen. Von wegen sich erhalten und schonen – der Mensch will sich ausgeben, Verwegenes anzetteln, die Welt umkrempleln.

Der körperliche Eigensinn widerspricht, führt sich auf, als wäre er der eigentliche Zweck. Er blufft. Ohne die Außenwelt und ohne Bewusstsein ist der Körper leer und leblos. Auf der

Intensivstation, beatmet und künstlich ernährt verliert der Mensch alles Menschliche, selbst wenn er dabei unversehrt bleibt. Beim Einschlafen verabschieden wir uns vom Hier und Jetzt ohne jede Dramatik. Unser Körper bleibt dabei wach. Das Herz schlägt, die Verdauung geht weiter, die Blutzellen eilen ihrer Wege, emsig wie immer. Eingeschlafen ist lediglich unsere Bindung an die Wirklichkeit.

Der Mensch auf der Intensivstation und der handelnde Mensch, der schlafende und der voll wache, physikalisch sind sie identisch, doch wie riesig ist der Unterschied eines Körpers mit und ohne Bewusstsein, mit und ohne Seele! Man sieht, der Mensch ist nicht sein Leib, sondern Gesinnung und Innerlichkeit in ihrer Verwirklichung. Der Körper ist bloß deren Instrument.

Innerlichkeit

Die Hingabe, mit der man an der eigenen Gesinnung hängt, ist bemerkenswert, wenn man die Unannehmlichkeiten bedenkt, die daraus entstehen. Der Innerlichkeit wegen gehen Menschen ins Gefängnis oder in die Verbannung, hocken in engen Stuben, fern von der Frische und den Freuden der Welt. Sie fügen die Nacht zum Tag und gönnen dem Körper keine Ruhe.

Sokrates nahm Gift, statt zu fliehen, Galileo zog Verbannung dem Stillhalten vor.

Marie Curie verstrahlte sich tödlich. Sie entdeckte radioaktive Elemente, welche nicht nur ihre, sondern auch die Festigkeit der Materie erschütterten.

Vater und Sohn Roebling bauten die Brooklyn Bridge. Die Brückenstützen stehen bis heute. Sie kosteten beiden das Leben. Der Vater bekam Tetanus nach Vermessungsarbeiten an einem Brückenpfeiler, den Sohn ereilte die Caissonkrankheit. Um am Flussboden zu arbeiten, entwickelte Roebling spezielle Unterwasser-

Senkkästen, stieg mehrmals täglich ab und auf. Luftbläschen, die sich beim Aufstieg in seinem Blut bildeten und Hirngefäße verstopften, machten ihn bald zum Krüppel. Gelähmt sah er seine Brücke wachsen und war der allererste Fall der Dekompressionskrankheit. Die Ursachen beider Erkrankungen waren damals nicht bekannt und konnten nicht vorgebeugt werden.

Ging es diesen und Millionen anderer Menschen um ihren Namen? Um eine Widmung im Geschichtsbuch? Wollten sie Blicke unbekannter Passanten auf sich ziehen? Wollten sie in aller Munde sein? Wenn sie gewusst hätten, und dies ist anzunehmen, dass ihr Wirken unbezahlt bleibt, dass Errungenschaften ab einer bestimmten Größe vom Prinzip her nicht angemessen vergütet werden können, hätten sie einen anderen Weg gewählt? Hätten sie sich lieber etwas Kleineres vorgenommen, etwas Handlicheres, um es den Mitmenschen vor Augen halten zu können, hätten sie dann mehr Zeit dafür aufgebracht, Lob einzuholen? Oder hatten sie ihren Lohn schon lange bevor die Kundschaft von ihren Taten jemanden erreichte?

Auch wenn sie zögerten und abwogen, für sie gab es keinen anderen Weg, für sie gab es keine Wahl. Das Theaterstück von Karel Čapek „die Mutter“ beschreibt es eindrucksvoll. Am Ende will man nur eins und stellvertretend für alle Menschen dieses Schlags sagen: „**Mein Reich ist nicht von dieser Welt**“ – Worte, die man erst aus der Entfernung von Jahrtausenden richtig zu würdigen lernt. War dieses Reich darum weniger wirklich, da die Zeitgenossen es nicht zu sehen vermochten?

Innerlichkeit dehnt Dimensionen von Raum und Zeit aus, zeugt Glück. Dass man ihretwegen Mühen auf sich nimmt und mitunter ins Krankenhaus, Gefängnis oder in die Verbannung gehen muss, tut nichts zur Sache. Körper sind sterblich, der – Geist nicht. Das Sichtbare und das Tatsächliche sind nicht eins. Von wegen

Mauern! – Die Horizonte des eigenen Könnens bilden die Wände des eigentlichen Verlieses. Erfüllung lässt sich nicht von Mauern beeindrucken und lacht der Mühen, sie einzusperren.

Erfüllung

Rätselhaft ist schon das Wort, noch merkwürdiger sind die Orte, an denen Menschen ihre Erfüllung suchen. Der eine hockt im Labor, der andere spielt verträumt mit Zahlen, ein dritter wandert mit einem halbleeren Rucksack und übernachtet unter freiem Himmel, ein weiterer errichtet staatliche, religiöse oder industrielle Imperien, die nutzlos zum Wohnen und zu groß zum Bereisen sind.

Warum verlässt der Mensch, kaum dass er für Essen, Wohnen, Gesundheit gesorgt hat, die „praktische“ Ebene und verschreibt sich Unternehmungen, die keinen Bezug zum Alltag haben – schläft wenig, isst unregelmäßig und gewährt sich keine Abwechslungen außerhalb seiner Leidenschaft? Warum schweift der Mensch vom Nützlichen ab? Was treibt ihn: die Neugierde, die Gewohnheit des Weitermachens, die Gier, der Instinkt?

Im Buch Krishna soll stehen, dass Gott, als er die Morgenröte erschuf, von ihrer Schönheit überwältigt wurde. Es ist eine gute Metapher und jeder ist zu bedauern, der das Gefühl einer explodierenden Weitsicht noch nie erlebte.

Irgendwann in der Evolution eignet sich das Leben die Fähigkeit an, die Farbe sowie die Intensität der Sonnenstrahlung zu empfinden. In einem weiteren Schritt lernt das Tier, die Anspannung der Augenmuskulatur als Maß der Entfernung und die Farbe als Unterscheidungsmerkmal der Oberflächenbeschaffenheit zu deuten. Dabei denkt das Tier sich nicht viel, sondern geht den nächsten Bedürfnissen seines Tastsinns nach. Eine Verknüpfung zwischen Tastsinn und Farbe, zwischen Augenmuskelspannung und Entfernung – wie dürftig die Voraussetzungen, wie weitreichend die

Folgen! Von der Anhöhe der eigenen Beine oder des erklimmenen Felsens erblickt die Kreatur auf einmal eine Weite, die sie nicht greifen oder begehen kann und sich doch zu eigen macht. Die Fähigkeit, das nächste Licht zu erkennen und dieses in Beziehung zu einer räumlichen Entfernung zu setzen, sprengt das Unmittelbare des Tastbaren.

Genau wie das Licht, bringt auch ein Gedanke oder ein gelungener Handgriff plötzlich Klarheit in das verworrene Knäuel des Irrens, ordnet Chaos zum Uhrwerk, erhellt und entzückt.

Wir wandern im Dunst von Vorurteilen auf der Suche nach dem Lebenszweck, wie durch die dunklen Gassen eines von Nacht und Nebel verschluckten Stadtviertels. Dann erscheint ganz nah ein vertrauter Gegenstand, ein altbekannter Wegweiser, eine Tafel an der Wand oder eine Leuchtreklame, welche der Vorstellung Halt gibt. Nacht und Nebel treten auf einmal zurück, die Gegend wirkt nunmehr selbst in der Finsternis vertraut. Die Erfahrungen ordnen sich. Die Beklemmung löst sich, der Gang wird leicht, jeder Schritt bringt eine Bestätigung.

Was ist erhebender, als wenn nach einer langen Zeit des Irrens zwischen faden Lichtern der Nacht, nach Jahren der Ungewissheit und des Zweifelns, sich die Sonne der Vernunft mit einem Silberstreif in der Ferne ankündigt und in die Höhe schnellt? Ein Blick, der im Fall eines Apfels die gleiche Ordnungskraft erkennt, welche auch die Planeten auf ihrer Bahn hält, verwandelt ein Wirrwarr an Tatsachen in himmlische Harmonie, bringt Gestirne näher, lange bevor kosmische Reisen möglich werden.

Wie viele Morgenröten kann ein Mensch erleben? Viele, sehr viele! Hinter jedem Berg verbergen sich neue Horizonte und neue Gipfel, strahlender und verlockender als alle jemals zuvor eroberten.

BEWUSSTSEIN

Gewöhnlich setzt man Bewusstsein mit „wissentlich kontrollierten Denken“ und „klarem Verstehen“ gleich. Dabei denken wir auch dann, wenn wir nicht bewusst daran denken, und klar verstehen, wenn wir dessen unbewusst sind. Wir denken beim Handeln, Basteln und Komponieren, beim Meditieren aufgelöst im Weltall, wir denken selbst im Schlaf. Wir tun es dabei mitunter intensiver als sonst, und liegen zuweilen richtiger als manche bewussten Einbildungen. Mit richtig oder falsch hat das Bewusstsein nichts zu tun. Was unterscheidet dann das Bewusstsein vom Denken? Wieso sind wir so sehr auf das Bewusste erpicht, wenn es weder wahr noch im Einzelnen zwingend nützlich ist? Was macht es so wichtig?

Denken ist der Umgang mit den Inhalten. Bewusstsein und Bewusstwerden ist etwas Anderes. Das Bewusstwerden ist ein Verfassen des Denkens in Symbolen einer Mitteilung. **Das Bewusste ist nicht bloß das Durchdachte, das Bewusste ist das Mitteilbare.** „Sich über etwas bewusst zu werden“ oder „etwas bewusst auszuführen“, bedeutet noch nicht, etwas zu verstehen. Es bedeutet, dass man es vor den Anderen rechtfertigen und „Anderen“ erklären kann. **Bewusstes Denken, ob richtig oder falsch, ist somit stets ein gemeinsames Mit- und Weiterdenken.** Dies trifft auch dann zu, wenn niemand vorhanden ist und selbst dann, wenn das Durchdachte verborgen oder Andere absichtlich irreführen soll. Schließlich mitdenken kann man nicht nur mit guten Menschen, sondern auch mit Schurken.

Alle Tiere, ja alle Lebewesen bedienen sich der Sprache. Außerhalb der Unterhaltung denken Tiere ausschließlich in Vorstellungen des Machbaren. Der Mensch denkt auch gern in Bildern der Wirklichkeit, muss es sogar, der Realität wegen. Nur bleibt der

Mensch dabei nicht stehen. Anders als die Tiere, akzeptiert der Mensch die Resultate seiner Denktätigkeit erst, wenn er hierfür einen passenden Mitteilungsausdruck findet, sich somit den Inhalten seines Denkens „bewusst wird“ und sie weitergeben kann. Nicht ohne Grund. Das Verfassen des Denkens in Mitteilungssymbolen von Schrift, Ton und Bit-Abfolgen trägt die Inhalte über einzelne Leben, verbindet Kontinente und Epochen, und bewahrt die Erfahrung von Zivilisationen auf, selbst über den Tod hinaus. Wir tun dies heute mit Büchern, Filmen und Videoschaltungen. Wer weiß, eines Tages werden wir Signale unbekannter Wesen aus dem Weltall empfangen und auf diese Weise Entfernungen zwischen Galaxien überwinden, ohne dass unsere Körper die kosmische Leere sinnlos füllen müssen, um dort anzukommen, wo seit langem niemand mehr verweilt.

Sätze und Bücher sollen hilflos sein? Von wegen! Es genügt ein einziger Mensch, um das Universum zu lenken. Nicht Armeen – das Bewusstsein nimmt Festungen ein, errichtet Reiche und verwirklicht Visionen, während es sich im Wahren entfaltet.

Die Bezeichnung des Menschen als Homo sapiens ist nur allzu falsch. Alle Tiere sind denkend. Der Mensch ist ein Homo conscius, ein mitdenkendes, ein gemeinsam denkendes Wesen.

GEIST

Wie bitte? Der Geist? Was soll das sein? Wo liegen? Woraus bestehen? Gibt es denn so etwas überhaupt? Die Gegenwart meidet das Wort aus Angst, sich im Übersinnlichen zu verirren. In der Vergangenheit wurde dem Wort in der Tat zu viel Unsinn angehängt. Es geschah am Anfang aus Verehrung, die man dem Begriff entgegenbrachte. Die zugefügten gekünstelten Superlative machten aber den Ausdruck später teilweise kurios, auf jeden Fall aber nebulös und unbrauchbar. Dabei ist der Inhalt des Worts Geist

recht einfach. Die Vernunft ist der Umgang mit den eigenen Erfahrungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen. Der Geist ist ein Ordnen von Erfahrungen und Vorstellungen, die von der Menschheit erhoben wurden und irgendwo aufgezeichnet sind. Beide, Vernunft und Geist, existieren nicht als Substanz, sondern als Fähigkeit mit Inhalten umzugehen. Die Vernunft wälzt das individuell Erhobene, der Geist das von der Menschheit Erreichte, dennoch sind Verstand und Geist nicht gleich.

Denken ist allen Lebewesen eigen, das Bewusstsein und der Geist bisher nur dem Menschen. Das Tier (wie fortgeschritten sein Verstand auch ausfallen mag) kann aus dem (eigens oder von den Vorfahren) Erlebten nicht austreten. Dem Geist stehen nicht nur die eigenen Erfahrungen zur Verfügung, sondern potentiell die Weisheit der Menschheit und des Lebens im Ganzen. Damit erhebt sich der Geist zum reinen Verstand.

Reiner Verstand

Was ist nun damit gemeint? Rein wovon? Für Wen? Kann der Verstand sich von den Interessen Einzelner lösen?

So schwer ist das Verständnis nicht. Schimmelpilze an Lebensmitteln und Wänden sind abstoßend, nicht aber Medizin, die sich daraus gewinnen lässt. Viren sind mitunter tödlich, nicht aber ihre Enzyme und Sequenzen, die man molekulargenetisch nutzen kann. Fäulnisgerüche sind eklig, nicht aber Produkte der Fermentation eines Bioreaktors. Darin besteht der Unterschied. Reiner Verstand lässt sich universell im Sinne des Lebens nutzen, biologisch angeborener Verstand dient nur den eigenen Interessen.

Was sollen diese Spitzfindigkeiten? Gegen das Subjektive kommen keine Gründe an. Muss der reine Verstand deswegen stets ungehört bleiben?

Das Subjektive schmälert nicht den reinen Verstand, es erweitert

ihn. Keiner Lebensform wird es je möglich sein, alle Aspekte der Wirklichkeit auszukundschaften, bei allem dabei zu sein. Hierzu besteht auch keine Notwendigkeit. Die Vielfalt des Lebens erledigt diese Aufgabe ohne Aufforderung. Jede Lebensform versucht sich in der spezifischen Wirklichkeit zu behaupten. Alle sind etwas Besonderes. Wir müssen diese nicht anfeuern, unnachahmlich anders zu sein, nur ihr Wissen und ihre Erfahrungen entschlüsseln und nutzen. Ihr Verstand wird somit zu unserem, oder (wenn er dem Leben im Ganzen zukommt) zu reinem Verstand.

Es gibt kein Lebewesen, dessen einmalige Fähigkeiten nicht zur Evolution beitragen. Es gibt keinen Bösewicht, den man nicht zum Guten nutzen könnte. Nutzen heißt weder billigen noch folgen, sondern einbeziehen, um dorthin zu gelangen, wohin uns der Zutritt verwehrt ist. Umgekehrt, die Vernichtung des Lebens, egal welches, verarmt, hinterlässt eine Leere, die man selbst ausfüllen müsste, nicht ausfüllen kann, meistens aber auch nicht ausfüllen will. Dort, wo unsere Erfolge fremde Fortschritte potenzieren, werden wir überall bereitwillig Hilfe finden, und diese nicht nur mit Helden und Philosophen, sondern auch mit Krankheitserregern und Erzfeinden teilen, ohne ihnen ähnlich zu werden oder „faule Kompromisse“ einzugehen.

Jedem das Seine

Geschichten wie „Alien“, „Prädator“, „Krieg der Welten“ artikulieren düstere Gedanken. Wem wird der Tag von Morgen gehören – unseren Freunden, unseren Feinden? Jeder spürt wie schwach und verletzlich er ist. Würden die anderen das ausnutzen? Schließlich löst das Bessere stets das Unvollkommene ab. Ergibt sich daraus zwingend, dass eine Daseinsform das andere Leben gewaltsam verdrängen muss? Auf jeden Fall wird es keinen Mangel an solchen Versuchen geben.

Der Drang nach „Lebensraum“ zeugt jedoch nicht von Überlegenheit, sondern von der Beschränktheit der eigenen Sicht. Das Bewusstsein, der Geist und der reine Verstand erheben den Menschen über die einzelnen Interessen und machen sein Wirken unsterblich.

—

Nachwort

Meine Bücher sind ein Hohelied auf das Leben und kein Abschiedsbrief, ich habe keine Eile, sie abzuschließen. Ich weiß, der Augenblick wird kommen, an dem ich nichts mehr hinzufügen und sogar die eigenen Zeilen nicht mehr verstehen werde. Aber dann werde ich nicht mehr ich sein. Die Ungewissheit, etwas Unvollendetes zurückzulassen, beunruhigt mich nicht sonderlich. Andere treten an meine Stelle. Ich und sie sind eins, dessen bin ich inzwischen gewiss. Doch solange ich noch kann, möchte ich tief und frei atmen, leben wie am Vorabend eines großen Ereignisses, eines Einweihungsfestes, wo alle Misslichkeiten Gewürz der Vorfreude sind, gelöst von allem Kleinlichen. Wozu die Eile auf einem Schiff? Ich will jeden Augenblick des schöpferischen Daseins genießen, ein Kapitän auf großer Fahrt durch die Zeiten, ein Reisender ohne Gepäck sein.

Ist nicht jede große Reise zugleich eine Entfernung von den Anderen, erzwungene Enthaltung und Einsamkeit?

Zuweilen.

Diejenigen, die tief in das Universum eindringen, entfernen sich unweigerlich körperlich voneinander und kommen sich dennoch geistig immer näher.

Das Manuskript ist eine Flaschenpost an meine Freunde auf ihren Entdeckungsreisen. Wenn jemand in den Aufzeichnungen

Anregungen findet, haben diese ihren Zweck erfüllt.

Jeder ist frei, das Gelesene zu korrigieren, bei Wunsch umzuschreiben und weiterzugeben, auch ohne die Quellen anzugeben, von wo dies oder jenes stammt. Ich bitte darum!

Ich habe mich vor allem um Verständlichkeit bemüht, so gut wie ich es eben konnte. Wer Tipp- oder Grammatikfehler findet, soll nicht allzu streng über mich richten. Der Sprachgebrauch und die Grammatik änderten sich selbst zu meiner Lebzeit mehrfach. Man kommt nicht allen Regeln nach. Ich bin nicht stark genug darin. Deutsch ist nicht meine Muttersprache aber auch nicht die Muttersprache der Menschheit. Auch schafft man es nicht, alle flüchtigen Fehler auszumerzen, zu oft geht man ran und muss unverhofft stoppen. Nur, muss denn alles perfekt sein, bevor man es mit anderen teilt? – Eigentlich nicht. Alles, was lebt, ist stets im Entstehen.

Und doch, jede Mitteilung braucht ein Ende: ein endgültiges, vorläufiges, ein gutes oder schlechtes aber ein Ende.

Das folgende Buch

„**DAS BEKENNTNIS**“

fasst das Bisherige der Trilogie „**UNIVERSUM und WIR**“ zusammen und bringt es auf den Punkt.

Es führt den Leser ohne Umwege zu dem, was das eigentlich Menschliche ausmacht – dem Bewusstsein, dem Geist und der Seele. Im Vordergrund stehen Fragen: **woher kommt der Mensch und wohin geht er, was sind die eigentliche Bestimmung und die anstehenden Aufgaben der Menschheit.**

Erklärungen und Polemik werden im dritten Buch gemieden. Diejenigen, denen dabei etwas zu schmucklos, unverständlich und unzureichend begründet erscheint, werden auf die ersten beiden Bücher der Gesamtausgabe verwiesen.

drittes buch

DAS BEKENNTNIS

Jetzt stand der Mensch und wies den Sternen

Es ist an der Zeit, eine neue Bewegung auszurufen – **die Lebensbewegung**. So wie bisher, einfach dahinleben, ist für den Menschen nicht mehr würdig, aber auch nicht möglich. Zum Vegetieren bietet der Planet Erde keinen freien Platz mehr. Das Besondere dieser Bewegung soll nicht ihre Organisation sein. Zentral ist das bewusste Bekenntnis seiner Mitglieder zur Förderung des Lebens – ein Eid und eine Bestimmung zugleich. Möge sich jeder so einbringen, wie er es am besten kann und für richtig hält.

Nicht, dass sich bisher niemand darum kümmerte. Die menschliche Geschichte ist ein Ringen um die Auslegung von Lebensfragen. Es gibt kaum eine politische Bewegung, die sich nicht auf das Leben beruft oder als dessen Schirmherr aufführt. Oft wird dabei das Wort „Leben“ wie einst das Wort „Gott“ zwecks Verführung und zum Verdecken der inhaltlichen Leere missbraucht. Man will hoch hinaus, verliert dabei alle anderen aus den Augen und landet bei Egoismus und Überheblichkeit.

Bei der Lebensbewegung, die wir anstreben, geht es nicht um griffige Phrasen und Schlagworte, um Rezepte für ein angeblich „besseres, gerechteres Leben“, welche man der Menschheit (gemeint sind stets die Anderen) verordnen will, sondern um die Besinnung jedes Einzelnen auf das Wesentliche, die Bereinigung der Lebensinhalte von Scheinerklärungen und Vorurteilen.

Politische Parteien und sonstige Vereine gibt es viele. Gut so. Die Lebensbewegung ist für sie keine Konkurrenz. Mehr noch, sie erklärt keine davon zu Gegnern. Im Gegenteil, die Lebensbewegung steht allen Verbänden offen, sofern diese der Vervollkommnung

des Lebens beitragen – ganz gleich wie und wo. Aber sie unterwirft sich niemandem und folgt allein dem Wahren.

Man kann die Wahrheit nie vollständig kennen?

Wenn schon!

Man muss eben immer weiter lernen und gegenüber Neuem offen sein. Die Aufgaben der Lebensbewegung sind nur gemeinsam zu meistern. Keinem wird es je möglich sein, alle Fragen in eigener Regie zu lösen.

Der folgende Abschnitt fasst die

I. Voraussetzungen und Quellen,

II. Grundsätze und

III. Ziele

der Lebensbewegung zusammen.

- I -

URSPRUNG

Das Leben ist ein Wettlauf zwischen Erneuerung und Zerstörung. Wie sehr das Leben sich auch vorsieht, Gefahren lauern überall, wo es an Erfahrung mangelt. Das Leben minimiert das Risiko, vielfältigt das einmal Erreichte auf der Höhe des Erfolgs und verteilt Anleitungen hierzu in Satzungen von Empfehlungen an die Erben. So entgeht das Leben dem Versagen.

Die Nachkommen sind zunächst zu den Anfängen zurückversetzt. Sie beginnen jedoch nicht hilflos von vorn, sondern bewegen sich in den Fußstapfen ihrer Ahnen. Dabei folgen sie sicher den vererbten Wegweisern bis eine unbekannte Situation eintritt und ein neues Herangehen erfordert.

Einige zerbrechen an dem Unverhofften, andere finden einen Ausweg und fügen die entdeckten Lösungen dem Erfahrungsschatz künftiger Generationen bei. Das individuelle Leben fasst die Evolutionsgeschichte einer Art zusammen. Es beinhaltet das Reifen, Vordringen ins Ungewisse, kleine und große Siege, Vervollkommnung, Sicherung des Vermächtnisses, Neuanfang, aber auch Verluste, Alterung und Tod.

WEGWEISER

Würde das Leben jede Eroberung mit sich tragen, käme es nicht weit. Der Schneeball des Brauchbaren wäre nach wenigen Schritten nicht mehr zu bewegen. Doch wozu Steine herumschleppen, wenn sie überall zu finden sind? Beschreibungen, wie man aus einem unförmigen Steinbrocken – Schaber, Axt oder Pfeilspitze herstellt, genügen.

Satzungen bewahren das Erreichte in Gebrauchsanweisungen und

lassen sich mühelos mitnehmen. Das Leben löst sich von dem Stofflichen in der Gewissheit, es jederzeit wiederaufzubauen und jeden Lebensvorgang dort fortzusetzen, wo das Leben schon einmal stand und mit dem, was es schon einmal besaß.

Die bedeutendsten Satzungen der Lebenserfahrung sind:

das Genom (in Abfolge von Genen festgehaltene Anweisungen individueller körperlicher Entfaltungen),

die Kultur (Rituale, Traditionen, Gesetze, soziale, berufliche und politische Werkzeuge, Bauten, Straßen, kurz Kulturlandschaft),

das Bewusstsein (in Symbolen der Mitteilung verfasste Erfahrungen der Menschheit), und

das Geistige (die Gesamtheit der von der Menschheit und anderen Lebewesen gesammelter Erfahrungen, die schriftlich oder anderswie festgehalten sind).

Das Genom

Die Satzungen des Genoms sind auf seine Besitzer zugeschnitten. Ihr Ausbau erfolgt ursprünglich selbstbezogen und linear. Die Organismen reifen, erstürmen Hindernisse, vermehren sich. Dabei passen sie sich den Umständen an, optimieren ihre Körperlichkeit und die Anleitungen hierzu in ihren Genen. Die Erfolgreichen wachsen und nehmen weniger Geschickten die Gelegenheit zum Weiterkommen. Bessere Erfahrungen setzen sich durch und kumulieren, lassen sich aber allein auf die Nachkommen übertragen (daher die Bezeichnung linear) und sind auf das eigens Erlebbar begrenzt. Was das Eigene stört, wird bekämpft. Unweigerlich – „Jeder ist des anderen Feind.“ Anders lässt sich der Fortschritt bei der linearen Vererbung nicht gewähren.

Die Sexualität überwindet die Enge der Individualität, ohne ihre Einzigartigkeit zu schmälern. Die Organismen handeln gemäß ihrer eigenen Sicht und Gene, kreuzen aber in ihren Kindern das sich Ergänzende beider Eltern. Das Leben sexueller Arten dient nicht so sehr der Vermehrung und Weitergabe der eigenen, sondern der Bereicherung der Nachkommen durch fremde Erfahrungen, zu denen der Einzelne sonst keinen Zugang hat. Man kann nicht zeitgleich an zwei verschiedenen Orten auftreten und Erfahrungen sammeln. Die Sexualität macht es möglich, indem sie die Resultate auseinanderlaufender Vermehrungslinien zusammenbringt.

Kinder sexueller Arten vereinen die Gene ihrer Eltern. Die Eltern dürfen (und sollen sogar) in vielem unterschiedlich sein, solange sie erfolgreich bleiben. Sexuelle **Zeugungen** werden hierdurch zu gezielten Schöpfungen von Neuartigem.

Die Sexualität führt aus der Enge der eigenen Sicht hinaus. Mehr noch, sie vernetzt und bindet eine Art zur **Fortpflanzungsgemeinschaft**. Alle Spezies sind an der Gestaltung künftiger Generationen beteiligt. Die herausragenden Erfahrungen einzelner Lebensinhalte beginnen sich frei und vorgreifend (wenn auch zunächst nur paarweise) zwischen den einzelnen Lebewesen zu bewegen und zukunftssträchtige Bindungen einzugehen.

Die neuartigen Fähigkeiten der Kinder erlauben es ihnen, sich in Lebensräumen auszubreiten, die ihren Vorfahren verschlossen waren. Nicht mehr eine stumpfe Vermehrung, sondern die unbeschwerte Ausbreitung in neuartigen Horizonten sichert die zugrundeliegenden Gene. Der Kampf mit dem Fremden und dessen Verdrängung wird dabei zweitrangig. Das Fremde kommt einfach nicht mit, um ernsthaft zu stören. Es hat keine Anlagen hierzu. Entscheidend wird dagegen die Wechselwirkung zwischen dem Organismus und seinem Lebensraum, denn Probleme kommen unweigerlich auf, sobald der erschlossene Lebensraum ausgefüllt

bzw. aufgebraucht wird.

Kultur

Die Lebenstätigkeit verändert die Atmosphäre, Gewässer und Böden. Diese unbeabsichtigten, jedoch unumkehrbaren Veränderungen wirken bestimmend auf das Erdenleben zurück. Ihre Folgen können sowohl großartige Gelegenheiten wie arge Nöte bringen. Die Kultur wirkt ähnlich, jedoch vorausschauend und nicht zum Nachteil ihrer Träger. Sie schafft zielgerichtet günstige Verhältnisse und beschleunigt den Fortschritt enorm. Mehr noch, die Kultur arbeitet gern mit Nicht-Blutsverwandten, solange diese ihre Weisungen befolgen.

Kultursatzungen werden in den Gewohnheiten, Traditionen und Ritualen lebender Generationen festgehalten. Ihre Vorschriften müssen nicht auf eine Verankerung in den Genen warten, sondern führen diese herbei. Dies geschieht von selbst. Die Kultur fördert geeignete Begabungen und diese stärken rückwirkend die Kultur. Umgekehrt, Genvermehrung wird jenseits der Kultur schwer möglich und unterwirft sich kulturellen Anforderungen. Hiermit tritt die Vermehrung aus der Enge familiärer Verhältnisse heraus und liefert immer reichhaltigeres menschliches Material zur weiteren Kulturentfaltung.

Die schöpferischen Möglichkeiten der Kultur sind viel breiter als die der Sexualität, haben jedoch eigene Grenzen. Zwecks Überordnung wehrt sich die Kultur gegen alles, was die Bestimmtheit ihrer Satzungen stört (sonst würden diese nichts bedeuten) und verbreitet sich durch Entfaltung, Verdrängung oder Unterwerfung von Nicht-Kulturgleichem. Die Bestätigung oder Ablehnung der Kulturinhalte obliegt dabei der Geschichte.

Die Geschichte ist unübertroffen im Rückblick, und praktisch blind im Vorausschauen. In ihrer Unnachgiebigkeit liegt die

Stärke (der geschichtliche Rückhalt) aber auch der Schwachpunkt der Kultur (fehlende Vorwegnahme). Es wäre ein Armutszeugnis, wenn man wegen der Zugehörigkeit zu einem Kulturkreis auf Tora, Bibel, Koran, Aristoteles, Konfuzius, Baker, auf Mark Twain, Omar Khayyam, Nietzsche, Dostojewski, Bergson und andere nicht „kulturgleiche“ Werke (heute verwendet man das Wort „Werte-teilende“ dafür) als Quelle von Eingebungen verzichten müsste. Tiefste Finsternis zieht auf, wenn jemand sich „*das Recht nimmt, den geistigen Unflat in die Flammen hineinzuwurfen*,“ oder der augenblicklichen politischen Korrektheit wegen Worte, Sätze, Werke zeitloser Klassiker aus den Bibliotheken und dem Verkehr zu ziehen.

Frei ist, wer ruhigen Gewissens sagen kann – ich bin ein Mensch, aus einem bestimmten Umfeld des blauen Planeten kommend, eben ein Erdling.

Den Zugang hierzu gewährt allein das Bewusstsein.

Bewusstsein

Das Bewusstsein formuliert Inhalte in einer universell übersetzbaren Sprache. Ihre Satzungen vermitteln Erfahrungen ohne Zwang und unabhängig von der genetischen oder ethnischen Abstammung. Es zählt allein, ob man die Sprache versteht und ob das Mitteilbare dem Empfänger eine Erhebung über die Umstände, breitere Sicht und Weiterkommen ermöglicht (d.h. ob das, was man sich aneignet, einer Realität entspricht).

Das deutsche Wort Bewusstsein rückt das **Sein** des Bewusstgewordenen in den Vordergrund und unterstreicht somit dessen Stellenwert. Eine weitere Hilfestellung zum: Wie sein? Was sein? Wozu sein? – fehlt. Andere Sprachen drücken das Wesen des Begriffes anschaulicher aus: **Co-gnosis, со-знание, con-scientia** bedeuten wörtlich „Mit-wissen“. Keine Frage, das Wichtigste am

Bewusstsein ist das „Mit-Wissen“, „Mit-Denken“, „Mit-Sprechen“. **Bewusst-sein bedeutet somit denken, eingebettet in die Sprache der gesamten Menschheit.**

Denken kann jedes Lebewesen. Einige Lebewesen tun es auf bestimmten Gebieten sogar besser als Menschen. Miteinander sprechen unter Ausnutzung von Tonzeichen und Gesten ist auch typisch für Wildlife. Das Durchdachte ausschließlich in eine Sprache zu kleiden, macht bisher jedoch nur der Mensch. Die Sprache gehört aber nicht dem Individuum, sondern wird von der Menschheit entliehen. Das Verwenden gemeinsamer Bezeichnungen zur Darlegung eigener Gedanken bindet Einzelne in das Überindividuelle und weit höhere „gesamtmenschliche **Sein**“ ein.

Die Wirksamkeit des Bewusstseins ist in der Tat überragend. Jeder lebt quasi für sich. Er denkt aber automatisch mit allen zusammen und (gewollt oder nicht) gestaltet Satzungen des kollektiven Wissens. Das Bewusstsein dehnt die Reichweite der Individualität, Sexualität und Kultur aus. Jedes Lebewesen, das in Symbolen des Bewusstseins denkt, formt es (unwissentlich) stellvertretend für alle Wesen und nicht nur für sich, seine Art-, Sonnen- oder Galaxie-Angehörigen und bereitet somit den Weg für das Geistige. Das Geistige entsteht zusammen mit der Schrift und erweitert das Bewusste um die Tiefe des Universums. Die geistigen Inhalte werden nicht mehr ausschließlich im Gedächtnis lebender Menschen aufbewahrt, sondern in den eigens hierfür erschaffenen Ton-, Bild- oder schriftlichen Zeugnissen festgehalten. Somit fallen jegliche Schranken der Wissenserfassung und Ausbreitung weg. Das Formale der Sprache wird unwichtig. Biologie, Molekulargenetik, Paläontologie, Archäologie, Linguistik und Geschichtsforschung erschließen für das Bewusstsein Inhalte fremdartiger, aber auch ausgestorbener Lebewesen und Kulturen, gleich welche Sprache diese verwenden(ten), gleich wie korrekt oder falsch diese

liegen(lagen). Strukturen, Mineralien, Sterne, Gene, Hieroglyphen, Worte oder Bitfolgen werden dabei zu offenen Büchern. Findet man einen Schlüssel zu deren Deutung und Übersetzung, so fügt man ihre Inhalte dem „Gesamtmenschlichen“ hinzu. Von wem und wie die Inhalte aufgeschrieben und ob sie überhaupt aufgeschrieben wurden, wird unwichtig. Die Archäologie zeigt, dass die Sprache der Tätigkeiten nicht weniger inhaltsreich ist, als die Sprache von Legenden und in Vielem sogar die Ereignisse genauer abbildet.

Molekularstrukturen, Gensequenzen, Kulturartefakte, selbst Abfälle und Ausscheidungen wurden auf einmal lesbar. Man wühlt in diesen nicht, weil sie ausdrucksstark sind, sondern weil sie es dem Geist erlauben, weiter als zuvor in die Wirklichkeit vorzudringen. Das Geistige wird zur wichtigsten Nahrung und Lebensquelle für diejenigen, die bereit sind, davon zu kosten und das Wertvollste davon aufzunehmen. Das Aufgedeckte soll ruhig widerspenstig, verworren, ja abstoßend oder auch umgekehrt, beflügelnd wirken. Was davon und wie genutzt wird, liegt allein bei den darin Suchenden.

Die Aneignung des Geistigen macht jeden zum aufsaugenden Schwamm, zum himmelschießenden Spross und zu einer reifenden Frucht neuer Erkenntnisse, all das zeitgleich und in einem. Die einst so wichtigen Dinge wie Abstammung, Clan-, Ethnos, Nation-, Staat- und Sozialangehörigkeit verlieren an Bedeutung. Entscheidend wird die Qualität der Inhalte und die Fähigkeiten der darin Stöbernden, diese zu begreifen. Das Geistige in seiner Gesamtheit wird zum Bewahrer und Schützer des bisher Errungenen.

Der Weg von egoistischen Genen bis zur Kultur und dem „das Weltall erfassenden Bewusstsein“ war lang, gewunden und steinig. Der Vorgang ist noch nicht abgeschlossen. Wenn wir ehrlich sein sollten, so steckt er erst in den Anfängen. Viele

Hindernisse müssen noch aus dem Weg geräumt werden. Selbstverständlich ist dabei nichts.

Die Bewusstseinsinhalte werden vermittelt, aber nicht verordnet wie bei der Kultur. Bewusstseinsinhalte zwingen sich nicht auf, können es auch nicht. Denn das Wichtigste am Geistigen ist die eigenständige Prüfung und Auswahl durch den Empfänger. Hierfür muss er erst einmal reif und zu selbstständigem Denken fähig sein.

Menschen sind sterblich. Kinder beginnen alles von vorne. Am Anfang individueller Entwicklungen liegen daher weiterhin Gene, Sexualität, Kultur – in dieser Reihenfolge. Erst danach wächst Bewusstes heran. Jedes Reifen wiederholt den Weg der Evolution in ihren wesentlichen Etappen. Wiederholung macht die Sache leichter, allerdings wirft sie die Zeuglinge jedes Mal zurück. Sowohl das Individuelle als auch das Gemeinsame müssen immer wieder von neuem aufgebaut werden.

DAS INDIVIDUELLE

Das Reifen beginnt nach der Geburt mit dem Befolgen von ererbten Satzungen. Bei dem ersten Auftreten von Umständen, in denen diese Satzungen gebraucht werden, ist der Einzelne überfordert. Die Situation ist für ihn neu. Das Individuum kann weder die Bedeutung noch die Folgen dieser Satzungen einschätzen. Mehr noch, ihre Aufforderungen sind gegensätzlich zu seiner bisherigen, noch sehr begrenzten Lebenserfahrung. Davor hat er anders reagiert und kam damit zurecht. Nun aber muss er etwas gänzlich Unbekanntes tun, ohne zu wissen, wie es ausgehen könnte. Um Folgsamkeit zu gewähren, werden die Weisungen des Reifens durch eine Hierarchie von inneren angeborenen Wertungen gestützt (man mag etwas oder mag es nicht, ohne zu wissen warum)

und durch bestehende äußere biologische und kulturelle Zwänge (tu, was man dir sagt, sonst wehe dir) gesichert. Alle Zwänge nutzen sowohl Lob wie auch Strafen zu ihrer Durchsetzung. Folgt der Zögling den Weisungen, wird er belohnt. Weicht der Organismus vom Vorgezeichneten ab, wird er streng zurechtgewiesen.

Je uriger die Erfahrungen, desto indiskutabler sind ihre Geltungsansprüche, was der Enge einstiger Möglichkeiten entspricht. Ein Fehltritt nach rechts oder links war damals tödlich und ähnlich essenziell wird er darum auch dieses Mal empfunden.

Die Strenge der Zurechtweisungen nimmt von den genetischen über die biologischen, kulturellen bis zu den geistigen Satzungen ab. Das liegt an den Möglichkeiten, die sie einem erschließen. Je mehr man sich unter ihrer Leitung leisten kann, desto größere Freiheiten lassen diese innerhalb ihrer Geltungsbereiche zu.

Zum biologischen Dasein (**Tiersein**) genügt es, die eigenen körperlichen Anlagen (Sinne, Wahrnehmungen, Gehirn) aufzubauen und zu nutzen. Die Schritte hierfür wurden in der bisherigen biologischen Evolution perfektioniert und erfolgen automatisch.

Alles, was man für einen reibungslosen Ablauf braucht, ist, den Genen und Regungen einer nach und nach erwachenden Körperlichkeit zu folgen, das zu tun, was Freude macht und Ungemach meidet. Organe, Fähigkeiten, Körpereigenschaften formen sich dabei von allein.

Der Aufstieg zum **Kulturmenschen** erfordert die Befolgung von übergeordneten Kulturgeboten. Eine gewisse Spannung zwischen alt und neu, Kultur und Biologie ist unvermeidbar und mit Überwindung verbunden, allerdings ist der eigene Beitrag hierfür gering. Kultur befiehlt: tu so, wie man es dir sagt und nicht wie die Körperlichkeit es gerade will. Machst du es, so wirst du belohnt: bekommst einen Bonbon (Lob, Anerkennung, Geld, Macht). Stellst du dich quer, so riskierst du einen Klaps auf den Po

(Verarmung, Verbannung, Gefängnis, Hinrichtung). Die Qualität der Veredelung ist umso besser, je hochwertiger das biologische Material und höher der Stand der Kultur sind.

Zum biedereren **Bürgerwerden** gehört braver Gehorsam gegenüber gesellschaftlichen und religiösen Gesetzen. Auch „erste Bürger“, Helden und Staatsmänner werden so geboren.

Zur geistigen **Menschwerdung** ist eine Verinnerlichung des Bewussten und ein Aufstieg in die gesamt menschliche Erfahrung unvermeidbar. Bewusstsein ist nur den Menschen eigen. Man kann daher dessen Ausbau mit der zunehmenden **Vermenschlichung** gleichsetzen.

Die Aneignung von Sprache und Bewusstsein ist nicht ein und dasselbe. Während die Sprache angelernt und durch Zwänge von Gebrauchsregeln unmissverständlich vermittelt wird, sind die Inhalte des Bewussten nicht festgeschrieben. Sie sind im Fluss, haben keine zeitlichen, nationalen oder geographischen Grenzen. In ihrem Rohzustand bieten Bewusstseinsinhalte eine Anhäufung individueller Vorstöße ins Unbekannte und die Resultate hierzu.

Wenn wahllos zusammengeworfen, sind sie widersprüchlich und unüberschaubar. Ihre Ordnung und Gewichtung obliegen entweder der Kultur oder den einzelnen Menschen. Die Kultur hat keinen eigenen Kopf. Sie bestätigt oder lehnt etwas rückwirkend ab und geht dabei von den historischen Folgen aus (Aufstieg und Untergang einzelner Kulturen) – ein recht schmerzhafter und langwieriger Vorgang. Dagegen findet eine geistige Vermenschlichung in einzelnen Köpfen statt. Zu ihrer Vervollkommnung bedarf es weder eigener noch fremder Untergänge, wohl aber Offenheit und Verbundenheit mit anderen, sowie die Fähigkeit, an fremden Beispielen zu lernen, was und wohin etwas führt.

Das Bewusstsein ist auf eigene Fähigkeiten und (noch viel mehr) auf die Qualität der fremden Vorarbeit angewiesen. Diese

Vorarbeit besteht aus einem Knäuel von sehr bunten gesamt-menschlichen geistigen Erfahrungen. Die geistige Reifung Einzelner besteht in einer kritischen Bewertung und Ordnung des fremden Mischmaschs zu schlüssigen Konzepten. Die Kritik der reinen Vernunft ist daher eine unbedingte Voraussetzung der Läuterung. Bewusstes menschliches Denken lässt sich nicht anders als freidenken.

Das Geistige ist somit in seiner Entstehung immer das Freigeistige. Gene, Religion, Kultur, Gesetze sagen – mach so und nicht anders. Das Bewusstsein bietet Varianten an. Welche davon die Besseren sind, hat jeder selbst herauszufinden.

Im Gegensatz zu den Kulturgeboten, steht hinter dem Bewusstwerden kein übergeordneter Zwang. Es kann auch kein Zwang dahinterstehen, denn das einzige Kriterium, auf das man sich bei bewussten Entscheidungen stützen kann, ist nicht eine Autorität der Gene der Kultur oder Gesetze, sondern die Wirksamkeit und die Freiheit, die das Wissen erschließt. Das einzige, worauf sich das Bewusstsein uneingeschränkt stützen kann, ist die Wahrheit.

Die individuelle Reife ist daran messbar, wie viel Animalisches, Kulturelles, Bürgerliches, Freigeistiges oder einfach Menschliches jeweils in einem auf- und zusammenkommt.

Solange das Bewusstsein nicht heranreift, um die Führung zu übernehmen, walten jeweils tiefere Beweggründe. Ja, sie sind un-nachgiebig und steif, aber umso eindeutiger und leichter zu befolgen.

Die initiale Übermacht vorgefertigter Satzungen schmälert nicht die Rolle der Selbstbesinnung. Die eigentliche Bedeutung des Geistigen wird jedoch erst sichtbar, wenn die verfügbaren Antworten von Genen der Körperlichkeit, Religion, Kultur und dem Gesetz versagen. Die Vorteile des Höheren sind daher nicht sofort und für alle offenkundig. Am Anfang der Menschwerdung ist der

Vorzug ererbter Satzungen dagegen enorm. Dies führt (bei reibungslosem Ablauf der Kinder- und Jugendzeit) zur Neigung, sich blindlings auf das Einstige zu verlassen.

Das gedankenlose Befolgen von körperlichen oder kulturellen Satzungen ist bequem und gut, solange die Eventualitäten einigermaßen abgedeckt sind. Wächst man über die Grenzen hinaus, die von den Vorfahren erkundet und in sinnvollen Handlungsanweisungen festgehalten wurden, ist dies nicht mehr der Fall. Stellt man sich nicht rechtzeitig auf Unbekanntes ein, wird das Erwachsensein als Verlust von Illusionen empfunden. Das, was bisher spielend gelang, läuft auf einmal verkehrt. Die Resultate enttäuschen und verbittern die Betroffenen. Bleibt man auch nach diesen Vorwarnungen unbelehrbar, wird das Erwachsenwerden und Altern nur noch zu einem einzigen Frust. Das bequeme Leben rast vorbei, unmerklich (da mechanisch befolgt, jedoch nicht bewusst verarbeitet bzw. innerlich daran beteiligt) und endet niemals befriedigend.

Anders, wenn der Geist schon nach den ersten Schritten anspringt, sich anstrengt, prüft, vergleicht, und mit jedem noch so kleinen Erfolg der Umgestaltung, seine Selbstständigkeit gegenüber dem Gewohnten ausbaut. Das Gegebene ist gut, könnte es aber noch viel besser sein?

Das Bewusstwerden befreit von der Alternativlosigkeit des Befolgen-Müssens, improvisiert mit Gelegenheiten, multipliziert die eigene Wirksamkeit, statt sklavisch überholten Vorschriften zu dienen, bindet einzelne Menschen in das Gemeinsame ein. Das Geistige ermöglicht es seinen Schülern, sich auf die Dinge einzustellen, die sie niemals erlebten oder denen sie niemals begegnen werden und dennoch von nun an zum Eigenen und Bekannten zählen können.

DAS GEMEINSAME

Zusammen oder getrennt, das Leben ist immer komplex. Selbst die primitivsten Viren bestehen aus mehreren heterogenen Komponenten, die verschiedenen Zwecken dienen und aufeinander abgestimmt werden müssen. Bei flüchtiger Betrachtung des öffentlichen Lebens drängt sich wiederum die Frage auf – wo bleiben Abstimmung, Bündelung, Einklang? Alle rennen hin und her und jeder tut nur das Seine, komme da, was wolle. Wie soll Gemeinschaftssinn oder Bewusstsein aufkommen, wenn jeder Altruismus schon am banalen Streben zur Selbsterhaltung zerbricht?

Die Behauptung, Selbsterhaltung widerspreche dem Gemeinnutz, ist falsch! Selbsterhaltung ist die Notwendigkeit, all das zu schützen, was für die eigene Entfaltung wichtig ist. Gepflegt und erhalten werden dabei nicht der Zustand, sondern die Mittel, die das Vorankommen gewähren.

Je weiter das Leben fortschreitet, desto größer ist der Umfang des hierfür Notwendigen, aber umso gewaltiger sind auch die Möglichkeiten, den Aufwand zu begleichen. Ein Spaten ist leichter zu bedienen und zu erhalten als ein Bagger. Mit einem Bagger lässt sich jedoch mehr bewerkstelligen. Bei unteren Entwicklungsstufen, wie einem Virus, beschränkt sich die Selbsterhaltung auf eine Sequenz von Virus-Genen bzw. Proteinen, beim Einzeller auf die Bedienung seiner Organellen, beim Vielzeller auf die Funktion des Zellverbandes. Und beim Menschen?

Das Neugeborene wiederholt die Erfolge seiner Evolutionsgeschichte. Es wächst, seine Möglichkeiten und Ansprüche wachsen mit. Zunächst verweilt der Embryo strikt bei den genetischen Abläufen, Koordinationen und der Unterhaltung einzelner Zellen und Organe. Für mehr reicht es nicht. Mit dem Ausreifen zum Kind und Jugendlichen kommt die Pflege des Könnens, der Kultur und

der Bewusstseinsinhalte hinzu. Selbsterhaltungsansprüche entsprechen dem jeweiligen Entwicklungsstand. Die Kultur führt das Individuum über seine biologische Vorbestimmtheit hinaus. Das Bewusstsein verleiht ihm Macht über das Weltall und bewegt den Menschen wiederum dazu, sich um das Ideelle zu kümmern. Gewiss bedeutet dieses Sich-Kümmern zusätzliche Auflagen und Sorgen, aber auch immense Quellen an Lebensenergie und Siegesfreuden.

Mit fortschreitender Reife wachsen die Selbsterhaltungsansprüche, der Bestand dessen, was die Einsicht für erhaltenswert hält und zu seinem Eigentum zählt. Von allein kommt hier nichts. Wer bei den „niederen“ Regungen und Trieben stecken bleibt, kann den Gemeinsinn nicht verstehen, wendet sich in seiner Beschränktheit dagegen und tut schließlich nur sich selbst und Seinesgleichen weh. Die Reichweite der Sicht und Bestrebungen weist jedem den Platz zu, der ihm gebührt. Treffen zwei gleiche egoistische Ansprüche auf einen begrenzten unmittelbaren Gewinn, so verwickeln sich diese in ein aussichtsloses Kräfteressen. Zwar kann ein Gegenspieler dem anderen etwas abjagen, dies ist jedoch ein vorübergehender, dem Zufall überlassener Erfolg. Selbst wenn der Zank für eine der Seiten siegreich endet, wird der Gewinn durch die vergeudeteten Kräfte aufgebraucht. Ignoranz stößt und schiebt mit aller Kraft Ignoranz. Gegner, sofern ebenbürtig, bewegen sich nicht von der Stelle und sind unfähig, aneinander vorbeizukommen. Der Klügere gibt nach, weicht der Auseinandersetzung aus, und gewinnt dennoch.

Visionen, die neuartige Möglichkeiten erschließen, machen Streit überflüssig. Gewiss muss man die Überlegenheit erst erreichen und ungeachtet von Anfeindungen unbeirrt voranschreiten – ein Vorgang, der sowohl in der Evolution als auch während der Persönlichkeitsbildung seine Zeit beansprucht. Dennoch, während die

schmalere Sicht ihre Kräfte in der Auseinandersetzung mit der gleichrangigen Banalität verschwendet, weicht die Weitsicht in freie Räume aus, wächst und entfaltet sich. Mitunter fügt die breitere Sicht die schmalere zum Katalog ihrer Erhaltungsansprüche hinzu. So wurden gefräßige Kaninchen und alles durchwühlende und niedertrampelnde Schweine und Rinder, welche regelmäßig die Anpflanzungen des Urmenschen verwüsteten, aus einer Plage zu den wichtigsten Helfern des Haushaltes. Und **Wölfe** wurden aus gefährlichsten Feinden zu **besten Freunden** des Menschen. Nicht Toxine, Muskeln und Zähne, nicht Armeen, Waffen oder intelligentere Maschinen messen sich – jede Auseinandersetzung ist ein „Kampf“ der Vorstellungen. Überlegen ist stets derjenige, der mit weniger Anstrengung mehr erreicht. Kompetenz hat dabei klaren Vorrang vor der rohen Kraft. Kräfte sind als Mittel zum Voranschreiten und nicht zum sich binden wertvoll. Gewalt ist das Maß der Unreife und nur zur Unterbrechung von Gegengewalt und Verhinderung einer Eskalation berechtigt.

Die letzte Forderung klingt für den Gegenwartsmenschen naiv, ist es aber nicht. Der gesamte Lauf der Evolution beweist ihre Richtigkeit.

Die Sichtweite von Infektionserregern oder Krebszellen gewährt ihnen gerade die Möglichkeit zur eigenen Teilung und Vermehrung. Diese Zellen sehen kaum etwas jenseits von Weisungen ihres Genoms. Sie sind auf günstige Umstände angewiesen, können diese aber weder herbeiführen noch kontrollieren und müssen geduldig warten, bis sich eine Gelegenheit zur Ausbreitung ergibt.

Die Weitsicht des Bewusstseins stützt sich auf spezielle hochentwickelte Organe der Sinne und des Denkens, holt sich Ratschläge aus der Kultur, dem geistigen Erbe, Bibliotheken, Computern und Genomen. Das Bewusstsein begehrt Wissen und Kunst, kann von diesen nicht satt werden und gibt dabei für ideelle, nicht fassbare

Werte reale körperliche Kräfte aus.

Ja, Infektionen und Krebszellen sowie andere „Bösewichte“ können Unheil anrichten, doch nur, wenn die Umstände sie in die passende Position bringen und nur solange, das Bewusstsein kein Gegenmittel findet.

VEREINE

I have a dream that one day this nation will rise up, and live out the true meaning of its creed: We hold these truths to be self-evident: that all men are created equal.

Der Verein ist eine Gruppe von Individuen, die, ausgehend von bestimmten Satzungen, koordiniert agiert. Widrige Umstände erzwingen Zusammenschlüsse und beugen Unheil vor. Visionen bringen Menschen zusammen, der besseren Zukunft wegen.

Die Verwandlung verwitterter Flächen in fruchtbare Böden, die Erschließung der Ferne zu Fuß, zu Wasser oder mit einem Fahrzeug, das Streben nach gleicher Würde für alle Menschen – Visionen sind in ihren Anfängen keine Gewissheiten. Sie müssen entsprechend dem jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklungsstand in Taten und Verhältnisse umgesetzt werden. Das Material, mit dem man es dabei zu tun hat, ist alles andere als rein und edel. Eine Arbeit, bei der man sich die Hände schmutzig macht, muss dennoch gemacht werden.

Das Leben streckt sich nach Höherem, verzichtet dabei keineswegs auf das Bisherige, sondern nimmt es mit und nutzt es nach Bedarf. Das Bewusstsein kommt nicht ohne Kultur aus, Kultur nicht ohne Familie und Sexualität. Sie alle bleiben auf das banale Kopieren und Vermehren von Genen angewiesen.

Gene treiben weiterhin die Vermehrung an und sind hierfür unentbehrlich, bestimmen aber immer weniger, was daraus entsteht. Im Gegenteil, Sexualität, Kultur und Bewusstsein mischen sich (mit

ihrer jeweiligen Entstehung, Festigung und Reifung) immer bestimmter ein und gestalten den Genpool der Erde entsprechend ihren eigenen Vorstellungen und wachsenden Möglichkeiten.

Führung

*Un mauvais general vaut mieux que deux bons
(Ein mäßiger General ist besser als zwei gute).*

Das Vereinsleben braucht eine Führung und Führung braucht Eindeutigkeit. Auf der biologischen Ebene wird Klarheit von Anweisungen durch Bezug auf einen einzigen gültigen Gegensatz erreicht. Beim Bewusstsein wird Eindeutigkeit durch die Unverrückbarkeit des Wahren gewährt.

Die Wahrheit muss man erst kennen, was zunächst nicht für Jeden und nicht in jeder Situation der Fall ist. In ihren Anfängen, jenseits von ausreichenden Gewissheiten und Wahrheiten, lehnten sich soziale Verbände an die Biologie an und überließen die Koordination dem individuellen Weisungsrecht. Das Ego mag primitiv sein. Es lässt stur nur eine einzige (die eigene) Stimme gelten. Für den Bestand von Kulturen (und die Kulturen sind auf übergeordnetem Zwang aufgebaut) war das individuelle Weisungsrecht ausreichend. Es war billig und garantierte dennoch die Eindeutigkeit von Befehlen. Waren die Befehle brauchbar, so gewährten ihre Geradlinigkeit und die vielen Körper dahinter „durchschlagenden“ Erfolg. Waren sie untauglich, ging die Gemeinschaft unter. Was richtig oder falsch war, entschied die Geschichte.

Als das Wissen und Können noch sehr bescheiden waren, und die Menschheit sich blind vortastete, war die Geschichte kein schlechter Richter. Sie bleibt bis heute noch die letzte Instanz. Damals wie jetzt, je geringere Bedeutung der Geist und die Umsicht hinter den politischen Entscheidungen hatten, desto brutaler erfolgte die Durchsetzung egozentrischer Weisungen. Bei den ersten

menschlichen Stadt- und Staatsgemeinschaften verlief die Zentralisierung ähnlich rabiatisch wie bei einem Bienenvolk. Sobald die Führung feststand, wurden alle Anwärter auf die Macht umgebracht, gleich, ob es sich um Vater, Mutter, Onkel, Schwester oder Bruder des neuen Gebieters handelte. Die menschlichen Vereine sind breiter und zugleich offener als Insektenstaaten. Zu den Anwärtern zählten nicht nur die inneren Präkandidaten, sondern auch alle Oberhäupter benachbarter Gemeinden. Die Ausmerzung oder Unterwerfung aller, die an die Macht präkandidieren könnten, erfolgte dann entsprechend der Länge des richtenden Armes.

Das Lebenswerk von Tamerlan, Alexander dem Großen, Caesar, Napoleon, Hitler und anderer Egomane dokumentiert biologische Mechanismen der ichbezogenen Zentralisierung und (weltumspannenden) Ausbreitung. Das NS-Führerprinzip war der letzte großangelegte Versuch dieser Art (bestimmt nicht der letzte). Ein Ausklang solcher Bestrebungen ist nicht in Sicht. Jeder noch so kleine keimende „*Ich-bin-der-Staat-Chef*“ versucht sich in Ego manie. Auch moderne Demokratien tragen alle typischen Merkmale des egozentrischen Weisungsrechtes. Genau wie in den Despoten läuft hier die Pyramide der Macht auf einzelne Stimmen von Präsidenten, Kanzlern, Generalsekretären zu. Der Unterschied zwischen den einstigen Regierungsformen und modernen Demokratien liegt in der Weise, wie man zur „ersten“ Stimme gelangt, der Dauer, für die diese gilt, und den Konsequenzen, mit denen man bei Missachtung ihrer Weisungen rechnen muss.

Die archaischen Regierungsformen bevorzugten eine Auswahl von Weisenden aus einem sehr engen Kreis von Anwärtern und Bevollmächtigten. Nicht ohne Grund. Mit jedem Wechsel eines Regierenden mussten potentielle Anwärter und ihre treuen Gefährten ins Jenseits gedrängt werden. Bei Tyrannen genügte es, eine Regierungsclique zu eliminieren. Das „Volk“ war nicht

beteiligt und bekam vom Machtwechsel oft keine Kenntnis. Darum durfte die Macht brutal bleiben, sie entschied über Leben und Tod einer winzigen Gruppe. Je größer jedoch die Anwärter­schar und deren Hof an Anhängern war, desto heftiger musste der erforderliche Kahlschlag ausfallen. Bei Volksvertretungen ist dieser Pool enorm und schon rein technisch schwer zu bewältigen. Das individuelle Weisungsrecht moderner Regierungen schließt daher einen Zugriff der Weisenden auf das Leben der Untertanen aus und bleibt in seiner ursprünglichen uneingeschränkten Form nur in den Armeen erhalten. Aber auch dort ist es auf besondere existentielle Umstände begrenzt.

Das Einspannen des Egos für die Zentralisierung der Führung lässt die bisherige Geschichte wie ein Ringen von Eitelkeiten erscheinen, bei dem es darum geht, wer Beschlüsse fällen und wer diese zu befolgen hat, mit anderen Worten, darüber, wer wem etwas zu sagen hat. So ist es jedoch nicht. Wie wichtig die Eindeutigkeit auch wäre, entscheidend ist, wie gut die Führung den Interessen des Verbandes dient, wie sinnvoll und vorausschauend sie handelt. Und hier hapert es bei dem individuellen Weisungsrecht gewaltig. Selbst bei besten Anlagen kann der Einzelne nicht alle Aspekte der Gemeinschaft überblicken und sachgerecht regeln.

Abhilfe wird durch Gesetze und beschlussvorbereitende Gremien erreicht. Parlament, Oberkommando, Verfassungsgerichte etc., Spezialisten auf allen Ebenen und für jedes Sachgebiet vertiefen sich in einzelne Aspekte, um diese möglichst umfassend abzubilden. Sie präzisieren, überprüfen und legen Beschlüsse erneut dem Weisenden zur Bestätigung vor. Allerdings besitzen sie selbst keine Weisungsgewalt und sind im Grunde wandernde Auskunftsbücher. Ist der Weisende zur Vertretung gemeinsamer Visionen nicht fähig oder willig, so verkommt das individuelle

Weisungsrecht zu Arroganz, gleich welche Berater ihm zur Seite stehen. Der Erfolg einer Zentralisierung schwindet und mit ihm schmilzt die Macht. Die Egomanie tritt in Widerspruch zur Legitimität. Darunter leiden alle. Nichts ist so verheerend für den egozentrierten Verband wie „ein falscher Mensch an der richtigen Stelle“. Gewinner sind die Dritten, all diejenigen, die außerhalb der Machthierarchie stehen oder sich stellen. Die Geschichte tritt dabei als ein unvoreingenommener, allerdings sehr kurzsichtiger und brutaler Richter auf.

Je komplexer die menschlichen Ziele und Beziehungen sind, desto schwieriger ist es, jemanden zu finden, der der „Machtvertikale des Weisungsrechts“ bzw. der „obersten Aufsicht“ gewachsen ist. Ein häufiger Regierungswechsel muss also keine Verbesserung bringen. Egomanie hat sich schlicht überlebt, nicht aber ihre Nachkommen. Diese keimen immer wieder und machen sich breit, sobald die Erfahrenen abtreten. Daher kehrt Egomanisches mit jeder Generation quicklebendig und destruktiv zurück.

Die modernen Regierungsformen versuchen den Erbfehlern des Egozentrismus zu entgehen und ihren allzu argen Folgen vorzubeugen. Hierfür begrenzen sie die Regierungszeit auf eine definierte Periode, ermöglichen die Fortsetzung der Regierung in Abhängigkeit von den Stimmen der Wähler und schränken die bestehende Führung durch Regeln der Amtsenthebung ein. Nicht mehr Weisungen und Befehle, sondern eine Regulierung von widerstreitenden Interessen treten an erste Stelle. So werden die Führer zunehmend zu besseren Verwaltern. Der Weg vom Gebieter zum ersten Minister, Kanzler und ersten Sekretär ist somit auch linguistisch nicht zufällig. Nicht die Befehlshaber, sondern gute Diener (=Ministrant – angefangen mit Richelieu), Papierverwalter (=Cancellarius – angefangen mit Bismarck) und zuletzt Sekretäre (Stalin) werden für den Erfolg der Administration entscheidend.

Strategisch richtiges Denken und umsichtiges Handeln gewinnen Vorrang. Dabei wird auf die bisherigen Mittel der Macht keineswegs verzichtet.

Werkzeuge der Macht

„Jeder macht, was er will, keiner macht, was er soll, aber alle machen mit.“ – Volksweisheit.

So sehr die Regierungen ihre Einzigartigkeit und Überlegenheit hervorheben, jede Macht bedient sich weniger Standardwerkzeuge. Viele von diesen stammen aus Urzeiten und sind so urwüchsig, schmutzig und ungekämmt, als hätte man diese gerade aus dem Dschungel geholt. Sie ungeschminkt zu kennen, ist dennoch wichtig.

Recht und Faust

Wenn alle durcheinanderreden und keiner zuhört, kann es keine Einigung geben. Eine **Faust**, die Gehör erzwingt, beseitigt das Chaos. Ob die einkehrende Ordnung an sich gut ist, sei dahingestellt. Dennoch ist selbst die schlechteste Ordnung besser als ein Durcheinander. Weitere Vorteile besitzt die Faust nicht. Ihre Nachteile sind dafür gravierend.

Der erfolgreiche Verfechter, wovon auch immer, beweist seine verbale, politische oder körperliche Schlagkraft. Das Können bedarf anderer Zeugnisse. Das Faustrecht hätschelt den Rüden, den Unverschämten und übergeht den Schaffenden, dessen Schöpfungen erst im Entstehen sind und noch nicht für sich sprechen. Eine Selektion des „Stärkeren“ ist selbstzerstörerisch für die Gesellschaft. Die Konzentration der richterlichen Gewalt in einer speziellen Einrichtung befreit menschliche Handlungen vom Faustrecht.

Das Gesetz beschreibt die Art und Weise sowie den Umfang, in

dem ein Gesetzeshüter die Bestrebungen Einzelner unterstützt, wenn diese auf unberechtigten Widerstand treffen. Solange keiner (Gruppen eingeschlossen) die Kraft hat, sich über das Gesetz zu stellen, genügt ein Wort im Namen des Gesetzes, um den Weg frei zu räumen, ohne dass Gewalt eingesetzt werden muss.

Vom Individuum nicht direkt beeinflussbar, doch für dieses zwingend, nennen sich Gesetze eitel „das Recht“. Sie tun es zu Unrecht. Die menschliche Geschichte ist voll von Beispielen ungerechter Gesetze. Zum Recht werden Gesetze erst, wenn sie der Gerechtigkeit dienen. Gerecht ist aber vor allem das, was am besten unter den gegebenen Umständen der Vervollkommnung des Lebens beiträgt.

Gerechtigkeit ist weder zeitlos noch absolut. Gerechtigkeit ist ein fortwährender Vorgang des sozialen Reifens und Angelegenheit eines Jeden. Wer Besseres weiß, hat sich um dessen Geltung zu kümmern. Fehlende oder falsche Gesetze entbinden nicht von individueller Verantwortung. **Respekt gebührt allein dem Recht. Ungerechten Gesetzen ist in dem Maße Folge zu leisten, wie es zur Vermeidung von Gewalt notwendig ist. Solange andere Überzeugungsmittel oder Wege eine Chance haben, sind diese vorzuziehen. Es gehört zur Pflicht, sich gegen Gesetze zu wehren, die mit dem eigenen Gewissen unvereinbar sind.**

Geht denn so etwas? Und ob! Gewissen ist das wirksamste Mittel gegen ungerechte Gesetze. Es erlaubt, Mitstreiter und Sympathisierende zu finden, und zwar dort, wo diese physisch fehlen.

Die Strenge der Gesetze ist nichts, da sie nie absolut ist, sondern (dort wo die Einsicht fehlt) sich auf die dahinterstehenden Strafmechanismen stützen muss. Findet und konsolidiert man höhere Mächte, wird die gegenteilige Rechtsprechung unverbindlich. Gute und mehr noch böse Beispiele dafür sind allgegenwärtig. Mafia, Politik, öffentliche Meinung, Geheimdienste, aber auch die

Konspiration (wo kein Kläger ist, ist auch kein Gesetz) heben die Wirkung der Gesetze auf. Wir erleben es immer wieder in den Nachrichten oder bei sichtbaren Exzessen eigener Regierungen und Regierender.

Gute Beispiele sind weniger auffallend, da so alltäglich, dass man sie für Selbstverständlichkeit hält. Im Grunde durchziehen sie die menschliche Geschichte und machen sie zu dem, was sie im Guten ist. Aufrichtigkeit im Tandem mit Verstand ist jedem Unrecht weit überlegen. Sie fördert Einsicht, kristallisiert gute Mächte um sich und setzt Kräfte zu ihrer reibungslosen Durchsetzung frei.

Kompetenz

Die Faust ist ein Notbehelf für Situationen, in denen niemand weiß, was zu tun ist, die Not groß ist und alle drängen. Menschen auf einer Expedition brauchen keine andere Führung als eine Karte und ein Ziel. Einzelne Teilnehmer ordnen sich ohne jeden Zwang den Aufgaben unter. Man muss zwar einiges wie Kleidung, Rastplätze und Vorräte vorbereiten, aber die Absprachen darüber, wie auch die Wanderung, verlaufen jedoch auch ohne Peitschenhiebe bestens. Verkehrsampeln an einer Kreuzung erfüllen ihren Zweck ebenfalls besser als jede Befehlsgewalt. Entscheidend für komplexe Aufgaben wie das Dirigieren eines Orchesters sind die Autorität des Könnens, die Reibungslosigkeit der Koordination und der Preis des Gelingens.

Auf den ersten Blick besitzt das Können keine Druckmittel, kein Ego, kein Strafmaß. Die Befähigung trägt keine teuren Kleider, Schmuck oder Uhren, hat keine glänzenden Paläste, Yachten oder Privatjets. Das Äußere der Kompetenz ist unscheinbar und frei von Plunder. Wozu auch? Kompetenz ist das Gewicht des Geleisteten, das man in seinem Rücken weiß und auf das man jederzeit zugreifen kann. Ihre Mitstreiter werden von Einsicht geführt und

bedürfen keines Druckes, um sie zu schieben, im Gegenteil, sie bringen Enthusiasmus und Initiative mit und sind daher weit wertvoller als Untertanen oder Lohnarbeiter. Vor allem aber, die Kompetenz besitzt das alleinige Anrecht auf das Gelingen, das der Borniertheit, dem Diktat und der Bestechung gänzlich fehlt!

Verantwortung

Ein Mensch, der sein Vermögen dem Bankier übergibt, bescheinigt damit, dass er nichts Sinnvolles mit den überreichten Mitteln anfangen kann und von der Fremdverwaltung Besseres erhofft. Ein Mensch, der sich freiwillig in fremde Dienste begibt, tut dasselbe. Niemand will seine Kräfte vergeuden. Viele ziehen es vor, sich Anderen anzuschließen. Die Einen führen, andere schließen sich an, oft beides zugleich: führen in dem, wo man sich sicher fühlt und was man für notwendig hält, folgen in dem, was man sich nicht zutraut oder für nebensächlich erachtet.

Verantwortung ist der Tausch einer fremden Mitwirkung gegen einen Teil seiner Kräfte und Glaubwürdigkeit. Man opfert seine Lebenszeit, wirft das eigene Ansehen, Vermögen und Sicherheit in die Waagschale und geht das Risiko ein, diese zu verwirken.

Wer sich auf fremde Mitarbeit stützt, muss mit deren Ansprüchen leben. Die Ansprüche regeln das geltende Recht, Moral, Traditionen und individuelle Erwartungen der Teilnehmer. Oft werden gegenläufige Ansprüche aneinandergeschnürt, unübersichtlich und gegenläufig ineinander verschachtelt, wie es übrigens in jedem länger bestehenden Betrieb zu sehen ist. Verantwortung für bestehende Verhältnisse zu übernehmen, ist daher nicht immer eine Bereicherung, sondern schwere Arbeit und bedarf spezieller Gaben. Etwas Besonderes zu sein oder die Anmaßung hierzu sind nicht ein und dasselbe. Belanglosigkeit und Einbildung drängen sich vor und stören auf allen Ebenen des Verbandslebens. Jede

Gemeinschaft muss daher Reinigungsmechanismen gegen Anmaßung und Ignoranz besitzen. Üblicherweise dienen Privilegien und Abschreckungen hierzu. Privilegien ziehen potenzielle Begabungen an und vergrößern ihre Auswahlbreite. Abschreckung hält Belanglosigkeiten zurück. Die Strafen sind entsprechend den möglichen Folgen abgestuft: Peinlichkeiten, Ächtung, Mittellosigkeit, Armut, Verbannung, Kerker, Henker oder Guillotine. Die absehbaren Strafen für das Misslingen zwingen Menschen dazu, zweimal zu überlegen, bevor sie einzelne Schritte unternehmen.

Abschreckung schützt vor Anmaßung, nicht aber vor Inhaltsleere. Die Tyrannen sind geköpft, ihre Nachfolger bieten jedoch ein jämmerliches Bild und bringen noch größere Misslichkeiten mit sich. Die Wahlen sind mit besten Absichten und nach allen Regeln abgehalten, doch es bilden sich viele zerstrittene Gruppen ohne gemeinsame Führung und keine Regierung ist von Bestand. Das Parlament hat debattiert, findet aber keine Einigung und kann nur ohnmächtig zusehen, wie alles aus dem Ruder läuft. Die Regierung tut ihr Bestes und erntet Spott. Wieso kommt es mitunter zu keiner Gemeinschaftsbildung, obwohl alle Hebel in Bewegung gesetzt und alle Regeln erfüllt sind?

Weil Formen noch keine Inhalte sind. Vielseitigkeit und Vielköpfigkeit, sowie die Reife gesellschaftlicher Institutionen, so hilfreich diese auch sind, können lohnende Visionen und Sachverstand nicht ersetzen. Fehlen die Perspektiven, dann zerfällt die Gemeinschaft in einzelne, nach eigenem Gutdünken wirkende Grüppchen. Da es viel mehr Irrtümer als Lösungen gibt, ist ein solches „Tippelvoranschreiten“ alles andere als ein angenehmer Spaziergang. Blinder Eifer schadet nur. Entscheidend für den Ausgang wird wieder einmal „das Urteil der Geschichte“ sein.

Legitimation

Legitimation ist der Umfang einer Identifizierung. Sie umfasst Erwartungen, Opferbereitschaft und Vertrauensvorschuss gegenüber den Zielen und der Führung des Verbands. Eine Diktatur ist nicht weniger als eine Demokratie auf Legitimierung angewiesen. Man sieht dies an der tatsächlichen Häufigkeit von Regierungsumstürzen. Diese waren bei Diktaturen öfter als bei Demokratien. Wie es zum Wechsel kam, war nebensächlich. In der Geschichte wurden Umstürze oft von einer kleinen Gruppe von Verschwörern kanalisiert und brachten die Befindlichkeiten der Massen zum Ausdruck. Messer, Gift, Pistole, Strick, Kopfkissen zeigten sich für Palastrevolten dienlich. Bestand keine Einigkeit unter den Verschwörern in einem zerstrittenen und lahmgelegten Land, so wurde die unschlüssige Macht einfach von äußeren Kräften aufgehoben (usurpiert).

Der Verband lebt von Perspektiven, die er für seine Mitglieder erschließt. Versiegt die Ausbeute, so kränkelt der Verband, wachsen die Verluste weiter – stirbt der Verband. Weder seine bisherige Größe, noch Besonderheiten der Organisation schützen ihn vor dem Untergang, wenn der Verband falsche Ziele anvisiert.

Die Unübersichtlichkeit des Verbandslebens überlässt dem Einzelnen vielfältige Möglichkeiten für Manöver innerhalb der Verbandshierarchie. Beschönigungen, Bestechungen, Stimmenfang, Bedrohungen und Nötigung sind allgegenwärtig. All diese Trickserien ändern an dem Verband nicht mehr als es die Brown'schen Bewegungen einzelner Moleküle am Zustand der Materie tun. So sehr die Propaganda sich auch bemüht, die wahren Sprungfedern der Legitimität zu verschleiern, ihr Verständnis ist nicht weiter schwer. Fangen wir mit der Wirtschaft und ihrer Leitung an. Sie ist weniger verzerrt.

Auf der einen Seite stehen Unternehmer und Aktiengesellschaften, auf der anderen Kunden. Was die Unternehmer von sich halten, was sie ankündigen und proklamieren, ist letztendlich nebensächlich. Die Bestätigung findet durch die Kundenbörse statt. Die Kundenbörse fasst zusammen, was der Einzelne (und alle in Summe) sich leisten kann und wozu er fähig ist. Der Unternehmer kann darüber nicht willkürlich bestimmen. Menschen entscheiden sich für bestimmte Produkte. Somit fördern oder strafen sie einzelne Unternehmen ab. Genauso geht es in der Politik zu. Das „Für und Wider“ politischer Prozesse folgt nicht den Bekundungen, Beschlüssen und Wahlergebnissen, sondern der Umsetzung von Lösungen. Entspricht die Umsetzung den Erwartungen oder überbietet diese gar die Erwartungen (auch wenn die Folgen nicht formuliert oder direkt beschlossen wurden), so löst dies Begeisterung und Identifizierung aus. Menschen reagieren, als würde man ihnen die Augen öffnen, ihre unausgesprochenen Gedanken und Sehnsüchte erfüllen. Mit dem Freudenschrei – „Ich habe das schon immer gewusst und konnte es nur nicht ausdrücken!“ – stürzen sich Menschen in die „gemeinsame Sache“.

Die Art und Weise wie der Einzelne sich in das gemeinsame Tun einbringt, ist zugleich seine Stimme, sein Wahlzettel, sein Beitrag. Decken sich die Folgen des Verbandslebens nicht mit den Erwartungen der Mitglieder, so werden Menschen von Gleichgültigkeit erfasst, reagieren in ihrer Masse mit stummem und daher unkontrollierbarem Widerstand, schauen weg, suchen das Weite. Einzelne regen sich sogar auf, werden ausfallend. Die Maschinerie der Propaganda, Kontrolle und Unterdrückung strengt sich immer mehr an, läuft auf vollen Touren und schafft immer weniger. Sie muss, um überhaupt zu bestehen, statt Anweisungen zu erteilen, sich selbst zunehmend einbringen und unter strenger Aufsicht die laufenden Unternehmungen „von Hand“ führen. Auf diese Weise

erreicht man nicht viel.

Ist denn ein Vergleich von Politik und Wirtschaft zulässig? Zwingt nicht die Politik den Menschen ihre Entscheidungen auf? Ach wie gern hätte sie dies getan.

Ich kann mich noch bildhaft an die Räte in der Sowjetunion der späten 80er Jahre erinnern: Endlose Gespräche über nichts und wieder nichts. Worte, Worte, immer wieder Worte, mitunter Geplänkel. Am Ende eine formale Abstimmung über Fragen, die niemanden interessieren und ängstliches Auslassen von Themen, die jeden angehen, Ärger über fehlende Bereitschaft, das Offensichtliche zu akzeptieren, Verdrossenheit und Stillstand in Allem.

Etwas Vergleichbares sehen wir heute in den USA und im EU-Parlament. Jeder kann sich an solche Zusammenkünfte aus der Gegenwart in Räten der Gemeinde, Sitzungen der Bürgerämter, Parlamente oder Fachkreise besinnen. Die Missverständnisse, Zerwürfnisse und Langeweile der Zusammenkünfte sind allgegenwärtig. Sie treten auf, wenn Visionen degradieren und die Politik, wie das Vereinsleben, zur Rechtfertigung schmalspuriger Interessen verkommen. Kopflose Beschlüsse werden durchgedrückt, erhalten zuweilen das Label eines Gesetzes. Genau wie sinnlos produzierte Waren, werden solche Beschlüsse von den Menschen nicht angenommen und sabotiert. Die Macht, welche diese durchsetzt, tritt auf der Stelle, verliert das Kapital des Vertrauensvorschusses und wird auf diese oder andere Weise entsorgt.

Indes ziehen die Menschen weiter, einzeln und in Gruppen, suchen nach Auswegen.

Wo und wie findet man eine richtige Lösung? Im Kampf? Im Streit? Nein, in der Schöpfung.

SCHÖPFUNG

Die Kreativität geht anders vor als Kultur, Weisung, Recht, Autorität oder „Demokratie“ es tun und nutzt dennoch intensiv alle diese Instrumente. Während alle durcheinander reden, handeln, kämpfen, bemüht sind zu zeigen, wie überaus toll sie sind, entzieht sich die Kreativität leise und unbemerkt sowohl dem leeren Geschwätz als auch dem Schlagabtausch. Dem Entdecken sind Gedränge, Lärm und Fülle an aufdringlichen Äußerungen besonders abträglich. Im Streit wird die arterielle Hypertonie geboren. Nachdenken bedarf der Stille und Konzentration. Man lauscht viel genauer verschiedenen „inneren“ Stimmen, wenn man auf einer Parkbank sitzt und mit den Beinen baumelt, die Straße entlangwandert und über das Erlebte und Gehörte nachdenkt; wenn man schreibt, liest, vergleicht, handelt, sich an Vorbildern misst und aufrichtet, Freunde sucht, wenn man Verbände gründet oder sich bestehenden Verbänden seiner Wahl anschließt. Das Schöpferische macht sich ohne große Ankündigungen auf den Weg, sucht Ansätze, die über den Augenblick hinaus wirken, tut ohne viel Gerede das, was es für richtig hält, leistet Großartiges und gewinnt andere für die Sache durch das überragende Beispiel und die freigelegten Mittel des Erfolgs.

Die Schlüssel zum Schöpferischen sind Geist und Seele. Diese durchziehen alles, was die Menschheit bisher hervorbrachte und verleihen diesem seine Einzigartigkeit und Größe.

—

GEIST UND SEELE

Geist und Seele entstehen erst mit dem Menschen. Ihre Herausbildung ist jedoch Resultat der fortwährenden Entwicklung und ihre Ansätze sind schon in den ersten Lebewesen erkennbar. In der Tat, die Macht des Lebens ist nicht stofflich. Sie ergibt sich aus der Reichweite seines Weitblicks. Selbst für das primitivste Lebewesen gilt: Je mehr es erfasst und kontrolliert, desto mehr kann es sich erlauben. Viren und Bakterien überschauen nur ihre unmittelbare Umgebung, der Geist durchdringt das Weltall. Dazwischen liegt alles andere.

Rekapitulieren wir in groben Zügen die Evolution des Weitblickes von den primitiven Reaktionen bis zum Bewusstsein. Eine gewisse Wiederholung des schon Dargestellten ist dabei unvermeidbar. Die zusammenhängende Darstellung hilft jedoch, manche Widersprüche und scheinbaren Gegensätze der menschlichen Seele besser zu verstehen.

Ego

Vor-, An- und Aussicht

Leben ist eine Vorwegnahme der Zerstörung durch Erneuerung. Unwissend, wem die Zukunft gehört, setzt das Leben nicht alles auf ein Pferd und gewährt den Vorpreschenden volle Handlungsfreiheit, besonders, wenn es sich um unbekanntes Terrain handelt. Das Risiko für das Gesamtleben ist vergleichbar gering, selbst wenn die Einzelnen dabei versagen. Die Ergebnisse und das Entdeckte können jedoch weitreichend sein.

Die Möglichkeiten der ersten Organismen, die Wirklichkeit zu erfassen, gehen nicht weiter als die chemischen Reaktionen, die auf ihrer Oberfläche ablaufen. Hiermit unterscheiden sie sich nicht wesentlich von primitiven chemischen Autokatalysatoren. Auch diese stehen der feindlichen physischen Welt trotzend gegenüber,

weichen dem Druck physikalischer Gesetze aus und sind allein um die eigene Reproduktion bemüht.

Den Startschuss für die Evolution des Lebens gibt allerdings die Fähigkeit von Lebewesen, sich vorzugsweise für die eine oder andere Reaktion zu entscheiden. Vermehrung fördert diejenigen unter ihnen, die zu besseren Entscheidungen fähig sind. Ausbreitung und Differenzierung sichern zwischenzeitliche Erfolge und bilden den ersten Mechanismus der Erfahrungsakkumulation. Mehr und bessere Erfahrung bedeutet automatisch mehr Erfolge und größere Verbreitung.

Erste Erfahrungen werden in Genen aufgeschrieben. Gene sind kodierte Vorschriften des Wachstums. Sie beinhalten Anweisungen, die auf ein äußeres Zeichen warten. Tritt eine Situation ein, die ihnen anzeigt, dass das Anspringen sinnvoll ist, so werden die Anweisungen ausgeführt. (Wir kennen derzeit nur Nukleinsäuren als Träger des genetischen Wissens, früher gab es gewiss auch andere, weniger dienliche Informationsträger.) Die Verknüpfung von Genen mit äußeren Symbolen erlaubte dem Organismus, die Welt jenseits seiner Körperlichkeit zu erfassen.

Die ersten Auslöser der Gene waren konkrete Verhältnisse in ihrer Gesamtheit. Mit der wachsenden Strukturiertheit des Lebens und seiner Möglichkeiten, wurden die Stimuli differenzierter und schrumpften bis auf wenige Besonderheiten der Situation zusammen. Äußerst komplexe Situationen ließen sich somit auf wenige leicht erfassbare Reize reduzieren. Das Auftreten der Reize signalisierte dem Organismus, ob ein Wachstum hier und jetzt **gute** oder **schlechte** Voraussetzungen hat, und somit gesucht oder gemieden werden soll. Die Ausrichtung auf diese Signale erleichterte die Orientierung. Die Welt bekam **Dimensionen von Gut und Böse**.

Obwohl noch sehr primitiv, war diese Einschätzung schon recht

wirkungsvoll. Indem das Leben die guten Vorzeichen anstrebte (z.B. indem es in ihre Richtung wuchs) und die Bösen mied (regungslos blieb), baute es seine Handlungsfreiheit aus und optimierte sich selbst.

Die ersten Organismen (und ihre primitiven Nachkommen) verändern ihre Gene noch direkt. Die Fortentwicklung der Gene dient der Vermehrung. Das Überlegene breitet sich aus. Das Eigene hat dabei absoluten Vorrang. Egoismus und „Selbstverliebtheit“ werden gehätschelt, ersetzen sie doch in der Evolution fehlende Augen und Verstand. Daraus erwächst Gehässigkeit. Sie bekämpft vehement alles Fremde, strengt sich an und dient dennoch einem guten Zweck.

Das Egozentrische fördert die Starken und Rücksichtslosen. Ego eckt an, treibt Lebewesen auseinander, zwingt dazu, ungewöhnliche Wege zu gehen, bringt sie in unwirsche Gegenden und an ihre Ausbreitungsgrenzen. Das Resultat ist eine räumliche und funktionale Vielfalt, die im Versuch und Irrtum eine Vielzahl an Erfahrungen stemmt. Die Kolonisierung der Erde nimmt an Fahrt zu, bis die entlegensten Winkel erreicht sind. Zeitgleich mit dieser Ausfüllung kommt der Umbruch.

Egoismus und Ausschließlichkeit sind dienlich im Freien. Der Druck schlägt mit gleicher Wucht zurück, sobald zum Ausweichen kein Platz mehr ist. Als Reaktion auf aussichtsloses Stemmen in geschlossenen Lebensräumen wurde Gegenseitigkeit geboren und von der Kooperation, über die Sexualität und Kultur bis zum Bewusstsein ausgebaut. Das auf diesem Weg Erreichte ist enorm. Für einen autokatalytischen Vorläufer des Lebens besteht die Welt aus Substraten, in denen er sich vermehren kann. Das Erkennen der Substrate beim Zusammentreffen mit diesen erlaubt es dem Autokatalysator, sich erfolgreich zu vermehren, bevor er zerstört wird.

Ein Bakterium überschaut seine unmittelbare Umgebung und bewegt sich in die für sein Wachstum günstige Richtung. Was dahinter liegt, ahnt das Bakterium nicht. Das Tier kontrolliert schon sein Territorium im Ganzen. Das Erfasste nimmt mit dem Fortschreiten der Evolution stetig zu und schließt zum Beispiel beim Wal den gesamten Ozean, von einem Pol zum anderen, ein. Das Geistige will sich wiederum mit nicht weniger als dem Universum abfinden. Die Welt der Erde ist ihm nicht genug. Verfolgen wir Schritt für Schritt, wie es hierzu kommt.

Zuneigung

Die ersten Gemeinschaften bildeten Organismen, die einander ergänzten, ohne um die gleichen Ressourcen zu konkurrieren. (Zum Beispiel Organismen, die aus Kohlendioxid Sauerstoff produzieren und die, die Sauerstoff verbrauchen, um Kohlendioxid zu bilden, dabei aber unterschiedliche Substrate verarbeiten).

Diese Gegenseitigkeit potenzierte ihre Möglichkeiten und erlaubte ihnen, dort zu gedeihen, wo Einzelne unweigerlich versagen würden. (Zum Beispiel in einer Sauerstoff- und Kohlendioxid-freien Umgebung).

Die Kooperation überwindet Schranken und erschließt Lebensräume, die vorher für die Lebenstätigkeit schlicht nicht bestehen. Seit der Entstehung erster Gemeinschaften wetteifern Ichbezogenheit und Gegenseitigkeit in der Evolution miteinander und ergänzen sich zugleich. Der Egoismus agiert, drängt und füllt das Verfügbare aus, die Kooperation erkundet Zugänge zu neuen bisher unerschlossenen Lebensräumen. Auf lange Sicht gewinnt stets die Zuneigung (einfach, weil sie sich mehr leisten kann und sich dort bewegt, wo der Einzelne keine Überlebenschancen hat).

Der Egoismus verschwindet nicht, zieht nach, sichert den entdeckten Raum, füllt ihn aus, führt das Leben immer wieder an die

Grenzen des Unerforschten und bildet somit das Fundament für Startrampen weiterer zuvor undenkbarer Neuerungen und Aufstiege.

Trotz klarer Vorteile weisen die ersten Kooperationen ein grundlegendes Handicap auf. Zu den Anfängen der Evolution setzt sich die Gemeinschaft aus mehreren auf ihre eigenen Interessen bedachten Lebewesen zusammen. Jeder der Organismen kann seine eigene Tätigkeit regulieren. Auf die Tätigkeit anderer eigenständiger Partner und ihrer Gene hat er aber keinen Einfluss. Was der Organismus zu seiner eigenen Verbesserung auch unternimmt, sein Überleben hängt von dem Überleben des Partners ab. Die Vermehrung erfolgt unter diesen Umständen unweigerlich im Gleichschritt. Bessere (aus eigener Sicht) Gene eines Partners können von nun an nicht mehr vorzugsweise vermehrt und zur Erfahrungsakkumulation eingespannt werden. Die Gemeinschaft würde dabei auseinanderbrechen. Ego-Gemeinschaften können sich zwar vermehren, aber nicht fortentwickeln und bleiben entweder amorph oder verschmelzen zu einem einzigen Organismus, der jegliche Individualität seiner Bestandteile unterbindet. Zwecks Fortschritts muss die Ego-Gemeinschaft sich entweder auflösen und Neubilden, oder sich zu einem einzelnen, wenn auch größeren Organismus umbauen. (So entstand z.B. der Eukaryot.)

Heißt dies, dass ein bewegliches und selbstbedachtes Ego dem abhängigen und auf die Nachbarn achtenden Gemein Sinn letztendlich doch überlegen ist?

In der Tat, die Hürden sind enorm.

Um sich weiterzuentwickeln, muss die Ego-Gemeinschaft Erfahrungen zwischen unabhängigen, sie ausmachenden Lebewesen austauschen können (und dabei fremde Gene modifizieren) ohne ihre Integrität zu schmälern. Dabei entsteht ein grundlegendes Problem. Die kooperierenden Organismen sollen sich gegenseitig

verbessern ohne einander und sich selbst ändern zu dürfen. Wie soll das gehen? – Ein Unding und Widerspruch in sich!
Die Sexualität fand dafür eine elegante Lösung – die **Zeugung**.

Zeugung

Die Zeugung erschafft Neues aus dem Bisherigen, ohne das Bestehende zu maßregeln.

Sexuelle Arten verändern nicht ihre eigenen Gene, sondern die Gene ihrer Kinder. Hierfür dienen Partnerwahl und Kreuzung.

Über ihre Einstellungen, Erfahrungen und Vorlieben gestalten sexuelle Arten schöpferisch ihre Nachkommen. Ihr ganzes Leben und die Vermehrung eigener Gene sind bloß eine Zuarbeit dazu. Nur Eltern, die alle Prüfungen des Lebens erfolgreich bestehen, können ihre Anlagen zusammenlegen und neues Leben zeugen. Hierdurch wird das Beste aus dem bisher Erreichten ausgewählt und in weiteren Kreuzungen nach und nach vervollkommenet. Gegensätzliches wird ergänzend zueinander gebracht, jedoch nicht blind, sondern erfinderisch und zielgerichtet.

Sexualität stellt somit das Wachstum des Bestehenden der Zukunftsgestaltung neuer Generationen zu Diensten. Die Teilnehmer selbst werden dabei nicht umgestaltet (bleiben so, wie die Natur sie geschaffen hat), doch sind sie nunmehr auch in ihrem schöpferischen Drang nicht im Geringsten beeinträchtigt, dürfen all das unternehmen, wozu ihre Einsicht reicht und ohne Angst etwas dabei zu zerstören. Die Zukunft wird von denen gestaltet, die sich selbst nicht mehr in Frage stellen.

Aufstieg der Vernunft

Zunächst ist die gestalterische Freiheit der Sexualität auf die Nachkommen einzelner Arten begrenzt. Kreuzungen zwischen den Arten sind unmöglich. Die rasante Evolution sexueller Arten

ermöglichte jedoch die Entwicklung eines Vielzellers sowie die Entstehung von komplexen Organen der Wahrnehmung und des Gehirns. Der Vorgang der Erfahrungsbildung beschleunigte sich. Mit dem Ausbau des zentralen Nervensystems stiegen die Möglichkeiten der Weitsicht sprunghaft an. Die Welt wurde aus dem unmittelbar anliegenden Raum zu einer sehr umfangreichen Vorstellung, die jenseits des Tastbaren, Riechbaren, Hörbaren oder Sichtbaren liegt. So lernten Störche Sternkarten zu lesen und schlossen in ihre Weltbetrachtung die Geographie der Kontinente unter und die Astronomie des Himmels über ihren Flugrouten von Europa nach Südafrika ein.

Eine Ausbreitung von Erfahrungen jenseits der unmittelbaren biologischen Nachkommen und ihrer Gene blieb jedoch lange Zeit unmöglich und nicht vordringlich notwendig. Bakterien, Pflanzen, primitive Tiere füllten die erschlossene Wirklichkeit entsprechend den Eigenschaften, die sie sich zulegte. Die Notwendigkeit, ihre Ansichten kreuz und quer untereinander zu teilen, bestand zunächst nicht imperativ.

Die wachsende Komplexität des Erdenlebens führte zur Hierarchie der Biosphäre und mündete in Parasitismus, Herdenbildung und sozialem Verhalten. Die Abstimmung zwischen einzelnen unverwandten (nicht kreuzbaren) Komponenten des Systems wurde immer dringender. Die „naturegebenen“ Symbole reichten nicht mehr aus, um sich in dieser Wirklichkeit zu orientieren.

Das soziale Verhalten der Tiere und die Hierarchie stärkten die Rolle von willkürlich gesetzten Zeichen für die Markierung von Territorien, Regulierung von Zügen, Rudeln und Herdenbewegungen. Symbole der Wirklichkeit wurden von nun an nicht nur als gegeben genommen und bewertet, sondern von den Lebewesen gezielt gestaltet und selbstständig gesetzt. Die hierfür erforderlichen Gesten, Laute, Drohgebärden, sowie Zeichen und

Markierungen des Besitzes wurden immer differenzierter. Symbole gewannen an Abstraktheit. Auch dienten diese Symbole zunehmend nicht allein der eigenen Orientierung, sondern zur Kommunikation und Lenkung von Anderen.

Die Verknüpfung der Brutpflege mit dem sozialen Verhalten legte die Samen für die Kultur. Die Kultur relativierte die Rolle der Gene und ihres Verhältnisses zur Außenwelt. „Mach es uns nach“, funktionierte auch bei den nicht direkten biologischen Nachkommen. Die Herausbildung und Aufbewahrung der Erfahrung wurde nicht mehr den Genen überlassen, sondern zunehmend an alle lebenden und wirkenden Angehörigen des sozialen Umfelds delegiert und in Zeichen ihrer Sprachen und Kulturgegenständen festgehalten.

Die Kultur hat die Sprache der Gesten und Laute vervollkommnet und als mündliche Sprache in großen Volksgruppen verankert. Die Sprache des Sozialen wurde zum Träger der Inhalte. Das gemeinsame Handeln lieferte Schlüssel zum Verständnis, machte Wörter und Sätze aller Generationen für die Teilnehmenden verständlich. Das vorrangige Denken in den Symbolen einer Sprache brachte das Bewusstsein zur Welt.

Bewusstsein ist ein Denken, das ausschließlich in der mündlichen Sprache eingebettet ist. Anders als beim Denken in Vorstellungen des selbst Erlebten, werden die Inhalte des bewussten Denkens nicht in Sinnbildern des eigenen Wirkens, sondern ausschließlich in Form einer Mitteilung erfasst, verarbeitet und akzeptiert. Das Denken entwickelte sich von der Analyse des eigenen Tuns und Wahrnehmens zur Analyse des kulturellen, dann ethnischen und schließlich gesamt menschlichen Handelns, vom individuellen Denken zum Denken in Gemeinschaft.

Das bedeutet nicht, dass Jeder mit Jedem eins ist, ganz im Gegenteil, aber die Inhalte bekommen die Möglichkeit, direkt und

ungehindert, zwischen einzelnen Teilnehmern zu wandern und unabhängig von den Peitschenhieben der Umstände, von Befehlen der Gene und der Kultursatzungen bewertet zu werden. Möge das Bessere sich durchsetzen.

Das Bewusstsein vermittelte nunmehr Inhalte, zu denen Gene überhaupt keinen Zugang hatten und dabei in Vielem den Inhalten des genetischen Wissens weit überlegen waren.

Mit der Zähmung des Feuers durch den Menschen stieg die Komplexität und Bedeutung der Sprache sprunghaft an. Die Bewahrung des Feuers über mehrere Generationen, die Gestaltung von Feuerstellen, Höhlen und Werkzeugen vermengte immer mehr das Vergangene und Bestehende. Die unmittelbare Anwesenheit wurde zur Übergabe von Erfahrungen immer weniger kritisch. Die hinterlassenen Häuser, Felder und Werkzeuge verrichteten diese Arbeit ebenfalls. Sie hielten die Erfahrungen einstiger Generationen fest und vermittelten diese den jeweils lebenden Generationen über den Tod ihrer Erbauer hinaus. Die Aufzeichnungen von Erfahrungen in den Besonderheiten von Wohngegenständen und Werkzeugen wurden immer spezifischer. Kerben am Griff eines Instruments oder Pfosten des Hauses wurden aus Erinnerungsstützen zu Buchstaben. Aus den symbolischen Aufzeichnungen bewusster Inhalte entstand die Schrift. Die Fähigkeit der Schrift, Inhalte festzuhalten und aufzubewahren, war viel grösser als die der Nukleinsäuren. Bücher und Computer folgten hilfreich später. Wir sind in der Gegenwart angelangt.

Alles Lebende kann Denken. Höhere Tiere sind besonders gut darin. Wie entwickelt die Denktätigkeit des Tieres auch wäre, das Durchdachte jenseits seiner Gene aufzuzeichnen und weiterzureichen, kann das Tier nicht. Die Fähigkeit sich nach den Sternen und der Topographie der Kontinente zu orientieren, ist bei den Vögeln daher unweigerlich angeboren. Kultur hält die

Erfahrungen lebender Generationen fest und lernt somit zum Beispiel die unerfahrenen diesjährigen Kraniche vor dem Überflug an. Hierzu dienen die herbstlichen Ansammlungen von Vögeln. Die Kultur der Vogelscharen selektiert und überschreibt somit Gene ihrer Teilnehmer. Sind die Alttiere tot, so können Jungtiere nicht mehr angeleitet werden. Wehe, wenn Gene Neugeborener für den ersten selbständigen Überflug nicht ausreichen, um die Schleife des Lernvorgangs neu zu starten. Die Menschen hatten mehr Glück und kamen in ihrer Entwicklung viel weiter. Aus der menschlichen Sprache entstand das Bewusstsein. Aus der Schrift erwuchs das Geistige. Bewusstsein und Geistiges ließen alle kulturellen Vorversuche der Kranichzusammenkünfte weit hinter sich.

Die Schrift vertiefte das Bewusste und fügte zu dessen Inhalten nicht nur Werke von den jeweils Lebenden, sondern aller Menschen und selbst anderer Lebewesen hinzu. Lesbar und nutzbar wurde nicht bloß das von Menschen Erhobene, sondern alles, was die Aufzeichnungen oder auch nur Spuren des Wirkens in archaischen Funden, körperlichen Strukturen oder Genen hinterließ. Spuren, wie sich dabei herausstellte, sind ebenfalls Aufzeichnungen (wenn auch unbeabsichtigte) und können dechiffriert und ausgewertet werden. Die Übersetzungen schufen Zugang zu dem Wissen längst ausgestorbener Zivilisationen und sogar zu den Gensequenzen aller Lebewesen (selbst die eigennützigsten der egoistischen Viren wurden gezwungen das Wissen zu teilen). Molekulargenetik und Gensequenzierungen machten es möglich. Die Sexualität überwand die Grenzen des Egos und verband in Kreuzungen die Lebenserfahrungen einzelner Partner. Die Kultur verband dann die Sichtweisen aller zeitgleich lebenden Angehörigen. In die Schriftsprache eingebettetes Bewusstsein machte alle Schranken der Erfahrungsbildung potentiell überwindbar.

Der Ausbau und die Weitergabe von schriftlichen oder anders aufgezeichneten Bewusstseinsinhalten erfolgen unabhängig von den Genen, Instrumenten, Fertigkeiten und Traditionen. Entscheidend wird nicht das Formelle dahinter, sondern der Zugang zu den Inhalten und die Fähigkeit, diese aufzunehmen, zu begreifen, zu prüfen und zu verwirklichen. Das bessere Wissen setzt sich dabei durch, weil es einfach gelingt (*alles Geniale ist einfach*) und weil es darüber hinaus bessere Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Von nun an heißt es endgültig: Wissen ist Freiheit, Wissen ist Macht. Der Schritt ist revolutionär.

Die ausschließlich mitteilbare Form der Inhalte machte ihre Erhebung und Verbreitung zu einer Angelegenheit der gesamten Menschheit. Jeder Angehörige verfolgt seinen eigenen Pfad, gibt aber die Ergebnisse an alle weiter. Die Entwicklung von Inhaltsträgern wie Schrift, Buchdruck, Computer und andere Medien potenzierten den Vorgang der Akkumulation von Bewusstseinsinhalten. Die Mitteilbarkeit verbindet die Wahrnehmung aller einst lebenden und wirkenden Menschen. Hierdurch erhöht sich das Bewusstsein bis zum **alles** umfassenden **Geist**.

Ist das nicht zu verwegen, die Gesamtheit des für das Bewusstsein Erschließbaren als Geist zu bezeichnen? Man vereinbart damit etwas, was man einst einem überirdischen Wesen zuordnete. Kann denn das (in den Bibliotheken und Schriftzeugnissen festgehaltene und immer weiter anschwellende) Wissen der Menschheit selbstständig denken und existieren, um als etwas Eigenständiges zu gelten? In diesem Zusammenhang – Nein, genauso wie ein Meter-Etalon nicht von allein Längen messen oder ein Schrifttum denken kann. Sie alle erfassen jedoch die menschlichen Fortschritte und ermöglichen maßgeblich weitere. Der Geist hat keine stoffliche Entsprechung, er kann nicht genommen, gewogen, gespalten werden. Der Geist ist gleich der Vernunft eine

Bewegung. Er wacht jedes Mal auf, wenn der Verstand sich auf den Weg zur Welterfassung macht. Der Geist ist in dem Maße real, wie er seine Vorhaben realisieren lässt und daran exakt messbar. Die Existenz des Geistes zu verneinen ist genauso idiotisch wie die Existenz der Vernunft zu leugnen. Beide sind ein und dasselbe. Nur die biologische Vernunft verdaut und ordnet allein die individuellen Erfahrungen (sie hat keine anderen), der Geist verarbeitet die Inhalte und Erfahrungen der Menschheit. Beide sind immateriell und sind dennoch überaus wirklich. Wer Geist verneint, müsste konsequenterweise auch die Existenz der Vernunft verneinen.

Seit der Antike wurde das Wort Geist ehrfürchtig behandelt und jenseits von religiösen Deutungen mit dem „universalen Wissen“ gleichgesetzt. Menschen, die mehr davon erhielten, galten als geistreich, die, die weniger abbekamen, als geistlos. Geistreiche waren gegenüber Geistlosen besser bewaffnet, sofern der Geist kein Papiertiger blieb.

Papiertiger? – Auch so etwas gibt es. Die Menschheit hat viele Namen hierfür: Worthülse, Bla-Bla, Dogma und andere. Eine in Sprache und Schrift festgehaltene Mitteilung ist zunächst eine formale Anweisung, aber noch keine Erfahrung. Zur Erfahrung wird diese erst, wenn sie eine Bestätigung ihrer Wirksamkeit findet. Bleibt jedoch die Umsetzung des Geistigen in das Verständnis (eine realisierbare Erfahrung) aus, so reduziert sich seine Bedeutung zu einem wirren, wenn auch mitunter geheimnisvoll klingenden Gelaber. Wer die Inhalte kennt, wird von Gequatsche nicht beeindruckt sein, wer nur den Worten folgt, bleibt im Abgedroschenen gefangen. Auch das Geistige muss sich in der Wirklichkeit und nicht in den nachgesprochenen Worten bewegen. Nur so lässt sich dessen Realitätssinn prüfen. Die Umsetzung des Geistigen zu individuellen Erfahrungen verleiht dem Menschen das, was

die Alten Seele nannten. Je nach dem Fortschritt dieser Umsetzung konnte die Seele groß, schön und All-umfassend werden. Sie konnte aber auch tierisch bleiben (so wie sie geboren war), mit allen Attributen, die hierfür typisch sind. Der Geist wurde daher als der vom Leben erreichte Stand der Durchdringung des Universums angesehen, die Seele als dessen individuelle Verwirklichung. Diese Ansicht war allerdings intuitiv und rein gefühlsmäßig. Sie ergab sich aus der praktischen Handhabung der Inhalte. Die Menschen drückten sie zu verschiedenen Zeiten in Worten ihrer Epoche aus und flochten die geläufigen Missverständnisse in die Definition ein. Doch welche Worte man auch wählte, wie sehr die einzelnen Erklärungen sich auch voneinander unterschieden, die fehlende Bindung des Geistes und der Seele an das Hier und Jetzt war offensichtlich für jeden, der sich mit diesen befasste. Die Unendlichkeit und Unsterblichkeit der Wirkung von Geist und Seele waren nicht zu leugnen. Wenn man mit diesen Feststellungen intuitiv auch völlig richtig lag, so müssen wir dennoch zugeben, dass man weder die eigentliche Natur der Seele noch des Geistes verstanden hat. Das Kindliche, vor allem religiöser Erklärungen von Himmel, Hölle und das übrige Geplapper sowie das Verworrene der Hegelschen „Phänomenologie des Geistes“ brachten die Begriffe Geist und Seele in Misskredit, obwohl beide Worte auch heute noch oft benutzt werden und einen tiefen Sinn besitzen. Selbst die dogmatischsten aller Materialisten können ohne diese Worte nicht auskommen. Hat sich der Geist nunmehr endgültig und unwiderruflich durchgesetzt? Leider nicht. Das Bewusstsein verleiht dem Einzelnen die Überlegenheit eines geistigen „Weltblickes“. Aufzwingen kann sich das Geistige nicht. Zu oft leisten die körperlichen Begierden, angeborene Einfalt und banale Bequemlichkeit Widerstand. Die Erbauung des Bewusstseins erfordert Disziplin, Fleiß und Konzentration. Wozu die Mühen,

wenn die Körperlichkeit das Angenehmere umsonst bietet und sogar aufdrängt? Was kann näher als das eigene Hemd sein?

Solange der Körper selbstzufrieden ist, zeigt er keine Eile, sich das Geistige anzueignen und in das Seelische zu überführen. Und so gelingt es vielen Menschen nicht, die Krippe ihrer Leiblichkeit und der Kulturzwänge zu überschreiten. In der Überflussgesellschaft wurde das Auseinanderklaffen des Geistigen und des Biologischen schreiend absurd, die Folgen widerlich.

Könnte man den Menschen nicht das Bewusstsein aufzwingen oder sie zumindest durch eine gezielte Führung darauf hinbewegen? Schließlich erledigen Traditionen, Kultur, Staat und Gesetz dasselbe und mit Erfolg. Nun, man tut, was man kann. Nur ist der Zwang für das Bewusstsein unzureichend, oft sogar kontraproduktiv. Der Zwang liefert den Wahrheitsgehalt der Bewusstseinsinhalte einer Willkür von Aufzwingenden aus und unterdrückt die Fähigkeit, Inhalte zu **begreifen** (selbstständig und handfest zu **greifen** und auf ihren Realitätssinn zu prüfen). Zum Anleiten und Erproben ist Zwang gut, zum Klären und Festigen vernichtend.

Tatsächlich, wer soll darüber entscheiden, was am Bewussten gut oder schlecht, wahr oder falsch, reif oder kindisch ist? Wäre jemand oder auch nur eine Gruppe von Menschen hierzu fähig, so bräuchte man das Bewusstsein gar nicht. Alles, was Bewusstsein und Geist bieten, entfaltet seine Wirkung erst, wenn der Empfänger diese übernimmt, richtig nutzen lernt und erfolgreich umsetzen kann. Das einzige Kriterium für die Annahme von Bewusstseinsinhalten ist ihre Wirksamkeit und der Beitrag zur Selbstverwirklichung. Solange jeder die Bedeutung der Inhalte nicht tatkräftig ermittelt, bleiben Bewusstseinsbelehrungen tote Buchstaben.

—

SCHEINALTERNATIVEN

Pfui! Ihr wollt in ein System hinein, wo man entweder Rad sein muß, voll und ganz, oder unter die Räder gerät!

Großartige Werke der Vergangenheit, die beeindruckende Wirksamkeit der Gene, Triebe, Kultur, die differenzierten Instrumente des Staates verleiten immer wieder dazu, die Bestimmtheit ihrer Anweisungen als universelles Heilmittel einzusetzen, gleich wann und wofür. Wozu zweifeln und suchen, diskutieren und überzeugen, wenn man „Richtiges“ einfach verordnen kann? Alles, was man hierfür braucht, ist eine Position zu erreichen, aus der man über die Anderen bestimmen kann. Reichen die eigenen Kräfte nicht aus, so kann man sich jemandem anschließen, der „ordentlich führen kann“.

Die Einbildung flüstert – Nichts leichter als das! Lass uns die passenden Gene auswählen, gesunde Triebe ansprechen, ausgewählte Kulturgebote, passende Gesetze und wissenschaftliche Erkenntnisse durchboxen. Beseitigen wir darüber hinaus allen „Unrat“, der den höheren Ansprüchen nicht genügt, so wären alle Probleme gelöst.

Diese Anmaßungen verheißen nichts Gutes. Denn, wird die Menschheit gesund, wenn man Kranke und ihre Gene eliminiert? Wenn man das Böse verbannt, schwelgt man dann nur noch im Guten? Wenn man kein Fleisch isst, wird man weniger zum Parasiten? Leben mehr Tiere glücklich und zufrieden auf dieser Welt, wenn man ihre Zucht aufgibt? Wenn man etwas von höchster Stelle anordnet, wird es dann auch ausgeführt? Wird daraus auch das, was man beabsichtigt?

Lassen wir uns nicht von den bunten Verpackungen täuschen. Imperialismus, Nationalismus, Sozialismus, Kapitalismus und andere Ismen, Kulturen und Nationen, Privat-, Familien-, Vereins-

oder Staatseigentum sind vorübergehende historische Lösungsansätze und genau so unvollkommen wie die gegenwärtige Landwirtschaft und Tierzucht. Sie sind weder Leitsterne noch Schreckensbilder, sondern unsere Geschichte zum Lernen, um es künftig besser zu machen.

Wenn man den Eigennutz ausrottet, siegt dann der Gemeinsinn? Wenn man Privateigentum verbietet, wendet man sich dann unweigerlich dem Allgemeinwohl zu? – Im Gegenteil! Es gibt keine Gemeinsamkeit ohne Eigensinn und umgekehrt. Der Bestand von Eigenem und Gemeinsamem ist grundsätzlich und von der Evolution über Milliarden von Jahren erfolgreich getragen und fruchtbar vermengt worden.

Das Recht auf Privateigentum ist der fortgeschrittene Mechanismus des Auflösens und der Neugründung der Verbände. Man geht aus dem Verband mit einem monetarisierten, patentierten oder dinglichen Anteil des Erfolges heraus, den man nutzen oder in neue Verbände einbringen kann. Der Umfang und die Regeln sind zeitgemäß und steuerbar. Derjenige, der einen Verband verlässt, weil er seinen Anforderungen nicht mehr entspricht, muss nicht ohnmächtig zusehen, wie alles von ihm davor Erschaffene den Bach runter oder noch weiter gespült wird. Er nimmt Einiges mit und bringt sich und sein Eigentum woanders ein.

Ähnlich steht es mit den individuellen Rechten. Die Sicherung der Privatsphäre fördert nicht Egoismus oder Kriminalität. **Die scheinbar widersinnige Eigenständigkeit der privaten gegenüber den gemeinschaftlichen Rechten, die Abschirmung und der Schutz des Einzelnen von der Mehrheit räumen jedem Menschen die Möglichkeit ein, unvoreingenommene Ansichten zu formen, Bindungen seiner Wahl einzugehen und Verbände nach dem Ruf seines Gewissens und Herzens zu bilden.**

Das private Eigentum reguliert Mittel, privates Recht regelt Zeit und Raum, die das Individuum jenseits einzelner Verbände und Verbindlichkeiten zur Entfaltung nutzen darf. Duldung, ja Förderung von individuellem Eigentum und Rechten gewährt der Gesellschaft freien Fluss von Begabungen zwischen Unternehmungen und Verbänden und verhindert den gewaltsamen Umsturz als einzig verbleibende Möglichkeit des Voranschreitens.

Moralisierungen

Krieg den Palästen, Friede den Hütten?

Ist es richtig, Unrecht zu dulden? Darf man zusehen, wie „Menschenrechte“ (mitunter Menschen selbst) geopfert werden? Wäre nicht eine Kriegserklärung an jede Unterdrückung wünschenswert?

Ablehnung – Ja! Erschaffung von Besserem und Übernahme aller Willigen ebenfalls. Einmischung, Vernichtung, Ausrottung – eindeutig – Nein! Krieg hat nur als Vorbeugungsmittel noch größerer Gewalt einen Sinn. Die Freund-Feind-Polarisierung ist ein Zeichen von Konzeptionslosigkeit.

Das Leben ist niemals vollkommen. Weit entfernt von jeglicher Perfektion, nutzt das Leben erfinderisch das Primitive zum Voranschreiten, bildet komplexe Organismen und Verbände mit äußerst widersprüchlichen Eigenschaften. Ob man etwas versteht oder nicht, akzeptiert oder ablehnt, jeder Verein verkörpert und erfüllt für seine Teilnehmer bestimmte Aufgaben. Viele dieser Aufgaben sind einmalig. Bestehendes zu zerschlagen würde bedeuten, die Aufgaben des Verbands für dessen Mitglieder zu übernehmen, in einer ihnen fremden Weise und gegen ihren Willen. Oft bedeutet dies ihren Tod. Wie falsch, abartig und unannehmbar uns fremde Lebensweisen auch erscheinen mögen, solange diese selbsttragend sind und uns nicht beeinträchtigen, ist ihre Zerschlagung

nicht zulässig.

Schön und gut. Wenn man dabei zusehen muss, wie fremdes Leben erniedrigt, gemartert, genommen wird, soll man auch dann nicht eingreifen?

Die Fragestellung ist lebensfremd. Töten nicht Löwen Wild, um zu überleben? Verhalten sich Menschen gegenüber Nutztieren und Pflanzen nicht ähnlich? Alles Bestehende ist ein Provisorium. Einiges davon lässt sich nicht überspringen, solange man hierzu nicht reif ist und bessere Alternativen fehlen. Der Mensch ist nun einmal ein Parasit. Die Evolution hat ihm diese Rolle zugewiesen. Er hat daraus etwas Weiteres gemacht. Er nimmt nur den Tieren und Pflanzen das Leben, denen er zunächst das Leben schenkt. Dabei tritt er immer mehr als Schöpfer auf. Sicher ist vieles daran zu verbessern. Vollkommen ist diese wie jede andere Zwischenlösung nicht. Jedoch Masttiere aus dem Stall ins Ungewisse zu treiben, sie in eine Welt mit Autobahnen, gepflasterten Straßen, elektrischen Leitungen, Zäunen und Häusern der Gegenwart auszusetzen, nur weil man deren Eingesperrt-Sein für falsch hält, ist keine gute Lösung. Weder Menschen noch Nutztiere gewinnen dabei. Gerechtigkeit besteht darin, dass man in jedem Fremden einen potentiellen Verbündeten sieht. Nicht ausrotten, sondern heranziehen sollte man. Man soll ein besseres Leben anstreben, mit Beispiel vorangehen, Erfolge vorweisen und den Zugang für Mitstreiter offenhalten.

—

DEMOKRATIE

Es heißt – „die Demokratie“ wäre die größte Errungenschaft und Krönung der Geschichte. Wenn diese Aussage auch richtig ist, falsch bleibt, was man in der Regel unter einer Demokratie versteht. Man tut sich schwer mit den einfachsten Definitionen, bleibt in allen Formulierungen möglichst unscharf, hält sich mit genauen Aussagen bedeckt. Dafür gibt es triftige Gründe. Die Gefahr, dass dabei etwas Gegenteiliges von dem Behaupteten herauskommt, ist groß. Die Erklärungen werden daher meist auf moralisierende Aufkleber von Lobpreisungen begrenzt: zentrale, wegweisende, freiheitliche, pluralistische, antiautoritäre, mehrheitliche – sind einige wenige davon. Sie alle sind leicht auszusprechen und unmöglich zu leugnen, ob sie im Einzelnen angebracht sind oder nicht. Nun, man kann über vieles streiten. Die so sehr gelobte und hervorgehobene Meinung – die Demokratie wäre eine Hoheit der Mehrheit über die „uneinsichtigen“ Minderheiten ist ohne Wenn und Aber falsch und zutiefst rückschrittlich. Bestrebungen, die Einzelne auf die Linie der Mehrheit zu bringen, sind nicht neu. Ihre Vorläufer sind in den „Hexensteinigungen“ der primitiven Völker zu erkennen und von der Archaik bis in die neueste Geschichte zu verfolgen. Hexen gab es in der Steinzeit nicht (noch nicht), wie sie es zur McCarthy-ismus Zeit ebenfalls nicht gab (schon nicht mehr gab), doch auf „Hexenjagd“ war man dennoch eifrig versessen.

Von Vielen für Wenige zu entscheiden, versuchte man immer und machte es umso rücksichtsloser, je unreifer der Stand der menschlichen Zivilisation war (bzw. zu dem er abrutschte). Die modernen demokratischen Staatsordnungen wurzeln genau im Gegenteil. Ihr Fundament ist die größtmögliche Teilhabe aller an dem gemeinsamen Streben und der Schutz des individuellen Beitrags vor

Anmaßungen der Ignoranz.

Aber, aber. Wieso die Skepsis! Braucht man eine Klarstellung des Demokratiebegriffs überhaupt? Zeigt nicht jede demokratische Ordnung eine typische, nur ihr eigene Struktur der Entscheidungsbildung, die sie zugleich als etwas Fortschrittliches und dem Menschen Zugewandtes auszeichnet? Eben nicht!

Eine Bindung von: „Wahl>Entscheidung>Verwirklichung>Korrektur>Wahl“ zu einem Regelkreis ist grundsätzlich, allen lebendigen Organisationen eigen und keine exklusive Besonderheit der Demokratie, sondern ein Basisprinzip des Lebens. Die Verkettung trägt lediglich verschiedene, den Umständen angepasste Gewänder.

Struktur

Was willst du mit dem Messer, sprich!

Leben ist Schöpfung. Die Schöpfung dringt nicht stur und unnach-sichtig vor und unterscheidet sich damit von der Physis. Die Schöpfung entwirft Projekte, führt sie aus, prüft und korrigiert das Entworfenen, um immer wirksamer und besser zu werden. Je ein-fallsreicher die Projekte, entschlossener die Durchführung und fle-xibler die Korrektur von Fehlern (viele lässt sich nicht vorherse-hen und vermeiden), desto erfolgreicher das Leben.

Die Realisierung der Schöpfungsentwürfe bedarf eines Willens, der bei der menschlichen Gemeinschaft in den Machtstrukturen konsolidiert ist. Die Demokratie ist unter anderem ein Prüfungs-konzept. Sie verleiht den vagen Bestrebungen der Menschheit aus-reichenden Nachdruck, um unbeirrt das Vorgenommene zu ver-wirklichen, und ermöglicht zugleich eine dynamische Korrektur politischer Entwürfe, allen zwischenzeitlichen Irrungen und Un-gewissheiten zum Trotz.

Strukturell gesehen ist Demokratie eine staatliche Ordnung bei der die Führung:

- ausschließlich durch Wahlen an die Macht kommt,**
- für eine bestimmte Zeit und in einem definierten Umfang freie Hand (das Mandat) für die Verwirklichung seiner angekündigten Vorhaben bekommt,**
- in regelmäßigen Abständen Rede und Antwort steht, das Geleistete den Wählern darstellt, erklärt, rechtfertigt und anschließend**
- von den Wählern zur Rechenschaft gezogen wird.**

Die dargestellte Struktur der demokratischen Ordnung erklärt ihre Wirksamkeit, sagt jedoch nichts darüber aus, ob diese dem Guten oder Bösen beisteht. Wie des Messers Klinge kann auch ein demokratisches Gefüge dem Entgegengesetzten dienen. Auf absolut gleichen wie den oben besprochenen „demokratischen“ Prinzipien sind zum Beispiel alle Piraten- und Mafia-Gemeinschaften aufgebaut, denen man nun beim besten Willen keine Menschenfreundlichkeit oder Fortschrittlichkeit nachsagen kann.

Die gut dokumentierte Geschichte der Bukanier auf Haiti (Berichte aus dem 17. Jahrhundert) oder des Seeräuberstaates „Libertalia“ auf Madagaskar, die so poetisch von Daniel Defoe wiedergegeben wurde (18. Jahrhundert), belegen dies detailliert und eindrucksvoll. Die demokratischsten der Demokraten untereinander, waren allen anderen gegenüber blutrünstige Bestien. Zu Hunderten nahmen sie den Kampf gegen reguläre Armeen mit Tausenden von professionellen Soldaten auf und dank ihrer Geschlossenheit und Initiative siegten sie. Dabei zerstörten sie alles, was sich ihnen widersetzte (Kind, Weib, alt, arm und reich) und ließen keinen Stein auf dem anderen.

Sind Schurken-Banden eine ärgerliche, jedoch nichts sagende Anomalie? – wohl kaum. Jede Abschottung der Demokratie und ihre Eingrenzung auf Ausgewählte kriminalisiert sie. Der Übergang ist oft allmählich und kaum wahrnehmbar. Die einzelnen Schritte scheinen durchaus harmlos. Sie führen dennoch unweigerlich zur Dedemokratisierung.

Dedemokratisierung

"Jeder Mensch soll frei und unabhängig sein und hierfür Sklaven haben." ... nach Aristoteles

Es kamen viele Menschen zusammen und stimmten über Wenige ab, da diese Wenigen ihnen seltsam, unheimlich, vielleicht nur erbärmlich (wie es z.B. der American Exceptionalism vorschreibt) erschienen. Mit Nachdruck, wenn nötig mit (Waffen) Gewalt brachte man den Sonderlingen das „Richtige“ bei. Ist dies das Begehrtenwert an der Demokratie? Gott bewahre! Einst schlug Sokrates der Volksversammlung vor, darüber zu bestimmen, dass Esel – Pferde seien. Die Anwesenden lachten laut auf. Die Heiterkeit verflog, sobald er (große Augen machend) nachsetzte: Und warum können Athener dasselbe mit Ministern, Richtern oder Generälen tun?

Sokrates liebte klärende Gespräche. Er vermengte diese mit harmlos anmutenden Fragen, provozierte zuweilen. Die unaufdringliche Unterhaltung lief oft auf ernste Gedanken hinaus. Sokrates stritt nicht, dozierte und ermahnte nicht. Er überließ das Wort der Einbildung und brachte zwischen den Zeilen Verborgenes ans Licht. Er lebte in einer Übergangszeit von der Tyrannei zur Stadt-Demokratie, suchte nach Wahrheit, die für ihn ethisch war und auf eine menschenwürdige Haltung hinauslief. Seine Liebe zum „In-Frage-stellen“ bezahlte Sokrates mit dem Leben. Was die Tyrannen, denen er persönlich zusetzte, nicht wagten, vollstreckte die

Mehrheit, der er gleichgültig war. Wie konnte nur ein so Freiheit liebendes Volk, wie die antiken Griechen, so etwas veranstalten? – Ganz sachte!

Die Verurteilung und Verkündung des Todesurteils für Sokrates erfolgten streng nach Regeln. Anklage, Verteidigung, Widerspruch, öffentliche Auseinandersetzung und Vollstreckung – alle notwendigen Formalitäten und Regeln der demokratischen Abstimmung wurden akribisch eingehalten. Die Hinrichtung wurde pedantisch und in aller Ruhe vollzogen, selbst auf Feiertage und Festlichkeiten wurde Rücksicht genommen, alles denkbar offen und peinlichst dokumentiert. Die damals gefallenen Worte sind für Nachkommen erhalten und können auch heute nachgelesen werden.

Seit der Hinrichtung von Sokrates müsste man wissen: eine Abstimmung ist noch keine Garantie für Freiheit oder Recht. Wie jedes Werkzeug (Stock, Messer, Mauer) kann ein Mehrheitsbeschluss sowohl zum Schutz als auch zum Gegenteil dienen. **Abstimmung kann beides: Menschen mündig oder mundtot machen.**

Die heutigen Fassaden-Demokratien sind voller Lobpreisungen für sich selbst. Sie werfen Bomben auf friedliche Dörfer, verbrennen Kinder mit Napalm, führen Geheimgefängnisse außerhalb aller Rechtsnormen, inszenieren Schauprozesse und streuen Lügen. Für all das wollen sie nicht geradestehen und denken auch nicht daran. Wenn etwas schief geht, entlassen sie die einstigen Figuren des Schreckens mit Friedensnobelpreisen und anderen Ehrungen, bestrafen die Aufrichtigkeit der Unschuldigen, belohnen die Teilnahmslosigkeit der Gleichgültigen, vertauschen die Bezeichnungen und setzen die alte Politik ungeniert fort.

Aber, aber! Die „Mehrheit“ kann sich doch nicht irren. – Und ob! Lobhudeleien verschleiern dies nur. Kein Betrüger, kein

Verbrecher kommt zu ihnen und sagt, was er ist und tatsächlich vorhat. Im Gegenteil. Gauner behaupten stets, sie wollten nur das Allerbeste. So auch die selbstpreisenden Dedemokraten. Sie kämpfen allein für ihre Interessen, die zugleich die Interessen der Mehrheit sind. Es sei denn, „Sie sind ein Feind der Mehrheit und gehören entsprechend behandelt zu werden“.

Um sich gegen die Tricks von Hütchenspielern zu wappnen, sollte man (bevor man sich auf das Spiel einlässt) klären, was man mit „demokratischen“ Wahlen tatsächlich erreichen kann und wann diese Alles zum Gegenteil wenden. Zu viel Unsinn hat man der Demokratie angehängt, zu sehr entstellte man ihr Wesen.

– Dienen Wahlen der Wahrheitsfindung?

Wohl kaum. Die Wahrheit hält nichts von Abstimmungen.

Die Werke Newtons sind allgemein anerkannt. Wären sie jedoch auf die Zustimmung des „Volkes“ angewiesen, gäbe es heute keine klassische Physik.

Wissenschaft und Politik liegen nicht weit auseinander. Politische Visionen erfordern genau so viel speziellen Verstand wie die Physik. Die Wahrheit lässt sich durch Abstimmung weder ermitteln noch festlegen. Die Zensur berief sich dagegen stets auf die „Sorge um die Mehrheit“ und setzte dabei ihre eigene Niedertracht durch.

– Liefern Wahlergebnisse detaillierte Anweisungen für politisches Handwerk?

Der Bäcker, der Tischler, der Tänzer verdanken ihre Fertigkeiten der Anleitung durch Meister. Ihr Können holen sie nicht aus Umfragen bei ihrer Kundschaft. Der Bäcker fragt den Kunden, ob ihm das Gebäck schmeckt. Das Geheimnis der Zubereitung sucht er woanders.

Politiker sind Handwerker und Künstler des Staates. Eine Meinungsumfrage trägt wenig zum Verständnis politischer Rezepte

bei. Der Verweis auf die Mehrheit hilft dagegen, sich über die Legitimität von Gesetzen, Traditionen, ja selbst über die Wahrheit zu stellen und diese auszuhebeln. Der Schwarm an Politikwissenschaftlern, Sachverständigen, „Sternen der Wissenschaft“ und „Wirtschaftsweisen“, die mit ernsten sorgfältig ausgesuchten Schauspielermienen auf die Menschen einreden, dient hierzu. Sie haben ein leichtes Spiel. Überprüfen, was sie sagen, kann die Mehrheit nicht, und sie neigt dazu, dem zu glauben, was ihr am angenehmsten erscheint, besonders wenn die Alternativansichten ausgeblendet werden. Kein Wunder, dass die Dedemokratien immer öfter Schauspieler und Schöngesichter zu ihren Vordermännern machen. Das Theater wird zur Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln jedoch im realen Leben verwirklicht und bis zum Absurden zugespitzt.

– **Bedeutet Zustimmung der Mehrheit mehr Gerechtigkeit?** Vielleicht war Sokrates ein peinliches Missverständnis. Was geschehen war, ist nunmehr Vergangenheit, wir sollten es vergessen und optimistisch nach vorn schauen.

Von wegen!

Wer das Recht auf eine aufgebrauchte Menge überträgt, schürt Pogrome. Einvernehmen mit der Mehrheit macht nicht fehlerfrei, wohl aber straffrei. Der Täter ist in der gesichtslosen Masse vor Verfolgung geschützt. Wie bereitwillig der Einzelne sich im Namen von Mitmenschen zu Abscheulichkeiten hinreißen lässt, sieht man an unzähligen Auswüchsen von revolutionären Umbrüchen und Kriegen. Die Abgründe der Menschenseele lassen sich mit dem Hass und den Ängsten der Menge multiplizieren und ins Ungeheure steigern, der Gerechtigkeit dienen sie nicht. Das Gewissen und eine ausgewogene Urteilsbildung werden nicht inmitten einer tobenden Menge, sondern in Zurückgezogenheit, bei ungetrübter Gesinnung gepflegt.

– Kann die Demokratie überhaupt einem Unrecht dienen?

Nichts leichter als das, besonders wenn sie hierfür besser entlohnt wird.

In Sparta diente eine demokratische, ja beinahe kommunistische Organisation von Lakedämoniern der brutalen Unterdrückung von Heloten. Die Segregation war weder biologisch noch ideologisch bedingt. Heloten bildeten einfach die materielle Grundlage, auf der der „Kommunismus“ von Sparta begründet war. In Athen gab es keine Kasten, Wahlrecht wurde dennoch nicht weniger streng reglementiert als in Sparta. Jemandem ein Wahlrecht zuzugestehen, bringt nicht viel, wenn dieses unter den herrschenden sozialen Verhältnissen nicht materiell garantiert ist. Bedingungen der Mündigkeit müssen erst erschaffen werden. Jemand, der seine gesamte Zeit für das Verdienen von Überlebensnotwendigem aufwenden muss und für den Rest keine Kräfte findet, kann sich nichts anderem zuwenden. Von dieser Warte aus gesehen, erscheint der Spruch von Aristoteles (dem Begründer der Logik) über die unverhandelbar immanente Freiheit des Einzelnen (nicht aber der Sklaven), gar nicht so hirnrissig, wie es sich für den verwöhnten westlichen Bürger anhört. Auch das Benehmen von George Washington ist folgerichtig. Zwar setzte er sich verbal überaus eifrig für die Demokratie und Freiheit aller Menschen ein, dachte jedoch nicht im Geringsten daran, seine eigenen Sklaven zu befreien, die ihm eben diese Freiheit ermöglichten. Und so halten die westlichen Demokratien ihren Lebensstandard auf Kosten der übrigen Welt mit barbarischen, korrupten, autoritären Mitteln, scheuen sich nicht davor, Diktatoren in ihren neokolonialen Sphären zu mehren und die Befreiungsbewegungen zu diffamieren, da diese Unterdrückung und der rücksichtslose Raub fremder Ressourcen eine Voraussetzung der Mündigkeit ihrer Wähler sind.

Die Demokratie lässt sich nicht per Dekret anordnen, weil sie für

ihre Wähler zuerst minimale Mittel zur eigenständigen Entwicklung gewähren muss: Wärme, Essen und Zugang zur Bildung. Ohne diese bleiben alle Deklarationen und Rechte bloß Lippenbekenntnisse.

– **Wie steht es mit der Offenbarung des Volkswillens? Ist die „Demokratie“ nicht ein eindeutiger Beleg hierfür?**

Es gibt eine Wahrheit und ihre Auslegungen, es gibt eine öffentliche Meinung und Ergebnisse von Umfragen. Die Abstimmungen erfassen die augenblicklichen, sehr ungenauen Stimmungen. Die Wünsche der Menschen und die Resultate ihrer Verwirklichung haben nichts miteinander zu tun. Bei der Gegenüberstellung eines Traums und dem, was dabei herauskommt – sagen die Meisten ohne zu zögern – so habe ich es niemals gewollt. Und sie haben völlig recht damit. Den Wunsch und seine Umsetzung trennen Welten. Menschen wollen allein, dass das Resultat ihren Wünschen entspricht und nicht, dass die Wünsche zum Gegenteil führen.

– **Bedeutet Demokratie nicht eine Gleichstellung von Jung und Alt, beugt sie hierdurch dem Altersstarrsinn vor und gibt dem Neuen die Möglichkeit, sich durchzusetzen?**

Das Gesagte ist suggestiv und bedeutet: „Divide et impera“ – wenn man das Unterschwellige übersetzt. Man darf solche Bestrebungen niemals zulassen. Die Demokratie soll vereinen und nicht trennen. Die Freiheit bedarf Menschen, die diese lieben und um nichts auf der Welt aufgeben, Menschen, die sagen – mit uns nicht! – und nach ihrem Gewissen gegen jeden Druck, auch gegen den der Mehrheit, handeln, Menschen, die nicht nur mit Kreuzen auf geduldigem Papier, sondern mit ihrem ganzen Leben und Werk, mit jedem Atemzug, abstimmen, die sich frei gegen jeden Widerstand und jede Kontrolle entfalten. Je länger die durchschnittliche Lebenszeit eines Menschen, desto grösser der Anteil

lebenserfahrener Individuen an der Gesellschaft und desto schwerer fällt es Diktatoren, sie auszuschalten. Wer den zweiten Weltkrieg überlebt hat, wird sich nicht so leicht für neue Kriegspropaganda gewinnen lassen oder Hitler noch einmal wählen. Je „jünger die Gesellschaft“, desto leichter lässt sie sich zu Abscheulichkeiten hinreißen. Man sieht es an den blutigen Revolutionen in Afrika oder bei den Kambodscha Khmer, die durch Armeen von bewaffneten und zu allem bereiten 10-16-Jährigen (im Grunde noch Kinder) ausgefochten wurden, an den Aktivisten der „Linken-“ und Grünen-Bewegung, die bereit sind, alles Bisherige zu zerschmettern und es auch gedankenlos tun.

– **Wie steht es mit der Freiheit, die eine Demokratie jedem Einzelnen gewährt?**

Freiheiten gibt es verschiedene und nicht alle sind erstrebenswert, insbesondere, wenn es um Freiheiten auf Kosten anderer geht. Wir haben dies bei Mafia-Clans bereits erwähnt.

Die Macht des Volkes liegt in dem tatsächlichen Gestaltungsraum, den der Staat dem Einzelnen bereitstellt, durch Gesetze garantiert und sich durch nichts aushebeln lässt.

Die gegenteiligen Bestrebungen überführen die Demokratie gleitend in die Diktatur, der wie auch immer konstituierten Mehrheit (des Katholizismus, Puritanismus, der Bourgeoisie, des Proletariats, der Nationalität, der Dedemokratie). Exzesse solcher Diktaturen hat die Menschheit nacheinander erlebt, um die Folgen zu kennen (Papsttum, Calvinismus, Bonapartismus, Leninismus, Hitlerismus, MacCarty-smus, American Exzeptionalismus). Je breitere Massen den Rückhalt dieser Diktatur bilden, je unüberwindbarer die Barrieren zwischen den „mündigen“ und allen anderen Gruppen waren, desto brutaler und erdrückender zeigte sich der Despotismus. Man sieht das besonders deutlich an den jedermann bekannten noch frischen Narben des Faschismus und seiner

Ideologie.

„Triumph des Willens“

Banditen bilden eingeschworene Gangs und wachsen mitunter bis zu internationalen kriminellen Vereinigungen heran. Sie werden jedoch von der Gesellschaft neutralisiert, bevor ihr Einfluss überhand nimmt. Der Faschismus brachte es dagegen bis zur höchsten Form einer staatlichen und sogar imperialen Dedemokratisierung überhaupt.

Die italienischen Faschisten wählten das altrömische Rutenbündel als Zeichen ihrer Bewegung. Der lateinische Begriff dafür lautet "fasces". Davon leitet sich der Begriff "Faschismus" ab. Einzelnen sind wir leicht zu brechen, wie ein dünner, biegsamer und fragiler Zweig. Zu einem Bündel zusammengeschlossen sind wir eine unbesiegbare Macht. Die Deutschen waren nicht weniger „romantisch“.

*Sie wollen das Lied nicht begreifen,
sie denken an Knechtschaft und Krieg
–derweil unsere Äcker reifen
Du Fahne der Freiheit, flieg.
Wir werden weiter marschieren
wenn alles in Scherben fällt,
die Freiheit stand auf in Deutschland
und morgen gehört ihr die Welt. (1936)*

Die faschistische Bewegung schwenkte die Fahne des Kampfes für Freiheit, moralische Reinheit, für die Volksgemeinschaft, für die Stärke Einzelner. Messianisch erhob der Faschismus den Anspruch, sich für die Gemeinschaft einzusetzen und diese zu führen, dabei die Besten aus ihrer Mitte hervorzuheben und sich um diese zu scharen.

Alles unehrlich, erzwungen, inszeniert und vorgetäuscht – sagen die Gegner.

Inszeniert? – Gewiss war der Faschismus voll von Theatralik, er liebte Effektivolles und Mitreißendes.

Erzwungen, vorgetäuscht, unehrlich? – Weit gefehlt.

Der positive Volksentscheid im Saarland von 90,7%, die Volksabstimmung über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich mit 99,73% Ja-Stimmen bei einer Wahlbeteiligung in Österreich von 99,71%, und 99,59 % im Altreich – lassen sich vielleicht beschönigen, aber nicht in diesem Ausmaße aufzwingen oder vortäuschen. Die Zustimmung der Italiener zum abessinischen Krieg und zur Ausrufung des italienischen Imperiums am 9. Mai 1936 waren zahlenmäßig schlechter erfasst als die deutschen Beispiele und dennoch enorm, und sind nicht weniger eindrucksvoll in filmischen und schriftlichen Chroniken dokumentiert. Die Begeisterung der Menschen war echt. Paare gaben ihre goldenen Eheringe ab, um den Eroberungskrieg, Flächenbombardierungen und Gifteinsätze in einem der ältesten Länder der menschlichen Kulturepoche zu finanzieren. Damit ist Eritrea und nicht Italien gemeint.

Alles durch Lüge, Manipulation und Verstellung hervorgebracht? Im Gegenteil! Der Faschismus verabscheute Täuschung in der Politik. Alle Kompromisse, Maskeraden, kleine taktische Umwege und Zugeständnisse waren ihm zuwider. Der Faschismus war denkbar offen, klar und in seinen Aussagen zutiefst ehrlich. Er verwirklichte konsequent das, was er aussprach und gewann hierdurch einen großen Teil seiner Anhänger.

„Die Gespräche mit Hitler“ von Rauschnig 1932-34 sind in dieser Hinsicht besonders interessant. Er kannte Hitler persönlich, gehörte zum engeren Kreis, folgte ihm begeistert und verließ ihn entsetzt. Im Exil als Anti-Hitler-Propaganda entstanden und dem

Faschismus vieles vorwerfend, was er noch nicht formuliert haben konnte (der Krieg war noch nicht ausgebrochen), zweifeln „die Gespräche“ an keiner Stelle die Ehrlichkeit der faschistischen Ideologie an. Sie betonen immer wieder: der Faschismus hat mit Versteckspielen nichts am Hut. Wort und Tat der faschistischen Macht sollten für jeden möglichst transparent und nachprüfbar sein. Übrigens, das meiste von dem, was Rauschning antizipierte, trat dann auch tatsächlich ein. Der Faschismus brachte alle Prinzipien der Dedemokratisierung bis zu ihrem logischen Ende. Machte er sie dadurch besser? Nein – makabrer!

Was sagt man da? Der Faschismus soll ehrlich sein? Aufrichtigkeit dem Faschismus zugestehen, würde bedeuten, dass sich dieser gleicher Prinzipien wie heutige „Demokratien“ bedient und dabei um einiges wirksamer ist. Ein frostiger Gedanke, wenn man sich auf die Ereignisse rund um den zweiten Weltkrieg zurückbesinnt. Sollten auch unsere Äpfel von dem gleichen Pferd fallen? Es muss doch etwas grundlegend anders an den heutigen Demokratien sein!

Hatte der Faschismus zum Beispiel sich nicht zum Gegner des Parlamentarismus erklärt und diesen vehement bekämpft? Ja, – nur feinden sich die demokratischen Parlamentsfraktionen nicht ebenfalls an und sind lediglich weniger erfolgreich in der Verdrängung ihrer Konkurrenten?

Der Faschismus positionierte sich als Gegner des Parteienzanks und miteinander streitender Parlamentgrüppchen. Er pochte stattdessen auf die von der Mehrheit geführte in sich geschlossene staatliche Führung! Beschwört der „demokratische Westen“ nicht die gleiche Geschlossenheit gegenüber seinen erklärten und unerklärten Feinden auf Schritt und Tritt? Lässt „der demokratische Westen“ nicht nur die Parteien zur Wahl kommen, die sich (abgesehen von Eitelkeiten ihrer Träger) in nichts Wesentlichem

unterscheiden? Setzt er nicht alle anderen Strömungen einem offenen Druck aus, unterwirft geheimdienstlicher Überwachung, unterwandert mit Provokateuren, diffamiert und hetzt alles Abweichende? Man nennt dies „demokratische Werte“ schützen. Nichts und Niemand ist dabei sicher. Selbst einst gewählte Staatschefs wie Schröder oder Trump werden zu Feinden der Demokratie erklärt und verfolgt. Abrechnungen mit Sarkozys, Berlusconis und anderen demokratische gewählten Figuren sind allgegenwärtig. Nein, nicht das „Gesetz gegen die Neubildung der Parteien“, nicht die Geheimdienste und Polizei, sondern die Mehrheit brachte den Faschismus an die Macht und stützte seine Beschlüsse. Es genügt nicht, das Gesetz zu verkünden, man muss auch genug Anhänger hinter sich scharen – idealerweise die Mehrheit. Die bürgerlichen Parteien vor und nach Hitler haben zum Teil viel radikalere Gesetze verfasst, um ihre politischen Gegner auszuschalten. Sie nutzten bereitwillig Berufsverbote, Gefängnisse, sogar Morde dazu und bauten hierzu eine enorme Maschinerie von Überwachung und Unterdrückung auf. Gladio ist eine unbedeutende europäische Fußnote. Was Snowden weltweit offenlegte, ist bloß die Spitze des Eisbergs. Dagegen zählte 1935 der gesamte Apparat der Gestapo 4 200 Mann in der Zentrale und vor Ort. Ein Land mit mehr Polizisten, Geheimdienstlern, Gefängnissen und Gefangenen als die USA ist wiederum in der Geschichte nicht zu finden. Ist die USA faschistisch? Nein. Ihrer Führung mangelt es an Ehrlichkeit – der unbedingten Voraussetzung von Effektivität. Daher zeigen alle drakonischen Gesetze dennoch eine niedrige Wirkung und können nicht einmal WikiLeaks verhindern.

Zu den Grundpfeilern der faschistischen Ordnung gehören:

- Ersatz des individuellen Gewissens und der Innerlichkeit durch die Tatkraft der Mehrheit.
- Uneingeschränkter Vorrang der Mehrheit über den Einzelnen.

Die direkte und sofortige Ausübung dieses Mandats in allen Bereichen des Lebens.

– Aufhebung von Hindernissen, welche sich dem „Volkswillen“ in den Weg stellen.

Wahrlich, für die gegen einander kämpfenden Parteien war in dieser Welt kein Platz. Der Zank antagonistischer Interessen wurde durch die sich ergänzenden Kammern und Bunde, sowie durch „Kraft durch Freude“ ersetzt. Was sich dem Trend widersetze, wurde kurzerhand auseinandergelassen. Selbst die ultranationalistischen Verbände (Stahlhelm, Kampffront, Reichsflagge, Wiking, Heimatschutz oder die aufmüpfige SA-Spitze) blieben nicht verschont.

– Aufhebung jeglicher sozialer, wirtschaftlicher, politischer und kultureller Schirmwände, welche ein Individuum von der Mehrheit trennen. Ein Vorgang, der unweigerlich zu einer gesellschaftlichen Gleichschaltung führte. Der Faschismus ging noch um einiges weiter. Selbst das Feigenblatt der Nacktheit und der Intimität war dem Faschismus verdächtig. Die Menschen, Mann und Frau, sollten sich ihres Körpers nicht schämen, sondern stolz sein, offen zeigen und nach Kräften dem Wachstum des gesunden Volkes beitragen. Alles abweichende gehört angeprangert und ausgemerzt zu werden. Die Euthanasie lässt grüßen.

– Kristallisation gesichtsloser Massen um besonders überraschende Vertreter des Volkes (Duces, Führer etc.) oder das Führerprinzip. *Seid ein Vorbild, ein Vorbild ersetzt tausend Vorschriften.* Oder der Aufruf – *Mehr sein als scheinen* – stand auf der Klinge des SS-Ehrendolchs und drückte die gewünschten Einstellungen aus. KZ-Wächter, Einsatzkommandos und Waffen-SS trugen ihn gleichermaßen stolz und unterschieden sich nicht in ihrer Funktionalität.

– Die Mehrheit war stets zentral für die faschistische Haltung.

Man könnte einwenden, die faschistischen Mehrheitsentscheidungen waren nicht demokratisch abgestimmt, sondern unter Gewehren und drakonischen Strafen erzwungen. Was nicht zutrifft.

Sie waren vielmehr als nur mehrheitlich getragen. Sie waren völkisch! Erstens, verwendete der Faschismus gern alle möglichen Abstimmungen zum Ausbau seiner Machtstellung und scheuten sich nicht davor, Meinungen auf der Straße einzuholen, die er damit voll für sich vereinnahmte. Zweitens ging der Faschismus viel weiter. Bei der Abstimmung kann ein Einzelner sich drücken, nicht zur Abstimmung kommen, den Zettel unbemerkt für andere „falsch“ ausfüllen und abgeben. Der Faschismus brachte die Abstimmungen in jedes Haus, jede Familie und legte die Haltung einzelner für alle anderen offen. Damit erschuf er einen „gläsernen“ Menschen, lange noch bevor es Computer und Elektroniküberwachung gab.

– Der Faschismus zog Massenkundgebungen, Demonstrationen Manifestationen, Aufmärsche, Fackelzüge, öffentliche Veranstaltungen den langatmigen Urnen und unpersönlichen Zetteln vor. Bei den Kundgebungen tritt der Wille der Mehrheit direkt und anschaulich zu Tage. In einer rasenden Menge, die ihre Hände zum römischen oder Hitlergruß hebt, einfach da zu stehen und die Hände unten zu lassen, war ein ungleich größerer Affront des Einzelnen gegenüber der Mehrheit als ein nicht abgegebener oder gar mit „Nein“ stimmender Wahlzettel es je sein konnte. Die Mehrheit machte mit solchen „Volksschädlingen“ kurzen Prozess und wurde davon durch nichts abgehalten. Alleine das Toben der Menge am „Foro Italico“, in den Straßen, Plätzen und Sälen der Nürnberger Parteitage (als es aufwärts ging), aber auch später im Sportpalast 1943 (als der kalt klirrende Tod schon im Nacken saß) sprechen Bände. Keine Strafgesetze, keine Androhungen vermögen solche „Offenbarungen“ des Mehrheitswillens vorzuspielen.

Auch die Kristallnacht und die Bücherverbrennung auf dem Opernplatz sind Ausdruck eines „Volksempfindens“ und einer direkten Äußerung der „Volksmacht“.

Aus dem Mund des NS-Apologeten hören wir: *„Möge die helle Flamme unserer Begeisterung niemals zum Erlöschen kommen. Sie allein gibt auch der schöpferischen Kunst einer modernen politischen Propaganda Licht und Wärme. Aus den Tiefen des Volkes stieg sie empor und zu den Tiefen des Volkes muss sie immer wieder hernieder steigen, um dort ihre Wurzeln zu suchen und ihre Kraft zu finden.“* Goebbels meinte jedes Wort ernst und tat alles Denkbare, um diese Flammen zu entfachen.

– Der Faschismus hatte seine Wurzeln in einem übergeordneten Zwang, der so typisch ist für alle Kulturen. Nur wurde dieser übergeordnete Zwang nicht mehr durch die geschichtlich bedingten kulturellen Gebote und Traditionen geprüft, aufrechterhalten und vermittelt, sondern von der aufgeheizten Mehrheit ausgeführt. Vielleicht fand die faschistische Bewegung gerade deswegen ihren stärksten Ausdruck unter den Kulturvölkern. Die Verwunderung darüber, dass sich Nationen von Poeten, Musikern, Malern und Denkern mit einem enormen Erbe an humanistischen Traditionen, Philosophie, Kunst und der Wissenschaft hierzu so leicht hinreißen ließen, ist naiv. Sie waren in ihrem anerkennenden Hang zur „Einordnung in das Gemeinsame“ geradezu prädestiniert hierzu.

– Dem Faschismus kann man Neigung zur übertriebenen Reinheit vorwerfen. Der Anteil an Kosmetik an seiner Ästhetik war jedoch minimal. Der Vorwurf der Verstellung ist völlig ungerecht. Faschismus ist der erklärte Henker der Selbstbestimmung jenseits der Mehrheit. Die faschistische Bewegung hat dieses, sein zentrales Ziel stets unterstrichen. Nur der Bund, das Volk, die Volksgemeinschaft zählen. Die Mehrheit entscheidet uneingeschränkt

über den Einzelnen. Der Einzelne darf sich nur darin entfalten. Die Geschichte zeigte, was hinter dieser „gehobenen“ Formel steckte – Konzentrationslager, mit Todesfabriken für Andersdenkende, der Drang nach Osten und zur Weltherrschaft, Versklavung und Ausrottung von Andersstrebenden.

Die Menschheit, hat diese, vielleicht die düsterste Nacht ihrer Geschichte, überstanden und ist aus dem faschistischen Albtraum aufgewacht. Die faschistischen Slogans finden aber auch heute Zustimmung. Dies tun sie quer über alle politischen Bewegungen und sind selbst bei „erklärten Antifaschisten“ zu finden. Man wählt ängstlich andere Worte, um sich möglichst nicht in Verbindung mit dem Faschismus zu bringen und übernimmt umso gewissenhafter die Kerninhalte.

Der Faschismus kann mächtig werden und jeden stark machen, der sich diesem anschließt, er ist dennoch nicht überlebensfähig. Stärke kann das Angesammelte besser durchsetzen, das Wahre vermag die Kraft nicht zu erkennen. Im Gegenteil, die Wucht des Triumphes des Willens legt dem Bewusstsein Fesseln an und tötet den Geist. Menschen werden dabei zu blinden Werkzeugen degradiert. In Kolonnen marschieren diese dann singend und fahnen-schwenkend wie Lemminge zum Abgrund und reißen Millionen anderer mit in den Tod.

Ist es rechters, auf die Ähnlichkeiten hinzuweisen, wenn es gerade um die Unterschiede geht?

Schließlich sind Schimpanse und Mensch in vielem ähnlich, genetisch sind sie sogar zu über 98% gleich. Kommt es nicht gerade auf diese wenigen Prozente an? Wenn man von einigen Überschneidungen absieht, liegt nicht der Unterschied zwischen den heutigen Demokratien und dem Faschismus in der eindeutigen Begrenztheit demokratischer Mandate? Hitler wurde nach seiner Kanzlerwahl 1933 praktisch unabwählbar. Besteht darin nicht ein

klarer Unterschied zu den Demokratien? Demokratische Führungen werden nur für begrenzte Perioden gewählt, die gesetzlich verankert sind. Sicherlich war Roosevelt fast genau so lang und Adenauer und Merkel sogar länger an der Macht als Hitler, nur sie wurden wiedergewählt, Hitler blieb dagegen unbestätigt im Amt. Klingt zunächst logisch, ist dennoch nicht stichhaltig. Erstens wäre Hitler, hätte er sich zur Wahl gestellt, mit weit höheren Zustimmungsraten bestätigt worden als alle Erwähnten. Zweitens, hat die Dauer und der Umfang der Mandate mit dem mehr oder weniger an Demokratie nichts zu tun.

Mandate

Im Jahre 1917 beschreibt ein deutscher Offizier an der Ostfront, wie ein Trupp von russischen Revolutionssoldaten gegen seine Stellungen einen Angriff führt. Unter den Salven von Maschinengewehren und Artillerie gingen die Angreifer in Deckung. Was danach folgte, war höchst verwunderlich. Soldaten begannen aus ihren Deckungen in den Bombentrichter durch Zurufe und Händeerheben abzustimmen, ob sie den Angriff fortsetzen sollten. Anscheinend stimmten sie zuerst positiv, rückten etwas vor, hinterließen einige Leichen auf dem Acker, duckten sich wieder, versanken in Erdlöchern, stimmten erneut ab und krochen schließlich durch den Dreck zurück.

Was war das – Demokratie pur oder grenzenlose Dummheit? – Beides.

Warum sollte man überhaupt Regierungen oder eine Führung wählen? Warum nicht gleich alle Fragen in Referenden, Volksentscheiden, Diskussionsforen etc. klären und Beschlüsse direkt umsetzen? Weil Beschlüsse noch nichts bewirken und alle konkreten Fragen der Referenden suggestiv und einseitig sind. Sie blenden die Komplexität aus. Etwas vorhaben und dieses auszuführen ist

nicht eins. Wiederum Wünsche gibt es viele. Man kann nicht weiter gehen, bevor man etwas zum Abschluss gebracht hat. Die Reihenfolge des Angehens und der Koordination sind entscheidend. Die Wahl der Regierung oder Vertretung, die eine Umsetzung vollziehen soll, trennt Zweifel von dem Entschluss.

Das Mandat ist eine Anweisung zum Handeln, aber kein Freibrief für die Resultate des Handelns. Die Handlungsvollmacht ist je nach den Zielen spezifisch begrenzt. Wahlen dienen dazu, vorrangige Ziele und die besten Kandidaten ausfindig zu machen.

Die Dauer des Mandats sagt nichts darüber aus, ob das Wahlergebnis demokratisch oder antidemokratisch ist. Das Mandat muss ausreichend sein, um die abgesteckten Ziele zu verwirklichen. Je nach Aufgabe sind unterschiedliche Mandate notwendig. Die eine Situation besteht bei Militär und Gesetzgebung, eine andere bei Bauvorhaben, Bildung, medizinischer Versorgung, Wissenschaft und Religion. Sofern alle diese Sonderziele aus einem gemeinsamen Topf finanziert werden, ist auch eine übergeordnete zentrale Regulierung (regelnde Verwaltung) sinnvoll. Selbst auf begrenzte Zeitperioden gewählt, erhebt diese Zwischenregierung keinen Zweifel an der Dauer der untergeordneten speziellen Mandate. Die Führung von Akademien, Armeen, Universitäten, Handels- und Gerichtskammern aber auch von Monarchien und Kirchenhäusern ist autonom. Eine Regierung kann unter Umständen einen Oberkommandierenden, Oberpriester oder sogar König des Königshauses aus den Prätendenten benennen, Präzedenzfälle hierfür gibt es zur Genüge. Jemanden zum Akademiker, General oder Prinzen zu bestimmen, kann die Regierung nicht. Diese werden jeweils innerhalb der autonomen Strukturen nach den dort herrschenden Traditionen bestimmt und geduldet oder fortgejagt.

Der Vergleich der Mandate gemeinsamer und spezieller Vereine zeigt: Alle großen und kleinen, speziellen und allgemeinen

Vereinigungen sind nach ähnlichen Prinzipien aufgebaut. Auch dort wird gewählt, allerdings sind Bedingungen, Zeiten und Inhalte der Mandate unterschiedlich und ihrem Zweck angepasst. Manchmal sind sie auf Monate begrenzt, manchmal für Jahre, Lebenszeit oder sogar für die Bestandszeit einer Dynastie vergeben. Nicht nur Könige und Pontifices werden auf Lebzeit gewählt. Bei den Verfassungsrichtern wird das Mandat meist ebenfalls auf Lebenszeit ausgestellt. Es unterscheidet sich somit nicht vom Mandat der Könige und Päpste und ist in seiner Dauer sinnvoll, einfach, weil den Amtsträgern die Wahrung traditioneller Werte obliegt.

Die Mandatszeit ist nie pauschal, sie wird entsprechend der jeweiligen Aufgabe zugeschnitten.

Die modernen Staatsregierungen sind bunt aus Substrukturen mit vielfältigen Mandaten zusammengesetzt. Ihr Entstehen und Zusammenwachsen sind historisch bedingt. Weniger oder mehr demokratisch werden sie dadurch nicht. Heute existierende Monarchien, angefangen von Japan über Spanien, Norwegen, Belgien, Dänemark, Schweden, Großbritannien, Kanada, Australien, und viele andere, belegen dies. Weniger demokratisch als die USA sind diese Monarchien nicht.

Wie man sieht, bestehen keine prinzipiellen Unterschiede zwischen einer auf eine bestimmte Zeit gewählten Regierung und einer königlichen Dynastie. Die einzelnen Einrichtungen kommen nur dann in Clinch, wenn sie sich gegeneinander richten, anstatt der Gemeinschaft zu dienen. Warum sie sich jeweils ergänzen oder bekämpfen und verdrängen, kommt auf die konkreten Umstände an. Wichtig ist allein, wie die einzelnen Strukturen ihre Verantwortung tragen.

Verantwortung

Kierkegaard (1813-1855) wirft Demokratien Verantwortungslosigkeit vor. Während der Amtsträger in der Pflicht vor seinen Vorgesetzten und dem Staat steht und für die Resultate seiner Entscheidungen, Beschlüsse, und Handlungen Verantwortung trägt, verweisen die Demokratien einheitlich auf den Willen des Wählers. Kierkegaard hat die Große Französische Revolution nicht erlebt. Damals endete die fehlverstandene Verantwortung von Volksvertretern oft auf dem Schafott oder in der Verbannung. Zu seinen Zeiten war die Demokratie im Aufwind und konnte sich manchen Patzer erlauben. Daher stammt seine kurzsichtige Vorstellung des „demokratischen Alles-erlaubt-seins“. Was er der Demokratie vorwirft, ist keine Eigenschaft der Demokratie, sondern der Dedemokratisierung und der Arroganz. Jede von unverdientem Erfolg verwöhnte Macht neigt zu selbstgefälliger Willkür.

Ob der Amtsträger gewählt oder benannt wird, jedes Amt sieht bestimmte Pflichten vor. Ist das Amt angenommen, stellt man sich damit auch in seine Pflicht.

Eigentlich ist die Verantwortung vor den Wählern das zentrale Prinzip der Demokratie. Nur wird dieses von Dedemokratien oft ausgehöhlt und ins Gegenteil verkehrt. Es kommt selten vor, dass eine Regierung, einmal an der Macht, sich zur Rechtfertigung vor das Wahlvolk stellt, ihre Entscheidungen und Politik direkt darstellt, erklärt und rechtfertigt. Selbst Fragen aus der Menge werden gemieden und den offiziellen Sprechern nach einem festgeschriebenen Ritual überlassen. Die Demokraten fühlen sich hierzu berechtigt. Schließlich wurden sie von „Allen“ gewählt. Fragen an sie richten irgendwelche Einzelne aus der Menge. – „Willkür wie sie leibt und lebt“. Allerdings nur in ihrer Auslegung.

Damit eine demokratische Ordnung einer Demokratie

dient, darf die persönliche Verantwortung für die Folgen nicht auf die Abstimmenden abgewälzt werden, sondern muss voll und ganz bei denen liegen, welche die Beschlüsse umsetzen. Hinweise auf die Anderen befreien nicht im Geringsten von der Verantwortung. Sie degradieren die “Volks-Vertretung“ zu einer Farce. Eine Umkehrung der Verpflichtungen ist desaströs für die Volksmacht. Dort, wo die Wahlen die Führung und ihr Gefolge von der Haftung vor den Mitmenschen und der Geschichte reinwaschen, allen anderen aber die sogenannten „mehrheitlichen Entscheidungen“ und Bürden der Resultate aufzwingen, ist die Abstimmung Schild und Schwert einer durch nichts eingeschränkten Diktatur. Die Totalität, Strenge und Unausweichlichkeit dedemokratischer Diktaturen waren für die einstigen Despotien unerreichbar, ja unvorstellbar. Abstimmen lässt sich über alles. Somit lässt sich auch alles aushebeln. Nichts ist dabei sicher, einschließlich der Staatsverfassung und des Grundrechtes auf das Leben und dessen Unversehrtheit. Wir sehen das an den Verordnungen zum Schutze des Deutschen Volkes („fast noch gestern verfasst“) oder an den Gesetzen zur Corona-Impfpflicht und dem Infektionsschutzgesetz, an dem Durchboxen von sehr zweifelhaften Erzeugnissen der Big-Pharma (in der neuesten Geschichte). Damals wie jetzt, wurden in wenigen Monaten weltweit alle Zivilisationsregeln einer tausendjährigen Vergangenheit fortgefegt. Gerade die Gegenwart zeigt, wie leicht die Dedemokratisierer sich über jedes Recht auf Selbstbestimmung hinwegsetzen. Alles was man hierfür braucht, ist dreist zu übertreiben, unwissende Massen einzuschüchtern und die Abstimmungen so lange zu wiederholen, bis „das Richtige“ herauskommt. Dabei bleiben Fakes, Unterstellungen, bezahlte Forschungsvortäuschungen und blanke Gewalt gegen Andersdenkende für die Urheber völlig straflos. Die Wahrheit der Kontrahenten wird umgekehrt für Lügen erklärt und strafrechtlich mit

aller Härte verfolgt. Die Last tragen ausschließlich die Wähler und die Wahrheit-Suchenden. Die Führung bleibt dagegen frei von allen Unannehmlichkeiten. Gleich welchen Leithammel die Schafe auch wählen, es entscheiden die Herdenhüter, die hinter den Wahlurnen stehen, wohin dieser die Herde führt.

Tatsächlich sollten die Gewählten es riskieren, sich gegen die mächtigen Strippenzieher zu stellen, so haben sie mit öffentlicher Verleumdung und Verfolgung zu rechnen, müssen berechtigt um ihr Leben fürchten. Das Schlimmste, was den gewählten „Volksvertretern“ wiederum passieren kann, wenn sie sich gegen die Schäfchen stellen, ihre Wahlversprechen brechen, gegen die Wählerinteressen handeln – ist ihre Abwahl bei der nächsten Legislatur. Sehr arg erweist sich diese Strafe nicht. Die Abwahl entbindet von lästigen Amtspflichten bei weiterhin gesicherten Bezügen. Die Abgewählten bekommen dafür gutbezahlte Ehrenposten in Wirtschaft, an Universitäten und allzu berechtigte Hoffnung, bald wieder an den Staatstrog zurückzukehren.

Wenn es zu Interessenkonflikten (zwischen Persönlichem und Gemeinsamem) kommt, ist nicht schwer vorherzusagen, wofür die Regierenden sich letztendlich entscheiden. Und so sehen wir, wie „flammende“ NATO-Gegner plötzlich zu Vorsitzenden dieses militärischen Bündnisses aufsteigen. Wir sehen, wie kompromisslose Pazifisten, grüne Rebellen und Liberale, kaum an der Macht, das Gegenteil von dem durchsetzen, was sie in ihrer „Jugend“ und insbesondere vor der Wahl propagierten. Die Revoluzzer und „Friedenstäubchen“ führen Angriffskriege in Jugoslawien, Libyen, Afghanistan, Irak und der Ukraine, errichten, ohne mit der Wimper zu zucken, Mauern und Gefängnisse, holen schmutzige Braunkohle und Atomkraft von den Mülldeponien, wo sie diese vorher naserümpfend hinwarfen. Das Einvernehmen mit den Drahtziehern ist sicherer, angenehmer und ertragreicher als die

„Zustimmung“ oder „Ablehnung“ der gesichtslosen und im Grunde zahnlosen Menge. Widerstands-Ikonen wie Sahra Wagenknecht bleiben in allen Zeiten und Ländern eine extrem seltene Ausnahme.

Rechte auf Demonstrationen, Streiks und Kundgebungen dienen unter solchen Umständen nicht mehr ihrem ursprünglichen Zweck, sondern einem Ritual des Dampfablassens. Proteste werden zum größten Teil gelenkt und inszeniert, oder als eine Art Karneval von Verrückten behandelt. Sollen sich die Hitzköpfe austoben und ihre Kräfte einbüßen. Man kann sie dabei besser kontrollieren, ihre Anführer ausmachen und neutralisieren. Man gesellt sich sogar gern hinzu, stellt sich in die ersten Reihen für ein schönes Bild, bezahlt Schreihälse professioneller Stimmungsmacher und Klatsch-, Buh- oder Lach-Chöre. Sollten die Ausschreitungen lästig werden oder eine unpassende Richtung einschlagen, so werden sie mit Hinweis auf Missbrauch für undemokratische Werte polizeilich (wenn nötig mit Wasserwerfern, Schlagstöcken, Tränengas, Verhaftungen, Plastik und echten Kugeln) aufgelöst. Eine reale Gefahr für die Macht geht weder von den Abstimmenden noch den laut Protestierenden aus. Die Dedemokraten lieben Kundgebungen nicht weniger als Rom Gladiatorenkämpfe liebte. Laufen gerade keine, dann veranstalten sie welche und sind dabei äußerst einfallsreich.

Freiheit beginnt mit selbstständigen Entscheidungen und Taten mündiger Bürger. Freiheit endet mit dem Recht, sich über andere hinwegzusetzen. Die Unterdrückung lässt sich durch Wahlen hervorragend verordnen, daher haben die Machthaber diese auch so gern übernommen. Allgemeine Verunsicherung und Ratlosigkeit sind ein idealer Boden und ein exzellentes Hilfsmittel dafür.

Meinungs(un)freiheit

„Man kann das ganze Volk eine Zeit lang täuschen, und man kann einen Teil des Volkes die ganze Zeit täuschen, aber man kann nicht das gesamte Volk die ganze Zeit täuschen.“

– Leider doch!

Das geistige Leben der Gesellschaft erlaubt es, vielfältige Ansichten zu formen. Die Diskussionen rund um die politischen Visionen dienen dazu, sie zu konkretisieren. Je breiter und unvoreingenommener die Diskussionen geführt werden, desto solider das Resultat. Wahrheit kann man hierdurch nicht gewinnen, aber man kann die Sehnsucht danach gut formulieren.

Pluralität ist das höchste Gut! Nur diese ermöglicht es, jedes Problem umfassend zu beleuchten, dabei bestimmte Denkrichtungen einzuschlagen, zu verfolgen und aus der Verknüpfung von Meinungen oft unerwartete Lösungswege aufzuspüren. Alles, ob gut oder schlecht, muss frei auf den Tisch, zugänglich und überprüfbar sein. Die demokratische Verfassung soll einen Schutzwall sowohl zum Reifen als auch zum Äußern von Meinungen bieten. Sie soll dem Einzelnen unaufgefordert Räume für Denken und Handeln überlassen, Räume und Rechte, die unantastbar und weder durch ein Diktat der Mehrheit oder der Tyrannen- noch Volksbeschlüsse oder spitzfindige Auslegungen zu kippen sind. Anderenfalls wendet sich die „demokratische Abstimmung“ eindeutig gegen die Demokratie. Formen und Mechanismen bleiben die gleichen, Ziele und Absichten werden jedoch umgedreht.

Die Meinungsfreiheit ist das Recht, seine Ansichten zu formulieren und zu vertreten ohne Angst vor Verfolgungen und ohne Rücksicht auf den Druck von Macht, Menge und Einbildungen des Besserwissens. Die Garantie des Lebens und seiner Unversehrtheit gehören hierzu.

Gewiss kann dabei manches Beleidigende, Makabre oder Verlogene hochkommen. Sokrates, als man ihm berichtete, dass jemand in seiner Abwesenheit von ihm sehr schlecht spricht, sagte zwar: „In meiner Abwesenheit darf er mich sogar schlagen“. Nicht jeder reagiert jedoch gleich gelassen, wenn es um seine Persönlichkeit geht. Je höflicher und lockerer man jedoch gegenüber Anfeindungen bleibt, einen umso deutlicheren Kontrast bildet man. Die gehässigen Ausfälle helfen bei der Wahrheitsbildung nicht weniger als die „gesicherten“ Botschaften der Wissenschaft. Sie zeigen ungeschminkt das wahre Gesicht ihrer Verkünder und zwingen die Beteiligten dazu, genau auf die Inhalte und Taten der Sprecher zu achten. *Man lügt wohl mit dem Munde, aber mit dem Maule, das man dabei macht, sagt man doch noch die Wahrheit.* **Fehlt die Meinungsfreiheit oder wird sie unter guten Vorsätzen ausgerangiert, so marschieren die Demokratien in Richtung Diktatur.** Alle Einschränkungen der Meinungsfreiheit sind Kniffe, Stricke und Schlagstöcke von Diktaturen. Die „Dedemokratisierer“ haben sich hierfür einiges einfallen lassen. Medienregulierungen (Ethik/political correctness/life-matters), Datenschutz Bestimmungen, Demonstrationsverbote aus Scheingründen wie Gesundheit oder Sicherheit (wir reden hier nicht über Anmeldungen zwecks der öffentlichen Absicherung der Abläufe und etc.), verwandeln freie Wahlen in das Gegenteil. Es wird über alles diskutiert außer über Themen, die die Menschen angehen. Alles Heikle wird umgangen oder unter Strafe gestellt.

In Zeiten der Zensur wird Geheimhaltung erforderlich. Geheimhaltung schützt Urteilsbildung vor Zensur. Die Konspiration von Geheimgesellschaften ist gerade aus dem Bestreben entstanden, sich der Kontrolle zu entziehen.

Wenn man auch die Zensur nicht gänzlich umgehen kann (die Emotionen einzelner, besonders bei intimen Themen, spielen

dagegen und sind oft unbeherrschbar, alles lässt sich daher nicht im öffentlichen Raum gutheißen und sollte auf ein höfliches Miteinander hin moderiert, nicht zensiert werden), so sollte man die Geheimhaltung der Meinungsbildung schützen und sich trotz aller gegenteiliger Bestrebungen daran halten. Der Zugang einzelner zum Buchwissen, seine privaten Mitteilungen an andere, Gespräche, Briefe sollten möglichst der Kontrolle entzogen und (ganz wichtig) die Wahlen sollen geheim, direkt und unabhängig gestaltet werden.

Mogelzahlen

Niemand kam bisher an die Macht, ohne dass er vorher von einer Gruppe hierzu gewählt wurde. Warum ist dann eine Wahl nicht gleich jeder anderen? Besteht das Besondere demokratischer Wahlen in der Zahl der Menschen, die daran beteiligt sind?

Gewiss, auch Dynastien, Könige, Päpste und Imperatoren werden und wurden gewählt. Dies geschah jedoch durch eine sehr begrenzte Anzahl an „Wahlberechtigten“.

Das Europäische Parlament wird dagegen von allen EU-Bürgern gewählt (niemand weiß allerdings, wer da hineinkommt, wie die Zusammensetzung der Gremien zustande kommt und was sie eigentlich tun).

Ist dies nicht der Beweis einer größeren Bürgernähe der EU-Parlamentarier gegenüber Monarchien wie z.B. denen von Luxemburg oder Monaco (deren königliche Vertreter für jeden sichtbar und zugänglich sind und deren öffentliche Entscheidungen für alle nachvollziehbar erfolgen)? Würde man alle Menschen der Erde zusammenbringen, sie eine Weltregierung wählen lassen und dann die Menschheit dieser Regierung unterstellen, wäre solch eine Regierung dann nicht die demokratischste aller Demokratien?

Die ironischen Fragen und Gegenüberstellungen sind beabsichtigt

und sollen die Unsinnigkeit solcher Konstrukte zeigen. Entscheidend sind nicht die Zahlen, sondern die reale Beteiligung der Wähler an den Wahlresultaten und die Möglichkeit echter Wahlalternativen. Je geringer diese sind, desto miserabler sind der Stand und die Bedeutung einer demokratischen Einrichtung.

Wahlen sind keine Gesprächsrunden über alles und gar nichts, sondern Mittel, bessere Wege zu finden und etwas zu ändern. Eine Teilnahme an niemanden interessierenden Besprechungen verbittert nur. Die demokratischen Einrichtungen erwachsen daher aus konkreten Vorhaben und entstehen nicht aus blauem Dunst. Die Spezifik der Aufgaben und nicht die Zahlen oder Grenzen der Wahlregion sind ausschlaggebend. Welchen Sinn würde es z.B. haben, Akademiemitglieder, Bischöfe und Fürsten durch allgemeine Wahlen zu bestimmen? Gewiss hat die Tätigkeit dieser Posten direkte Auswirkungen auf alle, nur würde ihre Ausübung besser, wenn sich jeder in diese einmischet?

Abstimmungen sind nur von Bedeutung, wenn sie den Wählenden ermöglichen, sich in das Gemeinsame einzubringen.

Triumph des Geistes

Bei der Betrachtung von Wahlen und der Umsetzung ihrer Ergebnisse haben wir bisher überwiegend Negatives aufgezählt und den Missbrauch angeprangert. Die Vorwürfe sind zahlreich und bitter. Dies ist nicht weiter verwunderlich, da es dabei um die Trennung der Demokratie von den Dedemokratisierungen, faschistischen Transformationen und Kriminalisierungen ging.

Das Aufgezählte kann jedoch nicht alles sein, was die Demokratie ausmacht, sonst würden die Menschen diese nicht so innig anstreben! Ist es auch nicht.

Der Vorrang der Mehrheit vollzieht das Gesetz der Stärkeren. Das Wichtigste an der Demokratie ist aber **die Selbstbestimmung**. Sie

beginnt mit der elementaren Achtung der Persönlichkeit, welche nicht weniger rücksichtsvoll behandelt wird als die Verbände und Staatlichkeit, denen sie angehört.

Eine Diktatur presst Menschen zusammen, wie Kohlenstaub zu Kohlebriketts. Die Demokratie behandelt Menschen wie Rohdiamanten, um die unscheinbaren Naturklumpen zu facettenstrahlenden Brillanten zu bringen. Kein Brillant und kein Mensch gleichen dem anderen. Nur die Berücksichtigung ihrer Natureigenheiten lässt sie in voller Pracht erstrahlen. Die Demokratie erstrebt eine maximal mögliche Einbindung und Entfaltung von Talenten. Sie überlässt jedem die Möglichkeit, sich an dem Gemeinsamen zu beteiligen auf eine Weise, wie es seinen Gaben am besten geziemt. Auf den Punkt gebracht:

Eine Demokratie ist eine Teilhabe, eine Diktatur besteht in einer Unterdrückung. Wie beide zustände kommen ist wichtig, aber nicht entscheidend. Die Diktatur lässt sich bestens durch Abstimmung durchsetzen, die Demokratie und Gleichheit Aller vor dem Gesetz werden oft durch autoritäre, mit den Betroffenen nicht abgesprochene Beschlüsse eingeführt.

Banditentum und Faschismus, Hippies, religiöse Orden und Freaks können sich demokratischer Prinzipien bedienen. Zu einer Demokratie werden sie hierdurch noch lange nicht. Bezeichnend für die Demokratie sind Offenheit und eine tatsächliche und nicht bloß deklarierte Ausrichtung auf die Souveränität. So wie der Geist umso mehr an Tiefe gewinnt, je mehr Menschen zu seinen Inhalten beitragen, so gewinnt auch die Demokratie ihre Kraft mit jedem Menschen, der sich ihr anschließt.

Im antiken Griechenland wurde das Wahlrecht nur freien Stadtbürgern gewährt (Sklaven wurden von Aristoteles als sprechende Haustiere definiert). Bürger fremder Städte hatten keine Rechte, wurden als Rivalen betrachtet und entsprechend behandelt. Ein

organisches Zusammenwachsen griechischer Stadtstaaten war unmöglich. Die Wahlergebnisse einer Stadt hatten in einer anderen keine Geltung. Ein Zusammenschluss erfolgte daher über die Dominanz einzelner Polis, wie Athen oder Sparta, oder nach einer Unterwerfung durch Eroberer, wie Darius oder Alexander.

In der römischen Republik schloss das Wahlrecht alle Patrizier des Herrschaftsgebietes ein (später kamen ausgewählte Plebejer hinzu). Die Demokratie wuchs somit über die Stadtgrenze. Die Macht der römischen Republik basierte auf den jährlichen Wahlen zum Senat und den Magistraten. Der Fortschritt gegenüber den Stadtdemokratien war enorm und sicherte der römischen Republik den Aufstieg zu einem Imperium. Imperatoren waren dabei noch lange nicht in Sicht und dennoch durch den Lauf der Dinge schon irgendwie vorprogrammiert.

Die Unfähigkeit der Demokratie, sich auf das Gesamtgebiet auszuweiten, brachte Rom zu Fall. Die Römische Republik verlor ihre Unterstützer, so dass ihre Zahl nicht ausreichte, um den wachsenden Aufgaben gerecht zu werden. Sie fand nicht genug Menschen, die sich für die Republik einsetzten, dafür aber reichlich Feinde, die ihre Arroganz verabscheuten. Das Recht, das eigene Urteil zu bilden und dieses zu vertreten, lässt sich nicht usurpieren. Grenzen sind ihm widerwärtig, ihre Errichtung führt zu Auflehnung und Kampf. So kam es auch.

Kämpfe förderten das Recht der Stärkeren und boten somit den Königreichen, Despoten und Dynastien reichlich Nahrung. Das römische Imperium ist untergegangen, nicht im Kampf gegen einen überlegenen Feind, sondern aus innerer Schwäche und wegen zu vieler (an sich unbedeutender) Feinde. Die Demokratie starb dabei nicht, sie nahm vorübergehend andere Formen an und verteilte sich anders in der Geographie und Weltgeschichte. Neben „Gott gegebenen“ Fürsten, Königen und Monarchen wählte jede

Stadt und Gemeinde weiterhin ihre Statthalter und Verwaltungen. Despoten wiederum mussten ihre Konsolidierung in Adel und Hof (Vasallität) sowie in den Reichstagen des Heiligen Römischen Reiches suchen.

Die parlamentarische Monarchie hat England für zwei Jahrhunderte einen Überschuss an eifrigen Unterstützern gewährt und ermöglichte dem winzigen Großbritannien nach der „Glorreichen Englischen Revolution“ eine Vorherrschaft weit über die Meeresgrenzen hinaus. Der Vorsprung war enorm und nicht einholbar bis die „Große Französische Revolution“ das Zensuswahlrecht durchsetzte. Von da an wetteifern die Staatsstrukturen miteinander, welche das Wahlrecht immer weiter bis zum allgemeinen Wahlrecht ausbauen und über dieses ihre Verfechter rekrutieren.

Gesellschaften, die nicht Schritt hielten oder sogar in die entgegengesetzte Richtung ruderten, zerschellten oder wurden an den Rand der Geschichte gedrängt. Hatte der Faschismus eine geschichtliche Chance?

Wohl kaum!

Werden die jederzeit und überall vorhandenen Demokratisierungstendenzen durchkommen? Letztendlich ganz gewiss nicht! Mit dem Reifen der Menschheit wird die Abschottung immer unhaltbarer und ein Zusammenschmelzen von gleichberechtigten Staatsstrukturen und ihren Bürgern zu einer Weltdemokratie unausweichlich. Die Voraussetzung hierfür ist zunächst die Souveränität der Mitwirkenden und ihrer Vereine. Es kann keine Mündigkeit dem Einzelnen gewährt werden, wenn die Mündigkeit seiner bisherigen Vereine negiert wird. Die heutigen „Dedemokratien“ gehen vom Gegenteil aus.

Stalin soll gesagt haben; „Ich habe immer geglaubt, die Demokratie wäre eine Macht des Volkes. Genosse Roosevelt hat mich korrigiert. Die Demokratie ist die Macht des amerikanischen Volkes.“

Ob die Situation echt oder in Gedanken nachgestellt wurde – keine Demokratie kann sich dort behaupten, wo man Anderen Mündigkeit abspricht und alle jenseits „eigener Grenzen“ als Gegner oder hörige Vasallen betrachtet. Der Kampf der heutigen Dedemokratien für ihre „exklusiven Werte“ und gegen die autoritären (mit anderen Worten selbstständigen) Vereine wird ebenfalls scheitern. Der enorme Reichtum und die Waffenbestände werden nicht helfen. Man kann die Menschen zwar belügen und einschüchtern, mit Wahlen, Umfragen und Gesetzen knebeln – doch macht man sie auf diese Weise nicht zu Verbündeten. Auf die Kameradschaft bzw. banale Gemeinsamkeit kommt es letztendlich an.

Die Stärke der Demokratie ist die Stärke der sie tragenden Menschen. Ungeachtet aller Irrungen wird eine weltumfassende Demokratie unausweichlich kommen und sie wird aus einzelnen Staaten und ihren Bürgern zusammenwachsen. Nicht fromme Wünsche, sondern die Kräfte, die sie schenkt, werden sie aufrichten.

Vorwärts

Wenn der Gang der Demokratie unaufhaltbar ist, warum sehen wir immer wieder, wie diese nach dem Aufflammen kläglich untergeht, um woanders unverhofft und grell wieder aufzuleuchten. Warum kommt es zu keinem ununterbrochen Voranschreiten?

Weil die Demokratie den gleichen Gesetzen wie jedes andere Leben folgt. Leben ist Entfaltung und Wachstum. Die Demokratie ist eine Teilnahme daran. Dort, wo die gesellschaftliche Entfaltung stockt, zerfällt die Demokratie. In der Stagnation finden Talente keine Anwendung. Die Hochschätzung, die man der individuellen Eigenart und Selbstständigkeit einst entgegenbrachte, kehrt sich ins Gegenteil. Die Aufopferung erntet dann statt Verehrung nichts als Missachtung und Hohn. – „Wenn du so gut bist, wo bleibt dein

Geld, dein Vermögen und deine Stellung?“

Jeder Verein ist ein mehrzelliger Organismus. Das Verhalten der Mitglieder im Verein hängt nicht so sehr von den einzelnen Wünschen und Stellungen der Teilnehmer ab, sondern davon, ob und wie der Verein im Ganzen wächst.

In Zeiten unbegrenzter Wachstumsquellen, wie bei der Eroberung eines dünnbesiedelten Kontinents (z.B. Amerika), der Erschließung neuer Ressourcen (Ackerbau) oder bei Intensivierungen der Arbeitsfähigkeit (durch Maschinen, Elektrizität, Computer-Automatisierung), kommt es zu einem zügigen Wachstum, das umso kräftiger ausfällt, je mehr Menschen sich daran beteiligen und je enthusiastischer sie es tun.

Die sozialen Strukturen werden dementsprechend umgebaut. Jeder, der am Wachstum teilnimmt, ist willkommen und wird in seinem Streben ermuntert und entsprechend seines Beitrags entlohnt. Die Motivation einzelner ist hoch, hoch ist auch ihre Schätzung und Unterstützung durch die Gemeinschaft. Die Demokratie mobilisiert alle verfügbaren Kräfte und lenkt diese auf die vordringlichen Aufgaben.

Sind die Grenzen des Wachstums erreicht, ändert sich das Bild. Das Wachstum muss ins Verhältnis zu den Ressourcen gebracht werden. Anordnungen hierfür bedarf es nicht. Der wachsende Zank untereinander erledigt diese Aufgabe bestens. Enthusiasmus, Initiative und Hingabe werden auf einmal von den Ereignissen abgestraft. Sie bringen denen, die sie vertreten, statt Erfolge und Anerkennung, nur Unkosten, Mühen und Schmerzen. Statt Helden werden so bedauernswerte Don Quijotes geboren. Niemand zeigt Interesse für fremde Opfer, wenn diese fruchtlos für alle bleiben. Und währenddessen tun Schurken das Ihre. Sie parasitieren an dem Fremden, zerstören und vereinnahmen dessen Früchte, erschaffen aber somit freien Platz fürs Nachwachsen. (Von einem

echten Wachstum kann keine Rede sein.) Sie lügen, rauben, stehlen ungeniert und kommen dennoch durch, werden reich und scharen Speichellecker um sich. Die Gemeinschaft zerfällt in antagonistische Gruppen. Die „Wahlen“ dienen in einem solchen Konglomerat nicht mehr der Teilhabe und Entfaltung von Talenten, sondern der direkten Unterdrückung und Diktatur gegnerischer Gruppen. Die Schurken gedeihen umso besser, je gründlicher die Kräfte der Schöpfung gebunden sind. Die Basis von Wahlscheidungen wird immer enger und die gesellschaftliche Segregation größer. Parasitismus und Hierarchie wuchern.

Keine guten Gesetze oder Freiheitskämpfe können daran etwas ändern. Der Aufstand von Kaninchen gegen ihre Züchter kann nur auf eine Weise, nämlich im Bräter, enden, der Aufstand der Bauern gegen ihre Fürsten ebenfalls.

Um aus diesem Zustand herauszukommen, bedürfen einzelne Menschen und ihre Vereine freie Räume zum Wachstum. Dies geschieht in Städten, auf Erkundungsreisen, in Manufakturen und Forschungsstätten. Beim Aufspüren und Erschließen von neuen Wachstumsquellen findet die „Entscheidungsschlacht“ statt. Diese muss nicht einmal mit Waffen geführt werden, sofern der Kräfteüberschuss groß genug ist. Waffen beschleunigen dennoch den Vorgang.

Man sieht, die Demokratie ist kein definierter, klar umrissener Zustand, sie ist der Fortgang einer ununterbrochenen Reifung und Entfaltung. Der Fortschritt geschieht nicht automatisch, sondern stets in starkem Gegenwind einer Dedemokratisierung. Die Demokratie kann daher kein Anrecht und kein festgelegtes Gut sein. Sie lässt sich per Gesetz regeln, aber nicht real einführen und garantieren. Demokratie ist unter anderem auch ein Symptom. Die Menschen hängen an ihr, nicht weil die Demokratie „moralischer“ sei, sondern weil sie zeigt, dass die Gesellschaft, der man

angehört, sich in die richtige Richtung entwickelt. Die Demokratie kann man nur sichern, indem man die Entfaltung der Gesellschaft fördert.

Wie tut man das?

Nun, Lösungen gibt es unendlich viele, und der menschliche Geist fügt alltäglich neue hinzu.

Alles, was die Lebensräume der Menschheit erweitert, die verfügbaren Energieressourcen mehrt, die geistigen, körperlichen Kräfte und die Lebensdauer von Menschen erhöht, stärkt die Demokratie. Welche der Seiten man dabei zunächst wählt: rot, schwarz, gelb, grün, scheckig – ist nicht entscheidend.

Was heißt das Gesagte im Hinblick auf den jetzigen Stand der Menschheit? Wo sind wir? Wo geht es mit uns hin?

Nur eins.

Der einzige Weg, der unweigerlich zur Fortentwicklung der Demokratie führt, ist der Weg zu den Sternen. Die Sterne, die wir dabei meinen, liegen nicht irgendwo unerreichbar im Himmel (wie bei den Weltreligionen), sondern sie sind in den Tiefen des Universums gleich hier und jetzt: in uns, um uns und über uns – an den Horizonten unserer kühnsten Träume, auf dem Weg *durch Nacht zum Licht*. Dieses Streben lag der gleichnamigen Beethovens Sonate und der deutschen Fahne zugrunde, ehe die letzte einen peinlichen „Adler“ erhielt.

Das Instrument, das den Zugang garantiert, ist das Bewusstsein und die Entfaltung des Geistes. **Wahre Demokratie ist der Triumph des Geistes, der sich in den unendlichen Weiten des Weltalls entfaltet und keine Beschränkungen dauerhaft hin- nimmt.**

Noch ist weder die Herrschaft des Geistes noch seine Souveränität erreicht. Nicht einmal gleiches Anrecht und Zugang zum geistigen Erbe wird dem Einzelnen zugestanden. Überall steht ein makabres

Patentrecht eines geifernden Egoismus im Weg. Selbst Werke, die vor 200 Jahren entstanden (und noch ältere), sind wegen des „Urheberrechts“ nicht frei zu lesen. Hindernisse und Reglementierungen nehmen unentwegt zu. Wenn es so weiter geht, wird der deutsche Geist bald auf die zensierte und stark beschnittene Wikipedia begrenzt. **Dabei besteht die Gleichheit der Menschen im gleichen Anspruch auf die Erzeugnisse des Geistes.**

Die Lebensbewegung bemüht sich um Mündigkeit für alle: Völker, Verbände, Wähler und „Noch-nicht-Wähler“, gleich welchem Staat oder Ethnos sie angehören. Um dies zu gewähren, bedarf es nicht nur einer ideellen, sondern auch institutionellen Macht und einer breiten Menschenbewegung, die diesen Anspruch durchsetzt.

Die Menschheit muss noch einen langen Weg zurücklegen, bis solch eine Gesellschaft entsteht. *La città del Sole*, die leuchtende Stadt auf dem Hügel liegt weiterhin in der Ferne. Mehr noch, sie besteht bisher in Entwürfen und Bauplänen und muss erst erbaut und eingerichtet werden.

Die Lebensbewegung wartet nicht darauf und malt keine schönen Bilder mit Blick aus dem Gefängnisfenster (wie Campanella es 30 Jahre lang im Inquisitionskerker tat), sondern versucht mit allen verfügbaren Mitteln für jeden Menschen auf unserem Planeten freie Entfaltungsräume zu schaffen. Eben das ist wahre Demokratie. Hierfür muss man nicht das Rad neu erfinden, sondern alle schon vorhandenen Institutionen vereinnahmen und mit neuem Inhalt und Geist füllen.

Was wir in diesen Strukturen anstreben sollten und von welchen Prinzipien ausgehend – das umreißen wir im Grundgesetz.

—

- II -

Präambel:

Die soziale Ordnung hat jedem seiner Mitglieder ein Lebensniveau zu garantieren, das zur freien Entfaltung des Bewusstseins genügt. Eine ausreichende Versorgung Einzelner mit Kalorien, Quadratmetern Wohnfläche oder Habe sind ein Muss und Mittel, jedoch kein Selbstzweck. Nicht das Haben an sich ist von Bedeutung, sondern wie dieses der Vervollkommnung des Geistigen und der Körperlichkeit beiträgt.

DAS GRUNDGESETZ

Alle Macht geht vom Volke aus – das steht in den meisten modernen Verfassungen.

Das ist kein Wunsch und das sind keine Almosen an die „Massen“, wenn auch die Amtsinhaber diesen Satz oft so auffassen. Es ist auch keine Forderung oder erkämpfte Errungenschaft, selbst wenn „vom Volk“ gerne so gedeutet wird. Der Satz ist eine intuitive Einsicht, dass ohne Gemeinschaft nichts geht. Leben ist Gemeinschaft und die Gemeinschaft entspringt dem Leben.

Alle Macht geht von der Lebensgemeinschaft aus und dient dem Leben – müsste es heißen.

Ein wesentlicher Teil jeder Verfassung definiert die obersten Organe, die Stellung des Präsidenten, des Kanzlers, des Bundestages, des Parlamentes, der Räte, des Obersten Gerichtes, der Wähler und Bürger. Dieser Abschnitt ist in der Regel sehr detailliert und wichtig. Der Teufel steckt bekanntlich im Detail. Sieht man jedoch von den historisch entstandenen (in einzelnen Ländern zum Teil gegensätzlichen und dennoch gut funktionierenden) Einzelheiten ab, so weist die Benennung zentraler Organe lediglich

auf den Weg der Entscheidungsbildung hin. Sie definiert Instanzen und Etappen, hinter denen Zweifel unzulässig sind. Das Individuum hat sich der Obrigkeit zu unterwerfen, gleich welche Gegengründe er auch anführt. Polizei und Behörden sorgen für die Durchsetzung der festgelegten Ordnung. Wichtig sind diese Strukturen, jedoch nicht an sich, sondern in dem Maße, wie sie der Lebensgemeinschaft dienen. Wir können uns daher kurzfassen und gleich zur Kernaussage kommen.

Das oberste organisierende Prinzip der Lebensbewegung ist die Initiative. Die oberste Befehlsgewalt obliegt der Gewissheit der Wahrheit. Das Primat der Koordination gehört der Kompetenz. Die höchsten Richter sind das Gewissen und die Eigenverantwortung. Die einzelnen Staatsstrukturen haben sich diesen Forderungen unterzuordnen.

Was denn, eine Gesellschaft ohne Befehle, Weisungen, Druckmittel, allein auf guten Vorsätzen aufgebaut? So wie bei den klassischen Anarchisten, die mit Ermordung von oft gänzlich unschuldigen Amtsträgern (wie der liebenswürdigen Sissi) starteten und beim Krieg aller gegen alle landeten?

Das liegt uns fern!

Die Hoheit des Bewusstseins, Können und Verstehen sind nicht vererbbar. Der Geist ist machtlos dort, wo die Einsicht fehlt. Der Generationenwechsel wird immer wieder Ignoranz hervorbringen. **Die begierig Strebenden müssen angeleitet und ihr Ego zu-rechtgewiesen werden. Ohne Druck ist keine Kontinuität der Erfahrung möglich.** Der Zwang und seine Organe sind jedoch nicht die oberste Instanz. Sie springen ein, wenn die Schöpfung versagt oder sich Vermessenheit ausbreitet.

Sagt dir die Führung – geh nach rechts, es muss aber links heißen – so musst Du selbst den Weg in die richtige Richtung finden. Verantwortung liegt bei dem, der die Wahrheit sieht!

Wären Wahrheit und Gewissen nicht zu lasch? Der Staats- und Parteiapparat, jede Administration, besitzt ein breites Arsenal an Durchsetzungsmitteln. Gewissheit wäre im Vergleich dazu gar nicht streng, mitunter sehr wohlwollend zu denen, die ihre Gebote überschreiten.

Irrtum! Es gibt keinen strengeren und unbefangeneren Richter als die Realität. Diese allein sagt uns unverhohlen, was man ist und wo man landet.

Wen kümmert die Selbsteinschätzung? Diese lässt sich nicht ummünzen. Einen Schutz bietet sie auch nicht. – Stimmt, jedoch nur äußerlich. Die eigene Einschätzung hat keinen Verkaufswert. Man kann sich dahinter auch nicht wie hinter einem Gesetz oder Wahlergebnis verstecken. Die Gewissheit, richtig zu liegen, wiegt dennoch viel mehr. Sie gibt dem Leben Freiheit, Unabhängigkeit und Rückhalt bei den Gleichgesinnten.

Was aber, wenn das Gewissen im Irrtum landet?

Handelt es sich um eine Selbstverblendung, so wirft diese ihre Besitzer gegen die Mauern der Realität. Ist man im Recht, so nähert man sich Schritt für Schritt der Unsterblichkeit.

Unabhängigkeit ist nicht das Fehlen von Druck oder Straflosigkeit. Unabhängigkeit ist die Fähigkeit, den überholten Zwängen der Gene, der Körperlichkeit, der Kultur eine bewusste Wahrheit als eine bessere Option gegenüberzustellen, diese zu verfolgen und schließlich zu verwirklichen.

–

- III -

ZIELE

Der bei weitem umfangreichste Abschnitt jeder Verfassung behandelt die Ziele. Es ist unmöglich, alle Ziele zu nennen, die im Zusammenhang mit dem Leben aufkommen, auch wird die Wunschliste mit der Zeit nicht kürzer. Es kommen stets neue hinzu. Wir versuchen, die derzeit wichtigsten zu skizzieren. **Die Ziele der Lebensbewegung sind:**

Verbreitung

Das Anlegen von Wohninseln überall dort, wohin das menschliche Streben reicht, von der schäbigsten Hütte im Urwald bis zur Raumstation auf den Saturnringen. Die Verwandlung von Wüsten in blühende Gärten bei jedem Aufenthalt zwischen dem tiefsten Grund des Marianengrabens und den entferntesten Galaxien.

Bejahung des Seins

Die Aufdeckung der Schätze der Evolution, die in unserem Leib schlummern, die Pflege der Körperlichkeit sowie Ausdehnung der Erlebnisfülle und Lebensdauer.

Ein wertees oder unwertes Leben gibt es nicht. Jedes bestehende Lebewesen ist eine Apotheose einer Milliarden Jahre langen Geschichte und Beleg genug, dass es lebenswert ist. Groß oder schwächlich, bedacht oder flink, rau oder glatt, rund oder klobig: die Gleichheit aller ist wichtig. **Wichtig ist, dass man jegliches Leben ermuntert und diesem hilft, die Schranken der Physis zu überwinden. Was immer ein Lebewesen in seiner Einzigartigkeit erreicht, erreicht es für das gesamte Leben.**

Und wenn man versagt und aufgeben möchte? Auch der Wille zum Rückzug ist zu respektieren. Verzicht ist ein Teil des Strebens. Oft lässt man lediglich etwas fallen, um sich umso unbeschwerter aufzuschwingen. Sein ist ewig. Schlaf und Tod sind ein kurzzeitiges Ausklinken des Bewusstseins.

Vervollkommnung

Die Fortentwicklung der Sinne, des Geistes, der leiblichen Fähigkeiten, Kräfte und Ausdauer. Die Möglichkeiten hierzu sind unerschöpflich. Ihre Aufzählung wird niemals vollständig sein und ist überflüssig. Selbst nach Milliarden Jahren der Evolution entdecken Menschen immer wieder Nie-Dagewesenes in sich und um sich. Sie reiten, laufen Schlittschuh, fahren Ski, surfen, tanzen im Windtunnel und bringen sich auf eine neue, nie dagewesene Weise in die Wirklichkeit ein. Sie malen mit Steinen, Stoffen, Körpern, sogar mit Licht, Wasser und Windströmen. Sie gestalten Bauwerke und Landschaften, machen Musik, dringen zu den Geheimnissen des Universums vor. Sie fördern Unglaubliches zutage, als wären sie hierzu geboren. Und dieser Vorgang geht immer weiter und nimmt kein Ende.

Bewusstseinspflege

Das Bewusstsein erhebt den Menschen über seine Biologie, ohne seine Körperlichkeit aufzugeben. Je nachdem auf welchen Boden der geistige Samen fällt, entfaltet sich das Bewusstsein nur bis zu einem gewissen, den Anlagen und Umständen entsprechenden Grad.

Die Fähigkeiten, Geistiges zu erfassen, sind von Mensch zu Mensch unterschiedlich. Rasse, Lebensbedingungen, Entwicklungszustand der Gesellschaft und ihrer Bildungs- und Rechtsstrukturen fahren dazwischen, fördern oder behindern das

Resultat. Voraussetzbar und vorherbestimmbar sind die Ergebnisse nie. Geniales kann überall auftreten. Je breiter jedoch der Kreis ist, den die Bewusstseinsinhalte erreichen und je günstiger die Bedingungen zu deren Aufnahme sind, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass diese fruchten.

Eine wichtige Aufgabe der Lebensbewegung besteht in der Gewährung der maximalen Zugänglichkeit von schriftlichen, visuellen und Ton-Zeugnissen überall und für ALLE. Die Sprache der Schöpfung kennt keine Exklusivrechte von Individuen, Klassen und Nationen. Atom wird griechisch, (al)Chemie – arabisch, Sputnik – russisch, Chip – amerikanisch bleiben, von der Menschheit stammen und allen gehören. Was liegt daran, wer diese Worte prägte! Ein Verbrechen ist es, einzelnen zuzuschreiben, was des jeden ist.

Die Lebensbewegung fördert all das, was der gegenseitigen Befruchtung auf den genetischen, kulturellen und Bewusstseinssebenen dient. Das Bekenntnis zur Freizügigkeit der Wissensübermittlung ist zentral. Keine Bewertungen, wie gut sie auch gemeint sind, dürfen sich in den Weg stellen und etwas verbieten oder zurückdrängen. Der Versuch, den Geist zu privatisieren, ist das Anmaßendste, was die menschliche Borniertheit je hervorbrachte. Jeder Versuch, den Geist dem Ego zu unterwerfen (in welcher Form auch immer), ist kriminell.

Wucherer kaufen Brot in Notzeiten auf, halten es zurück, treiben den Preis hoch und bereichern sich daran. Der Wucherer hat weder das Feld bestellt und gepflegt, noch das Korn geerntet, gespeichert, gemahlen oder an den Mann gebracht. Er hat lediglich den fremden Hunger ausgenutzt und Hass gesät, der ihn vernichten wird. Mit Inhalten steht es ähnlich. Sie sind das tägliche Brot, ja die Luft des Bewusstseins. **Die Anerkennung des Urheberrechtes ist nur insofern zulässig, als dieses dem besseren**

Verbreiten der Werke dient. Es betrifft allein den Aufwand, die Form der Vervielfältigung und Verteilung der Vorlagen, nicht aber den Inhalt. Alle Gesetze, die eine nicht kommerzielle Verbreitung und Nutzung des Wissens stören, sind nichtig. Wer den Aufwand des Kopierens und Verbreitens unentgeltlich auf sich nimmt, hat damit seine Schuldigkeit gegenüber dem Urheber und der Gesellschaft getan. Nur wer daran verdient, hat sich zu rechtfertigen und ist in der Pflicht, klar zu umreißen wofür eigentlich? Intellektuelles Eigentum gehört allen Wesen, die ein Bewusstsein besitzen oder hierzu fähig sind.

Schöpfungsförderung

Die einen reisen und schreiben Berichte über das Land hinter dem Horizont, andere entwerfen Schiffe und Instrumente, noch andere fassen fremde Zeugnisse zu Karten und Plänen zusammen, ohne das Zimmer zu verlassen oder eine Werkstatt zu betreten. Die vorausgehenden Entwürfe helfen den Nachfolgern, sich besser vorzubereiten und den Wirkradius zu erweitern. Wohin die Reise auch geht: zu fremden Kontinenten, Planeten oder in das Innere des Erdballs, einer Zelle oder des Atomkerns – die Schöpfung ist eine Erschaffung von nie Dagewesenem aus gemeinsam Erkundetem.

Die Schöpfung verwandelt das Denkbare zum Nutzbaren, das Mögliche zum Tatsächlichen. Da das Reisen ins Unbekannte erfolgt, sind die Resultate nicht vorhersagbar, nicht planbar. Das Ziel der Lebensbewegung ist **die Unterstützung des Schöpferischen und Aufhebung willkürlicher und physikalischer Hindernisse.**

Das Hinauswachsen über alle erdenklichen Grenzen ist das schönste Gefühl, das den Menschen beflügelt. **Heureka ist das**

unantastbare Recht jedes Lebewesens. Einer Erlaubnis bedarf es hierzu weder von der Politik, Ethik, Moral oder sonstiger selbstgefälliger Gremien. Alles, was das Bewusstsein erweitert, ist ausdrücklich erlaubt. Jegliche Einmischung in die Erkenntnis ist rechtswidrig. Auch der Unsinn bedarf keiner Verbote. Er bestraft und devaluiert sich und seine Träger selbst. So sehr sich die Dummheit auch anstrengt, sie bringt nichts weiter als Totgeburten zur Welt. Die Fehlgriffe zeigen den Menschen wiederum anschaulich, was sie meiden sollten und immunisieren sie gegen Unfug.

Mündigkeit

Jedes Programm ruht auf den Schultern derer, die sich mit seinen Zielen identifizieren. Der Grundstein des menschlichen Zusammenseins ist die Freizügigkeit der Vereinsbildung.

Läuft das Vereinsleben oder ein kleiner Teil davon gegen die Zweckvorstellungen der Mitglieder, so sollen die Mitglieder den Verein verlassen oder ihre Tätigkeit darin ruhen lassen. Sie können neue Verbündete suchen, Rat halten oder neue Verbände gründen, die ihre Ziele angemessen vertreten. **Der Lebensverein soll die freie Beweglichkeit zwischen allen Verbänden maximal gewähren und die Souveränität der Mitglieder garantieren. Hierzu gehören: Wahrung der Privatrechte, eine materielle Unterstützung bei der Suche nach der eigenen Berufung, Ausdehnung des Lebensalters und der produktiven freien Zeit, Verkürzung der Pflichtarbeitszeit und der Pflichtarbeitstage auf das minimale noch von den Produktivkräften geforderte Maß, alters- und genehmigungsfreier Zugang zu Bildung sowie zur Ausübung der Berufe, Schaffung einer Welt, in der Können statt Zertifikate entscheiden.** Ist die Eignung da, soll es vielfältige unbürokratische Möglichkeiten geben, das noch

fehlende Grundwissen (dort wo erforderlich) nachzuholen. Bildung soll helfen und nicht trennen und beschneiden.

MENSCHEN VON MORGEN

Das Bewusstsein streut in jeden Menschen die Samen des Weltenschöpfers. Der Drang, die Welt zu verbessern, reicht bei einigen zum Wunsch, seine Wohnung, den Garten, das Haus umzukrempleln. In anderen erwachen Sehnsüchte von Städte- und Raketenerbauern. Den Hang zur Gestaltung einer besseren Welt findet man sowohl beim Obdachlosen als auch beim Präsidenten.

Für die Ideale des Glücks, der Gleichheit, der Freiheit, der gesunden Umwelt waren Menschen bereit zu kämpfen, zu leiden, Widersacher und Uneinsichtige zu bezwingen, Unverbesserliche zu köpfen. Die eigenen und die fremden Opfer heiligten die vermeintliche „Erhabenheit“ mancher Ideale. An den resultierenden Bacchanalien des Todes und der Zerstörung waren stets die anderen schuld, die aus irgendwelchen Gründen das vorgezeichnete Paradies verschmähten. Gleichzeitig bestand seit eh und je ein anderes Herangehen, nicht weniger gefühlsmäßig. Auch da waren die Träume von einer besseren Welt führend, nur wurde die Ausführung in die eigenen Hände genommen. Gehandelt wurde aus innerer Überzeugung und unabhängig davon, was jemand davon hielt. Lasst uns zusammen mit diesem Tüftler und Wegbereiter nachdenken, wie diese künftige Welt und vor allem **der künftige Mensch** aussehen sollte. Soll dieser Mensch weniger anspruchsvoll, weniger dreist sein, soll er Gesetzen und Weisungen brav folgen, mit allem zufrieden sein, was man ihm „großzügig“ zuteilt? Gott bewahre!

Unser Vorbild ist:

- ein Mensch, der nicht einige Jahrzehnte, sondern

Jahrhunderte und Jahrtausende lebt,
- ein Mensch, dem statt weniger tausenden Watt Energie, Tril-
lionen Watt zur Verfügung stehen,
- ein Mensch, dessen Leben und Wirken nicht eingepfercht in
wenigen Quadratmetern Wohn- und Arbeitsfläche abläuft,
sondern sich in den unendlichen Weiten des Weltalls vollzieht.
Nicht bescheidener, immer anspruchsvoller sollte jeder Ein-
zelne werden! Dabei sollte man seinen Reichtum nicht verste-
cken, sondern möglichst offen tragen und an seinem Lebens-
werk anschaulich demonstrieren, was jedermann erreichen
könnte, man soll Beispiel, Ansporn und Hilfe allen anderen
sein. Reichtum ist kein Besitz, sondern Können.

Für die Herausbildung eines solchen Menschen nutzen weder Züchtigung noch Züchtung. Dieser Mensch kann nur in jedem Einzelnen keimen. Jeder hat mit sich selbst zu beginnen, soll streben, suchen und beweisen, wie man besser, länger und freier leben kann. Eine Alternative zur Selbstverbesserung gibt es nicht. Wer marktschreierisch seine Richtigkeit und Überlegenheit ankündigt, ohne wirklich etwas zu bieten, stiehlt lediglich kostbare Lebenszeit.

Haus der Menschheit

Die Schöpfung ist anfällig wie alles Entstehende und bedarf eines Ortes, wo sie geschützt reifen kann. Religionen haben hierfür das Wort Kirche, Dom (=Haus) genommen. Benötigt man denn eine andere Bezeichnung für den Rückzugsort der Lebensbewegung als das **Haus der Menschheit**?

Das Haus der Menschheit ist ein Nest, ein Kindergarten, ein Forschungslabor, eine Bastelwerkstatt und zugleich eine verschworene Gemeinschaft für die gemeinsamen Schöpfungen des

künftigen Lebens. Hier laufen einzelne menschliche Bestrebungen zur Vervollkommnung zusammen, verflechten und befruchten sich. Die Tür steht jedem offen und lädt ein.

Wo sollen seine Räume liegen? Das Haus der Menschheit hat keine bestimmte Adresse. Es ist überall dort, wo Entscheidungen zugunsten des Lebens fallen. Die Menschheit nutzte bisher intuitiv und ungerregelt jeden Ort hierzu. Es ist an der Zeit, diese spontan entstandenen „Feuerstellen“ bewusst auszubauen. Spezielle Organisationsformen und Mittel werden sich mit der Zeit herausbilden. Man muss nicht auf eine Aufforderung oder ein Zeichen warten. Für das Haus der Menschheit ist jedes Lebewesen ein Anwärter, Erbauer, Schützer und Hohepriester zugleich. Jeder ist sein Mitglied und Missionar gemäß seiner Reife, wobei mir das Wort Lehrer bzw. Meister gefällt besser.

Insignien

Unter welchem Zeichen könnte das Haus der Menschheit auftreten? Gewiss lässt sich jedes Wappen, jedes Symbol mit beliebigem Inhalt belegen. Braucht man deswegen überhaupt eines?

Nun, ohne Logo kann man heute nicht einmal eine Internetseite aufbauen. Lasst uns den Stern über dem Haus zum Symbol der Bewegung machen. Schließlich soll das Haus der Menschheit jedem einzelnen dienen.

Trotz Unterschiede und zur Schau gestellter Unversöhnlichkeit, laufen wir alle unter den Sternen und sind gleich weit von den Sternen entfernt. Sterne schmücken amerikanische, EU, arabische, indische, chinesische, kapitalistische wie kommunistische Fahnen. Der Stern soll der Lebensbewegung allerdings kein Schmutzelement sein, sondern den Leitstern des Weges und des Ziels darstellen. Die Farbe darf sich jeder nach Land, Sprache und seiner Tradition selbst wählen: schwarz wie die Unendlichkeit des Nachthimmels, rot wie die Verheißungen der Morgenröte, gelb wie die Sonne, blau wie der Ozean, leuchtend-weiß wie die Milchstraße, grün wie die Wiesen und Wälder. Alle Farben sind schön.

Leuchte unser Stern, leuchte
und sei gewiss – wir sind auf dem Weg, wir kommen!

DAS VORDRINGLICHE:

Um sich nicht zu verzetteln, sollte man ein paar Eckpunkte auswählen und seine alltäglichen Mühen und Fortschritte daran messen. Was wollen wir zuallererst anstreben:

- **schrittweise Vergrößerung der menschlichen Lebensdauer bis zu 300 Jahre.**
- **Verkürzung der Pflichtarbeitszeit auf 8 Stunden pro Woche.**
- **Hebung des Wohlstands aller bis zu einem Niveau, das für die Herausbildung und Unterhaltung des Bewusstseins ausreicht.**
- **Kompromissloser Bann aller Beschränkungen für nichtkommerzielle Haltung und Verbreitung von Produkten des Geistes.**
- **Verfügbarkeit und Zugänglichkeit von Bibliotheken überall, für Alle und zu allen Themen.**
- **Freiheit bei der Vereinsbildung sowie Schutz privater Rechte und des Eigentums, die hierzu erforderlich sind.**
- **Souveränität des Menschen. Umsetzung der Demokratie, Stärkung der Verantwortung von Regierungen vor den Wählern.**
- **Olympischer Geist von Allen in Allem, auf dem Wege zu den Sternen.**